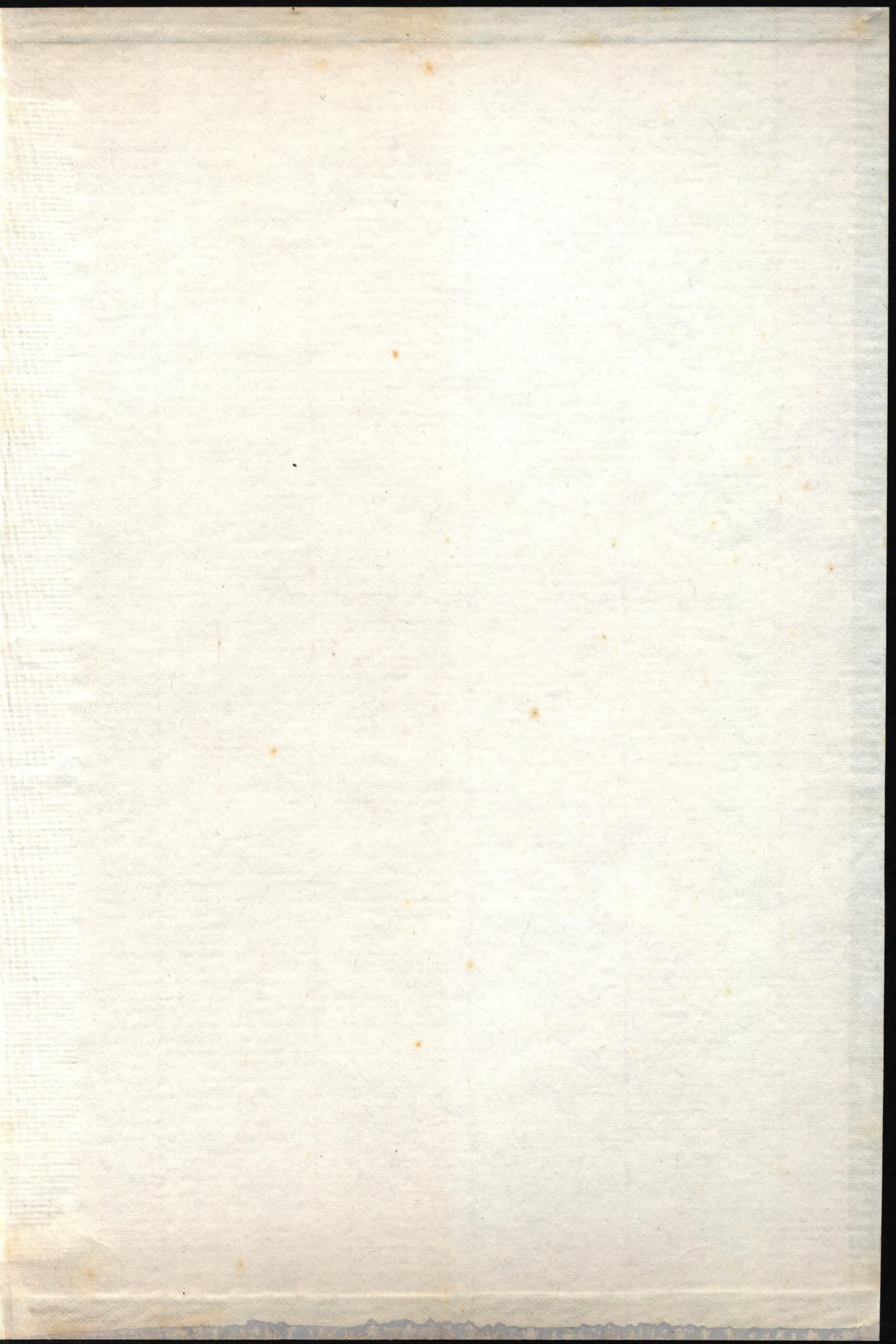
KURT ZIESEL

Das verlorene Gewissen







KURT ZIESEL Das verlorene Gewissen

KURT ZIESEL Das verlorene Gewissen



KURT ZIESEL

Das verlorene Gewissen

Hinter den Kulissen der Presse, der Literatur

und ihrer Machtträger von heute

3. Auflage

7. – 10. Tausend



J. F. LEHMANNS VERLAG MÜNCHEN

Satz und Druck: Gebr. Parcus KG., München
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis



Johann Wolfgang von Goethe

X . . .

Und kann ich, wie ich bat,
Mich unumschränkt in diesem Reiche schauen,
So küß ich, bin ich gleich von Haus aus Demokrat,
Dir doch, Tyrann, voll Dankbarkeit die Klauen.

Zeremonienmeister

Die Klauen! das ist für einmal;
Du wirst dich weiter noch entschließen müssen.

X . . .

Was fordert denn das Ritual?

Zeremonienmeister

Beliebt dem Herrn den hintern Teil zu küssen.

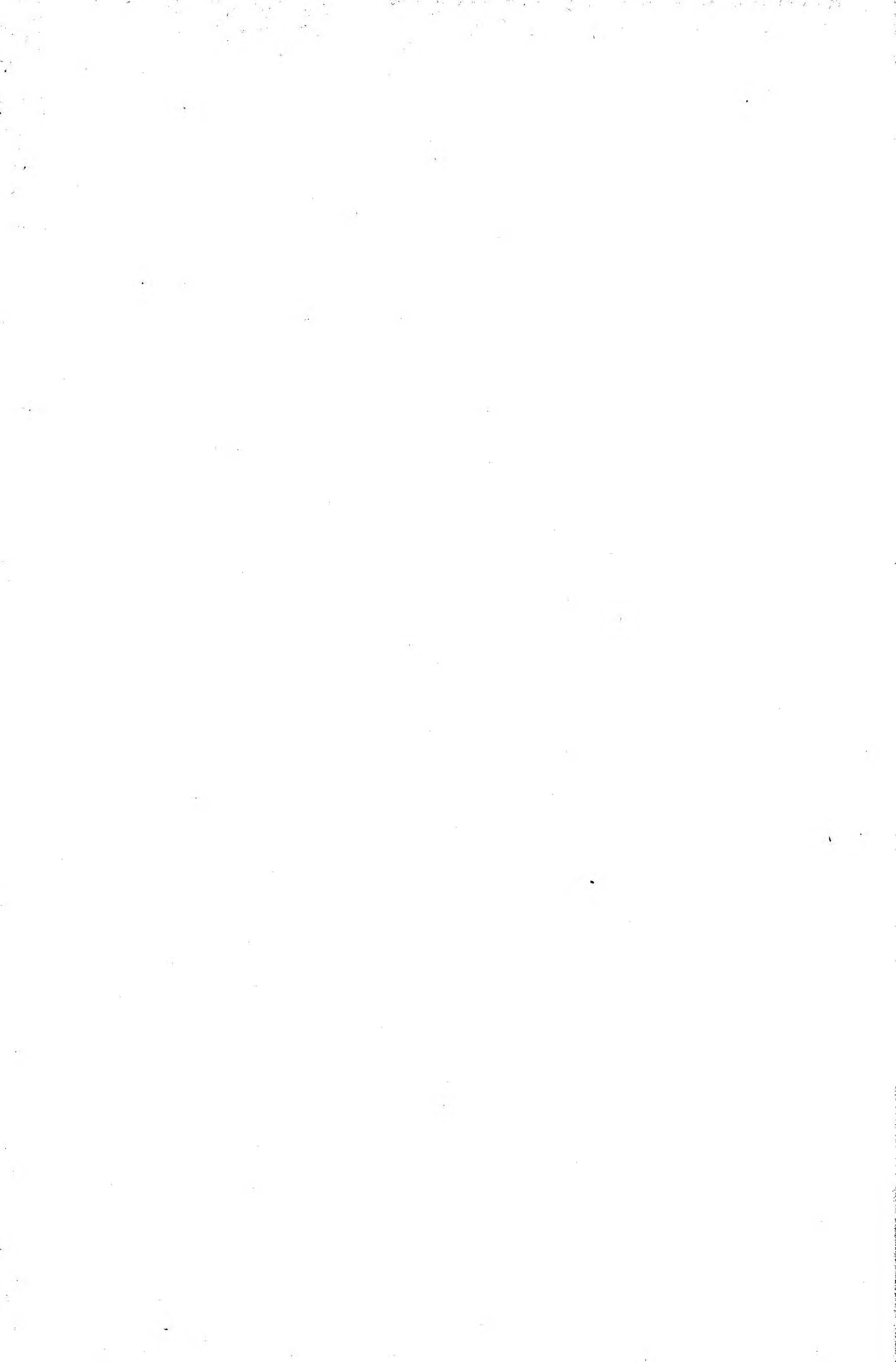
X . . .

Darüber bin ich unverlorn,
und küsse hinten oder vorn.
Scheint oben deine Nase doch
Durch alle Welten vorzudringen,
So seh ich unten hier ein Loch,
Das Universum zu verschlingen.
Was duftet aus dem kolossalen Mund!
So wohl kann's nicht im Paradiese riechen,
Und dieser wohlgebaute Schlund,
Erregt den Wunsch, hineinzukriechen.
Was soll ich mehr?

Zeremonienmeister

Vasall, du bist erprobt!
Hierdurch beleih ich dich mit Millionen Seelen.
Und wer des Teufels Arsch so gut wie du gelobt,
Dem soll es nie an Schmeichelphrasen fehlen.

Aus »Paralipomena zum ‚Faust'« (Walpurgisnacht. Einzelne Audienzen)



Vorwort

»Es ist eine Ehre, als Schriftsteller zwischen allen Stühlen zu sitzen«

Als 1945 nicht nur die nationalsozialistische Herrschaft zusammenbrach, sondern auch ein neuer Abschnitt in der Geschichte Europas begann, regte sich in den Herzen der besten Deutschen neben dem Gefühl der Verzweiflung, Ohnmacht und Schuld auch die Hoffnung, daß mit dem Frieden ein besseres Zeitalter anbrechen würde und daß wenigstens ein Teil aller jener großartigen Propagandareden von Osten und Westen über Freiheit und Menschenwürde, um deretwillen man ja vorgeblich gegen Hitler und Deutschland die Waffen erhoben hatte, nun verwirklicht werden würde.

Diese Hoffnung war ganz besonders in jenen Deutschen lebendig, die 1933, enttäuscht über das politische und moralische Versagen der Weimarer Demokratie, in Hitler und dem Nationalsozialismus einen Weg für die Gesundung Deutschlands, für eine Einigung Europas und einen friedlichen Ausgleich der Gegensätze der Welt gesehen und in bestem Glauben, teils aus bewährter konservativer Haltung, teils aus Idealismus und in völliger Verkennung der wahren Absichten Hitlers seinem Versuch einer Neuordnung Deutschlands und Europas zugestimmt hatten. Sie alle, die einen früher, die anderen später, hatten jedoch erkennen müssen, daß ihr guter Wille und ihr Idealismus mißbraucht wurden und daß sie damit wahrhaft tragisch in eine Lage verstrickt wurden, in der der überwältigende und beste Teil des deutschen Volkes sich einem fast unlösbaren Zwiespalt gegenübersah. Trotz aller späteren Geschichtsfälschungen zweckbestimmter Machtgruppen im Ausland und leider vor allem in Deutschland selbst war diese Lage der eigentliche geschichtliche Tatbestand, in der sich das deutsche Volk befand. Begreiflich, daß in der Stunde des Zusammenbruchs gerade bei diesen Menschen die Hoffnung auf eine echte Erneuerung der Demokratie, die zwischen 1918 und 1933 ein so klägliches Ende gefunden hatte, auf eine wirkliche Entfaltung von Freiheit und Würde des Menschen, auf eine unteilbare Humanität den stärksten Widerhall fand. Begreiflich aber auch, daß diese Hoffnung auf einen Zusammenschluß der westlichen Welt gegen die verbliebene, ebenso bedrohliche diktatorische und unhumane Staatsform zielte, wie sie im Osten schon lange vor Hitler zu einer so schauerlichen Realität geworden war. Selbst im Zusammenbruch dürfte es nur wenige Deutsche gegeben haben, die vergaßen, was dort im Osten seit 1918 geschehen war. Denn dort hatte ja Hitler das Vorbild für die Ausrottung ganzer

Völker, für die Erstickung jeder persönlichen Freiheit, für Willkür jeder Art angeblich im Dienst einer höheren politischen Doktrin gehabt. Dort hatte sich jener Staatsfetischismus in grauenhaftester Perfektion entwickelt, der von den Diktaturen Hitlers und Mussolinis dann übernommen wurde.

Trotzdem standen nun die westlichen Sieger als Richter über Hitlers Verbrechen einträchtig neben ihrem östlichen Alliierten, den man fast ausnahmslos der gleichen Verbrechen vor einem internationalen Tribunal hätte anklagen können. Nichts hätte in jenen ersten Wochen nach dem Zusammenbruch besser die Sehnsucht der Deutschen, vor allem der Millionenarmee der aus dem Osten zurückflutenden Soldaten, nach Freiheit, Humanität und einer Rückkehr zu einem demokratischen Staatswesen beweisen können als ihre fast einhellige Bereitschaft, sich sofort an der Seite des Westens der bolschewistischen Überflutung Europas entgegenzustellen. Instinktiv mochte der einfachste Soldat richtiger als die unfähigen Staatsmänner des Westens gespürt haben, daß Frieden und Freiheit in der Welt nicht gewonnen werden konnten, wenn man nur einer der beiden großen Versuchungen des 20. Jahrhunderts, dem Faschismus, den Garaus machte und die wahrscheinlich noch viel gefährlichere, den Bolschewismus, am Leben ließ. Aber diesem gesunden Instinkt des deutschen Volkes stellte sich einerseits die Unvernunft berauschter westlicher Sieger entgegen, anderseits die kommunistisch verseuchte Masse ihrer politischen Beauftragten, die 1945, aus dem Westen kommend, Deutschland heimsuchten und jene Politik begannen, die für den heutigen Zustand der Welt verantwortlich ist. Statt Aposteln der Humanität kamen Apostel des Hasses nach Deutschland, statt echten Demokraten verblendete Anbeter des Kommunismus, und es begann, eifrig unterstützt von den bei allen Wetterstürzen der Weltgeschichte auftauchenden eilfertigen Dienern neuer Herren und Hyänen der Not, jene seltsame Art von Umerziehung des deutschen Volkes, deren es bei einigem Verständnis für Völkerpsychologie genau so wenig bedurft hätte, wie man einem vom Ertrinken Geretteten nicht erst beibringen muß, daß er nicht sofort wieder ins Wasser springen dürfe. Im Mittelpunkt dieser kommunistenfreundlichen und unhumanen Invasion stand zweifellos der Einbruch jener Figuren aus dem Westen in die gesamten Bereiche der deutschen Publizistik, die zwar Amerika selbst wenige Jahre später, als es aus dem russisch-westlichen Verbrüderungstaumel des Jahres 1945 erwachte, wieder zurückrief und im eigenen Land politisch unschädlich machte, die aber in Deutschland in wenigen Jahren alle jene Zustände vorbereitet und alle jene Personen installiert hatten, mit denen wir heute noch vorwiegend zu tun haben, sofern sie noch nicht nach Pankow abgewandert sind. Sie sind die Hauptverantwortlichen für eine Lage, die alle Deutschen, die sich noch wirklich ernsthaft um ihr Volk, um Europa, um die politische und moralische Erhaltung des Abendlandes Sorgen machen, mit Verzweiflung und tiefer Erschütterung erfüllt.

Heute, zwölf Jahre nach dem Ende des Dritten Reiches, ein Zeitraum also, der der Demokratie genau so lang Zeit bot wie Hitler, unter Beweis zu stellen, was sie bedeutet und taugt, stehen die Sieger von einst als zwei große feindliche

Machtblöcke einander gegenüber. Was haben sie aus ihrem Sieg über Hitler gemacht? Die Antwort liegt offenkundig vor aller Augen: Atombombenangst, weltzerstörendes Vordringen des Nihilismus geistiger und politischer Art. Es ist billig, angesichts dieses Menetekels an der Wand des zwanzigsten Jahrhunderts die eigene Schuld damit zu verkleinern, daß man Hitler und mit ihm das deutsche Volk zu alleinigen Urhebern dieser Situation und damit zu Prügelknaben der Weltgeschichte macht. Weder der Mord an der Freiheit Ungarns noch die Bomben auf Ägypten haben irgend etwas mit Hitler zu tun. Das eine ist eine Demonstration jener imperialistischen Politik des Ostens, die schon lange vor Hitler ihren Anfang nahm, das andere ein letzter und kläglicher Versuch des Westens, seine zu Ende gehende Kolonialherrschaft, seinen human verbrämten Imperialismus zu verewigen. Und auch diese Art von »demokratischer« Kolonialpolitik ist einige Jahrzehnte älter als Hitler. Schon diese Bemerkungen über die politische Lage der Welt sind, dessen bin ich mir bewußt, gefährlich. Geschichtliche Wahrheiten zu vertreten – darin unterscheiden sich die Kolonialimperialisten, die Bolschewiken und Hitler nicht voneinander – ist Landesverrat. Wenn jemand seine Stimme für diese Wahrheit erhebt, wird er – das gehört offenbar zu den unausrottbarsten Manifestationen des zwanzigsten Jahrhunderts – je nach der herrschenden Staatsform eingesperrt, umgebracht oder politisch verleumdet. Wer z. B. in Deutschland heute öffentlich die Ansicht vertritt, daß die Weltgeschichte weder 1933 mit Hitler noch 1945 mit den von Gott gesandten untadeligen Engeln aus Osten und Westen begonnen hat, wer behauptet, daß Hitler auch nur eine der seit Jahrtausenden geübten grausamen Formen, und sogar nur eine sehr kurzfristige, war, in denen sich die dunkle Seite des Weltgeistes offenbart, der wird von der Meute der heute Herrschenden entweder zum Faschisten oder Reaktionär, auf alle Fälle aber zum »Feind der Demokratie« gestempelt. Auch wenn die Simplifizierung des Weltbildes und die Systematisierung der Menschen in die Ödnis gängiger Modeschubfächer zum A und O dieses erbarmungswürdigen Jahrhunderts gehören, ist die innerdeutsche Simplifizierung und der damit verbundene meinungsmonopolistische Terror doch eine besonders niederträchtige oder vielleicht richtiger gesagt dumme deutsche Spezialität. Das deutsche Spießertum, der Untertanengeist und Stammtischpatriotismus feiern seit 1945 in der Demokratie, zwar seltsam verwandelt und neue Formen annehmend, fröhliche Urständ'. Diese bösen Nationalfehler der Deutschen, von den Machtträgern und Positionisten von heute so unbekümmert als »Relikte preußisch-faschistischer Vergangenheit« angeprangert, sind offenbar nicht auszurotten. Wer heute etwa Napoleons geschichtliche Funktion sachlich-historisch betrachtet, wird kaum in den Verdacht kommen, die Raubzüge des Korsen in Europa rechtfertigen oder gar als Vorbild für Gegenwart und Zukunft hinstellen zu wollen; wer aber ebenso sachlich-historisch als denkender Mensch die Lage Deutschlands und die Situation, aus der heraus überhaupt ein Hitler möglich wurde, wahr darzustellen versucht, wird von unseren publizistischen »Eliten« wie von einer Meute bissiger Hunde geradezu angefallen.

Diese Vorbemerkungen sind die Voraussetzung zum Verständnis dafür, was sich heute im Bereich des Geistigen und Kulturellen, dem diese Schrift gewidmet ist, abspielt. Im politischen Einheitsjargon unserer publizistischen Stars wird für alles Negative der Gegenwart der nachwirkende Einfluß Hitlers und der zwölfjährigen nationalsozialistischen Herrschaft verantwortlich gemacht, für alles Positive die Demokratie und ihre untadeligen Machthaber. Die Lächerlichkeit solcher pharisäerhaften Selbstgerechtigkeit entspricht den sonstigen Zügen unserer Epoche. Die Ähnlichkeit zur Geistesverfassung Hitlers ist verblüffend. Was für eine groteske Überbewertung eines einzigen Mannes und seiner Anhänger in dem kleinen Deutschland nach knapp zwölfjähriger Herrschaft gegenüber historischen Entwicklungsgesetzen von Jahrhunderten auf dem Erdball! Was für ein bemerkenswerter Minderwertigkeitskomplex aber auch in Bezug auf die eigene Herrschaft während der gleichen Dauer!

Liegt Hitlers Wirkung im Negativen für unser Heute nicht eher darin, daß seine Methoden, die er ja auch nur von anderen übernommen hat, von seinen gestrengen Richtern und Nachfahren, wenn auch getarnt und modifiziert, im politischen und menschlichen Zusammenleben verewigt werden? In solcher Weiterherrschaft des Bösen, nach seinem äußeren Ende, offenbart sich ja eines der furchtbarsten Geheimnisse der Welt. Aber derartige halb metaphysische Hinweise im Zusammenhang mit den traurigen Machtfiguren unserer Zeit und ihrer moralischen und geistigen Entartung haben fast etwas Blasphemisches, selbst wenn es dem humanen Menschen Bedürfnis ist, für den unerklärlichen Schmutz, der ihn umgibt, Entschuldigungen und Erklärungen höherer Art zu finden. Der Umgang mit Schmutz ist bekanntlich gefährlich. Besonders gefährlich ist es für einen Schriftsteller, sich in die Arena des Politischen zu begeben. Das haben seit Jahrtausenden immer wieder Schriftsteller am eigenen Leib erfahren müssen, nicht nur unter Hitler und Stalin. Von Sokrates über Luther, Petöfi, Schiller, Puschkin bis zu unzähligen anderen war die Antwort der Mächtigen immer: Verbannung, Kerker, Verleumdung, Tod. Der Anspruch auf die Freiheit des Wortes, Rebellion gegen die Zeit und ihre Lügen sind immer verknüpft mit Schaden an Leib und Gut. Die Demokratie macht darin keine Ausnahme. Sie hat den Terror nur »humanisiert«. Galgen und Kerker werden nur mehr in dringendsten Fällen angewandt; heute genügen die Presse, der Rundfunk, die öffentliche Meinung von Cliquen und Kreisen, die Macht der Kollektive und ihrer Bonzen von rechts bis links, um jeden unliebsamen Warner zeitgerecht mundtot zu machen. Und da die politische Dummheit und die ethische Schwäche von uns Deutschen sich ja zum Beispiel an der Leichtgläubigkeit erwiesen hat, mit der wir fast alle Hitlers Schalmeien erlegen sind, kann es nicht wundernehmen, daß seine Nachfolger ebensoviel leichtgläubige Dumme finden, die statt geschichtlicher Wahrheit, statt unteilbarer Humanität, statt moralischer Verantwortung und geistiger Freiheit des Urteils lieber dem Sog der öffentlichen Meinung und ihren Machern nachgeben, von denen ohnedies heute in einem früher nie gekannten Ausmaß die geistigen und informatorischen Bedürfnisse der Massen gestillt werden. Denn

eigene Denkfähigkeit und eigenes Denkbedürfnis sind auf ein Minimum reduziert. Die allgemeine Beeinflußung, die heute von Presse und Rundfunk, von Literatur und Film, von politischen Sonntagsrednern und Aposteln doktrinärer Kreise und Cliquen betrieben wird, ist außerdem viel lückenloser und umfassender als je in der Geschichte der Menschheit. Die Technik hat die Maschen dieses Netzes von Dummheit und vorfabrizierter Einheitsmeinung so eng um die Völker gezogen, daß es schon des Mutes, der Gewandtheit und der Hartnäckigkeit ganz besonderer Rebellen bedarf, um irgendwo in diesem lückenlosen Netz noch einen Ausweg in die Freiheit zu finden. Die Vorstellung, daß hinter den Fernsehschirmen und Filmleinwänden noch irgendwo nachts der Sternenhimmel seine Bahn zieht, beginnt bereits langsam als romantische Verirrung zu erscheinen. Und wer hinter Druckerschwärze, Papier und Radiowellen noch das Antlitz des Menschen oder gar die Stimme Gottes sucht, begibt sich vielfach in ein geistiges Abenteuer, das seine Gefahren in sich birgt.

Diese Schrift zu schreiben wurde mir nach vielen und reiflichen Erwägungen zu einer Art von unausweichlichem Auftrag, diktiert von jener Verantwortung, der meiner Meinung nach der Schriftsteller, ja, der geistige Mensch überhaupt unterworfen ist und der sich zu entziehen gleichbedeutend ist mit einem Entzug des Fundamentes, auf dem allein man geistig bestehen kann. Dennoch habe ich mich immer wieder gefragt, ob nicht die rein künstlerische Arbeit weit mehr vermag als eine Streitschrift, deren Wirkung von vornherein begrenzt ist, um so mehr, als ihr Echo vergiftet sein wird durch den Widerhall oder das Schweigen der Betroffenen, die heute unsere öffentliche Meinung, unser gesamtes geistiges und künstlerisches Leben beherrschen. Meine lautere Absicht wird daher – ich mache mir darüber keinerlei Illusionen – in einer Flut von Verleumdungen und Verdächtigungen untergehen, weil Lüge und Verleumdung ja die bevorzugt und meisterhaft gehandhabten Waffen der Kritisierten und Entlarvten sind, wie das ihrem Wesen, ihrer Moral, ihrem Charakter und ihrem geistigen und ethischen Nihilismus entspricht. Trotz einer Art von lächelnder Selbstironie über das etwas Donquijotehafte meines Unterfangens, gegen den babylonischen Turm unserer publizistischen Korruption und verderblichen Meinungsmache anzugehen, habe ich letztlich nicht umhin können, mir zu sagen: Hier stehe ich und kann nicht anders!

Ich weiß, daß aus den Seiten dieser Schrift neben aller Ironie doch zuweilen jener ungezügelte Zorn schlägt, zu dem sich schon Martin Luther bekannte, als er sagte: »Wenn ich recht predigen und beten will, so muß ich zornig sein.« Und wenn von allen Seiten die Lauen, die Diplomaten, die Feigen, die Gleichgültigen und die Ängstlichen mir zu bedenken gaben, ich möge doch diplomatisch und vorsichtig sein und mich dem Streit dieser Welt fernhalten, so kann ich nur erwidern: *Es gibt eine Verantwortung, der man sich nicht entziehen kann, es gibt ein Gewissen, das dem geistigen Menschen verbietet zu schweigen.* Dies müßte vor allem jenen »demokratischen Umerziehern« wohl ins Ohr klingen, die dem deutschen Volk vorwarfen, zu dem, was Hitler zwölf Jahre lang getan hat, geschwiegen zu haben.

Meine Schrift ist nun keineswegs ein in Wolken entrücktes, allgemein gehaltenes, behutsames Essay zur geistigen und kulturellen Lage der Zeit; ich möchte sie eher eine Kampfschrift gegen die Zeit nennen und einen teilweise sehr persönlichen Aufschrei gegen die unbeschreibliche Verkommenheit, in der heute geistige Menschen in Presse, Rundfunk, Literatur, Film sich aus Feigheit, Geldgier oder politischem Opportunismus an der Lebenskraft unseres Volkes versündigen und damit zu Mitschuldigen und Kumpanen der bolschewistischen Weltrevolution machen. Ich glaube nicht, daß die Wissenschaftler, die die Voraussetzungen für die Fabrikation der Atombombe geschaffen haben, die Zerstörer der Welt sind, sondern ich glaube, daß, wenn ein neuer Krieg die halbe Erde und die Menschheit vernichten sollte, dafür in erster Linie die ewig Feigen, die ewig Opportunistischen, die ewig Geldgierigen und die ewig Verantwortungslosen in Politik und Presse dafür haftbar sind, die immer den Weg des geringeren Widerstandes, der eigenen Nichtgefährdung vorziehen, die sich immer in den Sog der jeweils vorhandenen Modemeinung fallen lassen, die ihren Beruf als Politiker, als öffentliche Meinungsmacher, als geistige Verkünder oder Künstler nicht als *Mission,* sondern als *Geschäft,* nicht als *Aufgabe ihres Gewissens und ihrer Verantwortung* vor ihrem Volk und der Menschheit, sondern als *Spiel um die Macht und den Augenblick* ansehen.

Ich bin mir natürlich bewußt, daß man mir, wie dies bei allen meinen Bemühungen, den Menschen die Wahrheit zu sagen, seit Jahren geschieht, die absurdesten Absichten und die seltsamsten Auftraggeber unterschieben wird, daß man mich entweder als »Faschisten« oder »Neonazi«, als »Ewig-Gestrigen« und »Reaktionär«, als »Feind der Demokratie«, ja, vielleicht sogar als »verkappten Kommunisten« oder »Nihilisten« ausschreien wird und daß am lautesten jene schreien werden, die ich meine. Aber auch diese vorauszusehenden Folgen können mich nicht daran hindern, die Wahrheit zu sagen.

Schon Plato hat vor zweitausend Jahren erkannt:

»Naturgemäß entsteht die Tyrannis aus keiner anderen Staatsform als der Demokratie, nämlich aus der höchsten Freiheit die stärkste und wildeste Knechtschaft. Wie Schleim und Galle setzen sich die Drohnen fest. In der Demokratie aber sind sie bis auf wenige Ausnahmen an der Spitze, und ihre durchtriebene Gruppe redet und handelt und läßt keine andere Meinung auftreten.«

Bereits die Weimarer Demokratie hat diese Weissagung Platos bewahrheitet. Wer es heute ehrlich mit der Demokratie meint, muß daraus die Konsequenzen ziehen und die Drohnen unschädlich machen. Von den Totengräbern der abendländischen Kultur, von den Zerstörern aller nationalen und menschlichen Werte, von gefälligen Opportunisten aus allen Lagern, von wirklich unverbesserlichen Nazis und Kommunisten, von Pseudodemokraten und sogenannten Widerstandskämpfern gegen Hitler, die das Ansehen und Andenken der *echten* Widerstandskämpfer in den Schmutz ziehen, beschimpft, verleumdet und boykottiert zu werden, betrachte ich als Ehre. Es kann die Ehre eines Schriftstellers nicht nach Orden und Auszeichnungen gemessen werden, die ihm die jeweils Mächtigen

verleihen, nicht nach den Titeln und Preisen, die er erhält, auch nicht nach dem feilen Ruhm des Tages, *seine Ehre kann nur gemessen werden an dem Grad der Einsamkeit, in der er in seiner Zeit steht und kämpft. Es ist eine Ehre, wie ich sie bekenne, als Schriftsteller zwischen allen Stühlen zu sitzen, Diplomatie zu verachten, die Menschen zu lieben und die Lumpen zu hassen, den Verfolgten zu helfen und die Mächtigen zu verachten.* Das ist ein hartes Brot. Aber ich glaube, nur aus einer solchen Haltung heraus kann man den Menschen heute überhaupt noch helfen.

Das Wort war noch nie in größerer Gefahr, zur öffentlichen Hure der Welt zu werden. Ihre Zuhälter sind Legion. Es ist an der Zeit, daß die Anständigen sich zusammenschließen, vor allem in Deutschland. Ich glaube, wir sind auf dem Wege, als Volk der Mitte unterzugehen, nicht politisch und wirtschaftlich, sondern moralisch, geistig und seelisch. Die Verantwortlichen dafür müssen zur Rechenschaft gezogen werden. Ich maße mir an zu behaupten, daß es ein Maßstab für die Möglichkeit einer Gesundung unseres demoralisierten Volkskörpers sein kann, welches Echo diese Schrift bei den verantwortlichen Geistern unseres Volkes findet.

Aus den Erfahrungen eines deutschen Schriftstellers zwischen 1933 und 1957

»Ihre Ideale, denen sie mit Einsatz ihres Lebens gedient haben, sind als Zerrbilder und Betrug entlarvt worden. Nicht die Ideale als solche, sondern weil sie ihnen in bewußter Täuschungsabsicht *von so besudelten Händen dargebracht wurden, daß aus ihnen ein klar und nüchtern Denkender nicht einmal den heiligen Gral entgegengenommen hätte.* Es ist sinnlos und wäre ungerecht, der Jugend die Schuld an ihrem Irrtum geben zu wollen. Zunächst einmal müssen sich die Älteren fragen, was *sie* denn getan haben, um die Jugend vor dem grauenvollen Irrweg zu bewahren ... Sie hat ehrlich an die gepredigten Ideale geglaubt. Sie meinte nichts anderes, als der hohen Pflicht der Verteidigung des Vaterlandes zu dienen, als sie in den Krieg gerufen wurde – und nicht der Aufrechterhaltung der Naziherrschaft. Jetzt wird sie in manchen Kreisen beschimpft als ‚Kriegsverlängerer', nun sie nach unerhörten Leistungen mit zerbrochener Waffe heimgekehrt. Alles, was sie gläubig und mit heißem Herzen gab, soll nun Verbrechen gewesen sein. Sie soll an Demokratie glauben und – sieht noch viel Undemokratisches ... Dieser Jugend, die wie keine andere Jugend in irgendeinem Volke und zu irgendeiner Zeit bedenkenlos aufgeopfert worden ist und wie nie ein heiliger Frühling des Volkes in die Granaten und Bomben hineingejagt wurde, dieser Jugend kann nur eins helfen: die Wahrheit.«

Rudolf Pechel in der »*Deutschen Rundschau*«, April 1946

Als ich mit zweiundzwanzig Jahren 1933 als begeisterter Nationalsozialist nach München kam, las ich in der »*Deutschen Rundschau*« im Aprilheft 1933, dessen Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur der *gleiche Rudolf Pechel* war, dessen obiges Zitat ich meinem eigenen Lebensweg voranstelle, unter anderem folgendes:

»Die Deutsche Rundschau, die *seit je in der vordersten Front der deutschen Erneuerungsbewegung gestanden hat,* wird diese Wandlung in ihrer tiefsten Schicht und auf allen Bereichen der Politik und Kultur deuten, sie wird von einheitlichen, deutschen Gesichtspunkten aus die weltanschaulichen Ziele der Revolution jenseits aller Parteien aufzeigen ...« »Der Sieg der nationalen Revolution im Reich hat, wie erwartet werden mußte, alle Kräfte auf den Plan gerufen, die mit Angst und Sorge den Zusammenbruch des Systems von 1918 und die Erschütterung der psychologischen Grundlagen von Versailles als Folge der Neuordnung in Deutschland betrachten. Sie bedienen sich des im Kriege bewährten Mittels einer geschickten Hetzpropaganda gegen das Reich und erhoffen sich dadurch eine Störung des Friedens, um dann in Deutschland noch einmal einen Umsturz herbeiführen zu können, der freilich nur mit dem Siege Moskaus enden würde. Hiergegen Front zu machen, ist Pflicht aller Publizisten, deren Stimme im

Ausland gehört wird ... *Deutschland ist heute schon der letzte Schutzwall gegen das vordringende Untermenschentum moskowitischer Prägung;* es hat eine Mission für Europa zu erfüllen, wenn es diese Aufgabe durchführt, und wird sich in der Welt mehr Sympathien erringen, als wenn es immer noch lavierend und Kompromisse suchend mit den Sendlingen der Dritten Internationale paktieren würde ...« »Zu dem Kampf gegen den Marxismus hat sich in der ersten Phase der deutschen Revolution der *Kampf gegen den Semitismus, vor allem auf kulturellem Gebiet, gesellt* ... Daß eine aktive Gegenaktion einmal kommen mußte, haben wir an dieser *Stelle in unseren Diskussionen der jüdischen Vorherrschaft in Literatur und Kunst wieder und wieder betont.* Wir haben gewarnt – ohne Erfolg ... Wir müssen schon an unseren eigenen Busen schlagen: die Verantwortung tragen wir zum größten Teil selber. Wer hat denn *Emil Ludwig* in hunderttausenden von Exemplaren gekauft? ... Wer hat *Lion Feuchtwanger* und *Erich Kästner* gekauft und gelesen? Wer hat ‚Gigli, eine von uns' und ‚Menschen im Hotel', *Remarque* und *Peter Panter* verschlungen? Nicht nur die Juden, sondern unzählige von uns – und zwar nicht etwa nur die bösen Demokraten und Sozialdemokraten, sondern gerade die guten und nationalen Familien von rechts, denen diese Art Literatur viel leichter einging (und eingeht) als die guten Dinge von der eigenen Seite, die man ihnen wieder und wieder vorhielt. *Wir sagten: Lest Paul Ernst, lest Kolbenheyer, Barlach, Grimm, Vesper!* ... Es wird sehr amüsant sein, festzustellen, wie sehr jetzt nach dem Umschwung die Auflagen der wertvollen nationalen Dichter steigen werden ... Den jüdischen Geist in der deutschen Kultur durch Entfernen jüdischer Schriftsteller, Musiker und Theatermenschen zu beseitigen, ist verhältnismäßig einfach, die Lösung der Probleme, die der arische Semitismus aufgibt, ist viel schwieriger – und viel wichtiger ... usw.«

Rudolf Pechel war damals einundfünfzig Jahre alt. So wie er haben viele bedeutende Publizisten, obwohl sie als »klar und nüchtern Denkende nicht einmal den heiligen Gral aus so besudelten Händen entgegengenommen hätten«, wie sie nun 1946 behaupten, uns jungen Nationalsozialisten auch die letzten Zweifel an Hitler und der nationalsozialistischen Revolution genommen. Seinen und seiner Freunde *Anweisungen* folgend, begannen wir Kolbenheyer, Grimm und Vesper statt Feuchtwanger, Remarque und Kästner zu lesen.

1956 aber steht in der wiederum von Rudolf Pechel herausgegebenen »Deutschen Rundschau« in Bezug auf Kolbenheyer:

»Die braunen Ratten müssen endlich und endgültig totgeschlagen werden.«

Nach diesem etwas dramatischen Vorspiel ein paar allgemeine Worte: Da ich weder Politiker noch Kulturphilosoph noch Tagesjournalist noch Historiker bin, entsteht mein Bedürfnis, mich zur Situation der Zeit zu äußern, nicht aus politischen, kulturphilosophischen, journalistischen oder wissenschaftlich-historischen Bedürfnissen, sondern aus der heute so unbeliebten und verdächtig gewordenen, ganz und gar *persönlichen menschlichen Verantwortung.* Meine Tätigkeit als Schriftsteller hat zwar schon immer stark unter dem Einfluß zeitgeschichtlicher Bezogenheit gestanden, ja, es war mir in den meisten meiner Bücher ein unüberwindliches Bedürfnis, den künstlerisch-formenden Drang an Stoffe zu wenden, die mich aus der Zeit, der Not und dem Schicksal der Menschen förmlich ansprangen. Die Form erschien mir immer nur als Mittel, nie als Selbstzweck, und ich glaube, daß sich heute in solcher künstlerischer Bescheidung allein ein Weg für den Schriftsteller öffnet, noch zu den Herzen der Menschen zu gelangen, durch Bücher überhaupt noch Wirkungen zu erzielen.

Warum ich dies vorausschicke? Nun, ich glaube, es wäre sinnlos, mit dieser Schrift in gleichsam abstrakt-distanzvoller Zurückhaltung, aus der abgeklärten Warte eines neutralen Beobachters gewissermaßen, von den Dingen zu sprechen, die für weite Volkskreise auch nicht annähernd in ihren komplizierten und perfiden Zusammenhängen durchschaubar, ja, auch nur erklärbar sind. Die öffentliche Meinungsmache und der öffentliche Kunst- und Literaturbetrieb unserer Zeit sind eine Art von Logenbetrieb, nur Eingeweihten zugänglich und begreifbar, und jeder Versuch, ihn in breiteren Volksschichten in seiner Gefährlichkeit, Perfidie und seiner ungeheuren Wirkungsmacht deutlich zu machen, gilt als Sakrileg. Aber diese Schrift ist ja nicht für den in diesem Bereich herrschenden Klüngel geschrieben, auch nicht für die Eingeweihten und Mitläufer des Apparates – die wissen ohnedies Bescheid –, sondern für jene Menschen, die, wie ich glaube, sich um die Entwicklung unseres Volkes in geistiger, moralischer, religiöser und künstlerischer Hinsicht noch etliche Sorgen machen. Ich hoffe daher ganz besonders auf Leser unter den Ärzten, Lehrern, Professoren, Technikern, Geistlichen, und ich hoffe vor allem, daß junge Menschen dieses Buch lesen werden, Menschen, die vielfach heute diesem Apparat der Meinungsmache, der Moden in Literatur, Musik und Kunst hilflos ausgeliefert sind, deren Geschichtsvorstellungen in der unglaublichsten Weise verbogen und verfälscht werden, die heute überhaupt vielfach keinerlei Möglichkeit mehr besitzen, sich in der allgemeinen Einheitsmeinung, auch wenn sich diese in zwei diametralen Meinungen tarnt, eine eigene zu bilden, und die doch, ich weiß das aus den Erfahrungen mit drei eigenen erwachsenen Söhnen, mit dem gesunden, rebellischen Instinkt der Jugend zutiefst spüren, daß in allem Glanz schöner Worte, Phrasen, Anbiederungen, Verkündigungen neuer Pseudoleitbilder und Pseudogenies etwas nicht stimmt, etwas faul im geistigen Bereich des Staates ist, und nicht das, was ihnen Presse und Rundfunk und hochgelobte Stars der Literatur und Kunst täglich einreden wollen, sondern etwas ganz anderes, etwas die innere Existenz, das Verhältnis zu Natur und Welt Berührendes, das gar nichts mit dem Atomzeitalter, mit Angst und Nihilismus zu tun hat, sondern das ich vielleicht am umfassendsten mit dem *verlorenen Gewissen* bezeichnen möchte, mit dem *Verlust der Mitte*, wie es *Sedlmayr* nennt. Es ist, um es auf einen anderen Nenner zu bringen: *die Fragwürdigkeit der Eliten, die heute Wort, Macht und Geld haben.*

Diese Schrift will also kein neuer abstrakter Versuch der Weltdeutung sein, kein Traktat religiöser oder literarischer Art, sondern ich will schlicht, gewissermaßen als Schuster beim Leisten, als Schriftsteller beim Erzählen bleiben. Wenn ich daher von den Erfahrungen meines eigenen Lebens berichte, setze ich mich natürlich dem Verdacht und Vorwurf aus, eine Art von Selbstrechtfertigung zu geben, oder, wie manche meiner Kritiker gerne sagen, »Ressentiments« abzureagieren, indem ich die Welt nur aus dem Blickpunkt meiner sehr einseitigen Erlebnisse sähe. Ich nehme auch die Gefahr dieser Unterstellung auf mich, denn ich glaube, man kann andere nur am Beispiel eigener Erfahrungen belehren und

überzeugen. Schlüsse aus *Erfahrungen* zu ziehen heißt noch lange nicht »Ressentiments« zu hegen. Was für ein Segen wäre es, wenn die Politiker dieser Welt mehr »Ressentiments« solcher Art hätten. Ich bin sicher, daß eine solche Streitschrift erst Überzeugungskraft, Wirkung und Wahrheitsgehalt besitzt, wenn sie aus der eigenen Begegnung mit der geschilderten Welt gewonnen ist. Alles andere gehört in den Bereich heute vielfach so hektisch betriebener geistiger Spielerei, die Gott sehr mit Recht mit dem Verlust des Glaubens und dem Abfall zum Nihilismus bestraft. Der Leser möge daher aus obigem Aspekt begreifen und zugleich entschuldigen, daß ich vorerst in solcher Ausführlichkeit von meinen persönlichen Erfahrungen spreche. Er möge sie als typisch nehmen und die allgemeine Konsequenz daraus ziehen.

Als ich neunzehnjährig nach dem Abitur 1930 als Werkstudent nach Wien ging, lag ein Jahrzehnt hinter mir, in dem ich zu nationalem und großdeutschem Denken erzogen worden war, nicht nur vom Elternhaus, sondern in der immer nationalen Atmosphäre Tirols, vor allem aber vom österreichischen Staat selbst. Meine ersten »politischen« Schulerlebnisse waren verknüpft mit dem Namen »Deutsch-Österreich«. Nach dem verlorenen ersten Weltkrieg hatte der damalige erste österreichische Staatskanzler *Karl Renner* als Punkt eins der österreichischen Verfassung verkündet: »Deutsch-Österreich ist ein Bestandteil der deutschen Republik«. Den Volksschüler schickte der Staat wenige Jahre später mit Flugzetteln für eine Volksabstimmung zum Anschluß an Deutschland auf die Straße! Und fast neunundneunzig Prozent des österreichischen Volkes bejahten ihn damals, zehn Jahre vor Hitler! Von den Siegermächten wurde dieser großdeutsche Versuch des sozialdemokratischen Staatskanzlers verboten. 1938, nach dem Einmarsch Hitlers, verkündete der gleiche Karl Renner: »Alle Österreicher stimmen mit Ja für Hitler und Deutschland!« Und sie taten's denn ja auch. 1945 aber bezeichnete der gleiche Karl Renner als erster Kanzler des »befreiten Österreich« alle jene als »Verräter an Österreichs Eigenstaatlichkeit«, die an Hitler geglaubt hatten, und seine Partei schlug den Russen auf Plakaten vor, alle Nationalsozialisten nach Sibirien zu transportieren.

Als ich diese historischen Tatsachen 1951 eine meiner Figuren in meinem Roman »*Und was bleibt, ist der Mensch*« aussprechen ließ, fiel die österreichische Presse, die damals noch das Feld beherrschte, über mich her, und ihre deutschen Ableger schrien mit. Damit begann meine »Laufbahn als Neonazi«.

Die kleine Abschweifung macht die Entwicklungen deutlich. Politiker und Presseleute können, ja müssen sich »wandeln«. Ihr Gewissen ist immer nur von der Lage des Tages bestimmt; wer auf die Wahrheit und die historische Entwicklung hinweist, wird mit Recht als ein Störenfried ihrer Geschäfte betrachtet.

Als ich in Wien studierte, stand Österreich an einem politischen und wirtschaftlichen Abgrund. Wer als Werkstudent sein bißchen Brot und Studiengeld verdienen mußte, spürte das furchtbar am eigenen Leib. War es verwunderlich, daß der herrschende Machtapparat uns Studenten mit Widerwillen und Abscheu erfüllte? Die einen zogen daher rebellisch nach links zur sozialdemokratischen

Opposition, die anderen nach rechts zu den Nationalsozialisten. Bei *beiden* Parteien lauteten die Programme sehr ähnlich, und sie waren ganz nach unserem Herzen: Frieden und Freiheit, Sauberkeit im Staat, gegen jede Korruption, Brot und Arbeit für alle, Anschluß an Deutschland. Hitler wurde uns damals zu einer legendären Figur, einer Art von Siegfried und Drachentöter im Ungeist der Zeit. Millionen Arbeitslose in Deutschland und Österreich, Hunger und Elend hüben und drüben vergällten uns die Freude an Demokratien. Diese Lage sollte uns junge Menschen nicht in die Arme von Propheten treiben, die das Blaue vom Himmel versprachen und die an unsere besten Instinkte, an Gemeinschaftssinn, Vaterlandsliebe, Opferbereitschaft appellierten, die gegen Klassenkampf und gegen Zinsherrschaft waren? Dann kam in Österreich die »christliche« Diktatur des Herrn Dollfuß, und die Konzentrationslager füllten sich landauf und landab mit Sozialisten und Nationalsozialisten. *Sie saßen gemeinsam und brüderlich in den gleichen Kerkerzellen und hinter den gleichen Stacheldrahtzäunen,* und jene, die noch in Freiheit waren, kämpften *gemeinsam* gegen die Diktatur. Wehe, wenn man diese simple und unwiderlegbare historische Tatsache heute ausspricht.

In dieser Situation kam ich Anfang 1933 nach Deutschland. Ich hatte in deutschen Zeitungen von dem Terror in Österreich gegen Sozialisten und Nationalsozialisten geschrieben. Dem Kerker des Herrn Dollfuß zog ich die erhoffte Freiheit unter Hitler vor. Sie dauerte allerdings nicht lange, denn ein halbes Jahr später saß ich bei Hitler im Kerker, wurde aus der Partei und aus dem Presseverband ausgeschlossen. Meine Existenz – ich hatte nach einem sechsmonatigen Gastspiel als Volontär am »*Völkischen Beobachter*«, wo ich das journalistische Handwerk lernte, für ein paar Zeitungen die Münchener Vertretung übernommen – war zerstört. Eine wenig beneidenswerte Lage für den unerfahrenen Jüngling von zweiundzwanzig Jahren. Daß ich nicht ein paar Jahre lang in den Kerkern und Lagern Hitlers verbracht habe, verdanke ich ausschließlich dem Mut, der Kameradschaft und der menschlichen Anständigkeit eines einzigen Mannes. Sein Name ist: *Erwin Guido Kolbenheyer.*

Damit begann meine erste Beziehung zur Literatur. Und ich lernte sie in der Gestalt dieses aufrechten Mannes aus einem Blickwinkel kennen, der mir Urteile, Verdammungen und Verleumdungen nach 1945 immer als besonders fragwürdig, niederträchtig und absurd erscheinen ließ. Die Einzelheiten über diesen Ursprung meiner heutigen Haltung zur Hexenverfolgung der Lizenzliteraten und Lizenzjournalisten nach 1945 sind so bemerkenswert und symptomatisch, daß ich sie hier ausführlicher darstellen will. Ich glaube, vor allem die deutsche Jugend kann an diesem Beispiel ermessen, was sie von den Lügen zu halten hat, die ihr heute von einem Großteil der Presse, der Literaten, der geistigen Modestars, die unsere Kulturgremien, Akademien, Rundfunkstationen und Feuilletonredaktionen beherrschen, über jene Zeit und jene Männer vorgesetzt werden.

Als ich 1933 nach München kam, stieg Hitlers Stern meteorhaft am deutschen und europäischen Himmel auf. Staunend las ich (siehe Rudolf Pechel!), welche bedeutenden Männer auf allen Gebieten der Politik, der Kunst, der Presse, der

Literatur, der Wissenschaft sich zu ihm als dem Retter Deutschlands bekannten. Ich will meine Leser nicht damit ermüden, Hunderte von Zitaten zu bringen. Es waren vielfach die *gleichen* Publizisten und Literaten, die heute *wieder* das Heft der öffentlichen Meinung in der Hand haben und die sich zu meinem maßlosen Erstaunen nach 1945 als »Widerstandskämpfer« und »Verfolgte« ausgaben. Gläubig hörte ich 1933, um noch ein Beispiel zu nennen, wie der große Dichter *Gottfried Benn* in einer Rundfunkrede und später in seinem Buch »*Die Intellektuellen und der neue Staat*« Hitler und seine Bewegung als die Bringer einer neuen »Herrenrassenkultur« begrüßte, und ich begann als ahnungsloser junger Mensch seine Abneigung gegen die »emigrierten Intellektuellen« zu teilen, denen er im Rundfunk mit Pathos nachrief:

»Sie stellen es so dar, als ob das, was sich heute in Deutschland abspielt, die Kultur bedrohe, die Zivilisation bedrohe, als ob eine Horde Wilder die Ideale schlechthin der Menschheit bedrohe ... Es handelt sich bei den Vorgängen in Deutschland um das Hervortreten eines neuen biologischen Typs, die Geschichte mutiert, und ein Volk will sich züchten. Es handelt sich hier gar nicht um Regierungsformen, sondern um eine neue Vision von der Geburt des Menschen, vielleicht um die letzte großartige Konzeption der weißen Rasse, wahrscheinlich um eine der großartigsten Realisationen des Weltgeistes überhaupt ...«

In der »*Deutschen Rundschau*« von *Rudolf Pechel* wurde im Juni 1933 mit den Literaten von Weimar abgerechnet. Dort las ich:

»Unter den Männern, die Kulturminister *Rust* neu in die Akademie berufen hat, sind manche, die längst in diese repräsentative Körperschaft der Geistigen gehört hätten. *Paul Ernst*, den ein tragisches Geschick wenige Tage später plötzlich dahinraffte, und *Hans Grimm* hätte eine national bewußtere und klügere Akademie der Dichtung längst freiwillig zu den ihrigen hinzuholen müssen, und daß *Emil Strauß*, *Kolbenheyer*, *Wilhelm Schäfer*, die vor ein paar Jahren von sich aus die Mitgliedschaft niederlegten, vom preußischen Ministerium berufen, wiederkehren, ist ebenfalls zu begrüßen ... Daß man *Peter Dörfler* und *Agnes Miegel*, *Hans Friedrich Blunck* und *Will Vesper* holte, war ein Akt der Billigkeit, und *Hanns Jobst* und *Werner Beumelburg* haben sich durch ihre Arbeit am Volk ebenfalls längst das Recht auf Anerkennung erworben ...«

Wenn das schon in der international angesehenen Zeitschrift Rudolf Pechels verkündet wurde, wie hätte ich da noch länger zweifeln können und mit mir die deutsche Jugend?

Aber dann ging ich im Herbst 1933 zu einem Vortrag, den der Dichter *Kolbenheyer* vor zweitausend Studenten und führenden Männern des Staates und der Partei in der Münchener Universität hielt. Ich traute meinen Ohren nicht. Denn dieser Mann wetterte gegen die »SA-Kultur« und die »drohenden Gefahren eines kulturellen Niederganges im neuen Staat«. Darüber habe ich in Details in einem großen Aufsatz in der Zeitschrift »*Der Standpunkt*«, Meran, vom 7. Mai 1954 berichtet:

»Im Herbst 1933 saß ich im Auditorium maximum der Münchener Universität und lauschte *Kolbenheyers* berühmter Rede: ‚*Der Lebensstand der geistig Schaffenden und das neue Deutschland*.' Danach stellte Kolbenheyer sich wie immer zu einer Diskussion

im Studentenhaus. Hier formulierte er noch schärfer seine Forderung nach geistiger Integrität und Freiheit für die Jugend. *Es kam zu einem Skandal, weil anwesende SS- und SA-Studenten Kolbenheyer provozierten und ihn zu Äußerungen trieben, die sich gegen das Maulheldentum der Uniformträger und die sich anbahnenden ungeistigen Methoden der Kulturpolitik des Dritten Reiches richteten.* Durch diese Rowdies artete die Diskussion beinahe zu einer Schlägerei aus. *Ich sehe Kolbenheyer noch heute vor mir, unerschrocken und mannhaft standhaltend und Worte wagend, die keiner seiner heutigen Gegner jemals öffentlich im Dritten Reich zu sagen gewagt hätte.* Ich selbst war von seiner Haltung, seinen Worten tief erschüttert. Obwohl ich mit dem ganzen glühenden Idealismus meiner zweiundzwanzig Jahre Nationalsozialist war, erweckte Kolbenheyers Stimme damals erstmals mein Gewissen.

Als Volontär am »Völkischen Beobachter« war ich mit einem Bericht über Kolbenheyers Vortrag beauftragt worden, doch als ich am Morgen in die Redaktion kam, war dort schon der Teufel los. Der damalige Kulturminister *Schemm* hatte eine eigene Stellungnahme angekündigt (die dann nie kam!), und ich selbst wurde zu dem später unrühmlichst bekannt gewordenen damaligen Chef der Münchener Gestapo, Herrn *Heydrich*, bestellt. In seinem Zimmer warteten schon einige der Hauptschreier des vergangenen Abends, diesmal in Sturmführeruniform der SA und SS prangend. Heydrich wollte von mir einen Bericht über die Vorgänge. Ich versuchte Kolbenheyers Standpunkt zu neutralisieren. Die genannten Rowdies fielen über mich her: *Kolbenheyer hätte staatsfeindliche Äußerungen getan, SA und SS als ungeistige Radaubrüder beschimpft und ihre Haltung gegenüber der übrigen Welt als Kulturschande bezeichnet* (haargenau das hatte Kolbenheyer gesagt!). Und schließlich hielt mir Herr Heydrich ein Papier unter die Nase, den *Haftbefehl gegen Kolbenheyer.* Ich wies darauf hin, daß eine solche Maßnahme bei der Weltgeltung Kolbenheyers zu einem internationalen Skandal führen würde, was in der damaligen außenpolitischen Situation höchst unerwünscht sein dürfte. Ich bekam Anweisung, keine Zeile über den Vortrag zu berichten, und fuhr selbst am Nachmittag zu Kolbenheyer nach Solln, um ihn zu warnen und Gegenmaßnahmen zu empfehlen. Offenbar waren die damaligen SS-Bonzen von der *Welt*geltung Kolbenheyers überzeugter als die Literaten nach 45, denn die Verhaftung unterblieb, jedoch die Wiederholung seiner Rede, die auf anderen Universitäten vorgesehen war, wurde verboten und auch die stark zensierte Drucklegung als Broschüre erst viel später gestattet.

Seit jenen Tagen habe ich Kolbenheyer wiederholt als unerschrockenen Kämpfer, tapferen Mann und lauteren Charakter erlebt, in vielen nächtlichen Gesprächen und auf weiten Spaziergängen haben wir in den Jahren danach miteinander gesprochen, und wenn wir überhaupt über Politisches sprachen, so mit jenem fast verzweifelten Optimismus jener Jahre, der sich immer wieder der Hoffnung hingab, Anständigkeit und wahre Vaterlandsliebe würden letzten Endes triumphieren.«

So begann mit jener ersten Begegnung mit Kolbenheyer trotz der begeisterten Reden Benns und anderer literarischer Größen, die sich nach 1945 mit Windeseile in die Arme der Demokratie warfen (ebenso kritiklos und treulos gegen ihre Freunde und Verkünder von einst wie im Jahre 1933) und nun plötzlich behaupteten, »Galeerensträflinge« unter Hitler gewesen zu sein, zu allem, was sie getan und geschrieben hatten, unter Bedrohung von Leib und Leben gezwungen, zu Rundfunkreden, Hitlergedichten, Ämtern, ja, mit jener Begegnung mit Kolbenheyer begann in mir jungem Menschen ein Stachel zu bohren, und mein erwachender kritischer Verstand zeigte mir viele Dinge das erste Mal ohne die Verführung durch den äußeren Glanz.

Besonders erschreckten mich damals die ersten praktischen Folgen des Antisemitismus. Ich selbst war schon als Kind von befreundeten jüdischen Pflege-

tanten mit aufgezogen worden, die ich liebte und verehrte. Hinzu kam während meiner Studentenzeit die Bekanntschaft mit der Familie eines jüdischen Anwalts. Meine jüdischen Freunde wußten, daß ich begeisterter Nationalsozialist war, und wir führten viele heftige Streitgespräche. Vieles bejahten auch sie, was Hitler versprach, und sie selbst, genau so national empfindende Deutsche wie ich, begriffen nicht, warum er so unbarmherzig gegen die Deutschen jüdischen Blutes und Glaubens zu Felde zog. Ich hatte zwar besonders in Wien den Eindruck gewonnen, daß im literarisch-geistigen Bereich nicht gerade die besten Vertreter jüdischer Herkunft tätig waren, und nicht nur die Artikel von Rudolf Pechel und anderen, sondern auch meine jüdischen Freunde selbst bestärkten mich in dieser Ansicht, denn ihre Urteile über die öffentlich wirksamen »Eliten« ihrer Glaubensgenossen waren oft hart. Ich entsinne mich zum Beispiel einer heftigen Polemik des jüdischen Schriftstellers *Karl Kraus* über die jüdischen Feuilletonisten der Presse in Wien. Von ihm stammt übrigens, nicht, wie die halbgebildeten Literaten von heute behaupten, von Goebbels, der Ausdruck »Asphaltliteraten«. Was lag näher, als daß auch ich mich natürlich gegen diese Erscheinungen wandte. Aber weder ich, geschweige denn meine jüdischen Freunde, natürlich auch nicht Rudolf Pechel und alle die anderen, die die gleiche Meinung vertraten, ahnten, was den Juden damals bevorstand. Als Ende 1933 die ersten Anzeichen persönlicher und kollektiver Unterdrückungsmaßnahmen auf den Hochschulen, im Beamtentum, in den Berufsgruppen begannen, empörte ich mich. Ich versicherte meinen jüdischen Freunden in Briefen meine Anteilnahme und sprach die Hoffnung aus, daß wir anständige Nationalsozialisten mit dieser Entartung fertig werden würden. Von den ersten drastischen Maßnahmen des Gauleiters *Streicher* in Nürnberg, die in der Bevölkerung auf Empörung stießen, berichtete ich vertraulich meinen Zeitungen in Berlin, Hamburg und Königsberg und knüpfte meine eindeutigen Kommentare daran. Von diesem Briefwechsel und diesen Informationen bekam die Gestapo durch eine Denunziation Anfang 1934 Abschriften in die Hände, und damit begann mein Gastspiel in den Kerkern Hitlers. Unter Einsatz seiner ganzen Beziehungen gelang es Kolbenheyer damals, mich nach einigen Monaten zu befreien. Gewiß bin ich nicht der einzige, dem er geholfen hat, aber ich fürchte, ich bin einer der wenigen, die ihm heute noch, da ihm nichtswürdige Schreiberlinge das Leben schwer machen und führende Literaten den Respekt vergessen, den sie einem achtzigjährigen Dichter und Philosophen schuldig sind, die Treue halten, auch wenn mich dafür seltsame Humanitätsapostel und Neudemokraten als »Verteidiger unbelehrbarer Hitleranhänger« hinstellen.

Freilich hat Kolbenheyer nicht wie Gottfried Benn und alle die anderen, die Hitler 1933 mit Hurra begrüßten, nach 1945 seine Fahne nach dem Wind der nihilistischen Mode gehängt, er ist auch heute noch der Ansicht, daß Kunst und Dichtung andere Aufgaben haben als »das eigene Nichts zu überschreien«, wie Gottfried Benn es nach 1945 über alle Sender in die Welt hinausposaunt hat, nachdem es doch offenbar mit der »Herrenrasse« nicht die erhoffte Wendung

genommen hat. *Daher ist es ein Sakrileg, wenn man Gottfried Benn und anderen ihre prohitlerische Begeisterung vorhält, während man ein »Schädling der Demokratie« ist, wenn man Kolbenheyer verteidigt, der wesentlich härter und mutiger und nicht nur durch Schweigen gegen die Sünden des nationalsozialistischen Systems auftrat, mutiger jedenfalls als fast alle seine heutigen Richter und alle die vielen Unschuldslämmer von Gnaden der Alliierten und der nihilistischen Meinungsmacher von heute.*

Daß ich aus jenem Beginn meiner beruflichen Laufbahn in den Jahren des Dritten Reiches in eine nie abreißende Kette von Kalamitäten, Bedrohungen und Denunziationen verwickelt wurde, ergibt sich aus der Natur des Systems. Genau wie Kolbenheyer glaubte ich aber immer noch an Hitler und seine Sendung und war überzeugt, daß es unserer aller Einsatz bedürfe, um die negativen Seiten des Systems zu bekämpfen und die guten zu fördern. Immerhin dauerte es fast zwei Jahre, bis das Oberste Parteigericht gnadenhalber, mit Rücksicht auf die Existenz meiner Familie, wie es hieß, den Parteiausschluß mit der Einschränkung, »daß ich keine Ämter bekleiden dürfe«, aufhob und der Presseverband das Berufsverbot. Meine Versuche, in der Presse wieder Fuß zu fassen, endeten allerdings jeweils nach wenigen Monaten mit einem Eklat, weil ich es schon damals nicht vermochte, mich der herrschenden Meinung des Tages anzupassen und weil ich mich immer wieder verleiten ließ, publizistisch Dinge zu wagen, deren ich mich weder nach 1945 gerühmt habe, noch heute rühme, die ich aber hier nur erwähne, weil sie symptomatisch für jene Zeit waren. Damals, bis 1937 auf alle Fälle, predigte Hitler noch Frieden und Freiheit, er wollte Deutschland einig, mächtig und groß machen, allen Arbeit geben, die sozialen Gegensätze ausgleichen – ja, welcher gute Deutsche und Patriot wollte das nicht? Was in seinem Namen an Bösem und Falschem geschah, soweit wir es überhaupt wußten, das, so glaubten die meisten jungen Menschen wie ich, geschehe ohne sein Wissen. Es seien Kinderkrankheiten der Revolution, die überwunden werden würden.

Im Aprilheft 1934 seiner »*Deutschen Rundschau*« schrieb *Rudolf Pechel*:

»Für uns Deutsche gibt es nur eine Folgerung: uns tagtäglich klarzumachen, daß wir fast wehrlos gegen eine Welt in Waffen stehen, in der wir nicht einen Freund mehr haben. Daß kein Jammern über diesen Zustand irgend etwas nützt, sondern nur der entschlossene Wille, alle uns gegebenen Möglichkeiten auszubauen und, ehe nicht eine grundlegende Sinnesänderung der anderen (!!!) eintritt, uns neue Möglichkeiten zur Aufrüstung über die Fesseln der Verträge hinaus zu ertrotzen.«

So hat dieser bedeutende demokratische Publizist uns sogar die Versuche Hitlers, Verträge zu brechen und die Aufrüstung Deutschlands zu mobilisieren, schmackhaft gemacht.

Im Maiheft 1934 schrieb der gleiche *Rudolf Pechel* in einem großen Aufsatz für den deutschen Soldaten:

»Zur gleichen Zeit begann die Propaganda der Feinde, die den deutschen Soldaten vor dem Kriege nur als Glied der furchtbaren Kriegsmaschine des ‚deutschen Militarismus' in Angst und Furcht gewertet hatten, sein Bild zu einer Greuelgestalt umzufälschen, die, von der Wirklichkeit abgelöst, ausschließlich politischen Zielen diente. Der deutsche Soldat kam nach Hause in eine zerstörte Heimat. Er, rein in seiner Ehre, der persönlichen

wie der Waffenehre, wurde nun entehrt durch die Heimat. *Die maßlose Hetze, die im Inneren einsetzte, und alles, was mit deutschem Soldatentum zu tun hatte, verfemte und in den Schmutz zu ziehen sich bemühte, verhinderte einen Prozeß, der notwendig gewesen wäre* ... In normalen Zeiten findet dann eine Selbstreinigung statt, und das echte Bild wird um so klarer, wenn irregegangene Glieder abgestoßen werden. Das war nicht möglich, *da die Hetze nicht gegen einzelne, sondern gegen den deutschen Soldaten als den Träger des Wehrwillens überhaupt ging*« (der Leser erinnere sich, daß dies 1934 und *nicht nach 1945* geschrieben wurde, obwohl die Lage verblüffend gut auch für 1945 gezeichnet ist.) »So schlossen die alten Soldaten sich mit wenigen unrühmlichen Ausnahmen stillschweigend und fest zu einem Ring zusammen, der alles, was das feldgraue Kleid getragen hatte, deckte und auch den Unwürdigen nicht preisgab ... In den Zeiten völligen Niederbruchs und persönlicher Katastrophe gibt es nur eins: Haltung annehmen! ... Jetzt ist es möglich, ohne jede Polemik gegen irgend jemand – denn die jämmerlichen Verleumder sind verschwunden – das Bild des deutschen Soldaten durch den deutschen Soldaten zu zeigen, so wie er war, wie er ist und wie er sein wird.«

Und in der gleichen Nummer schrieb *Rudolf Pechel* in einer begeisterten Besprechung über ein Buch des Generalstabsoffiziers *Foertsch* über den Soldaten in der *neuen* Wehrmacht:

»Aber Foertsch zieht eine Folgerung daraus, die wir alle mit Begeisterung aufnehmen wollen: Deutschland braucht kein Grabmal des Unbekannten Soldaten, denn *der Unbekannte Soldat lebt:* er lebt im Herzen seines Volkes, er lebt im Glauben seiner Deutschen an Volk und Vaterland, er lebt unverändert in der kleinen feldgrauen Schar, die seine Ehre durch die trüben Jahre trug, *er lebt wieder im Kampfe um das Neue Reich.*«

War dies nicht nach dem Herzen von uns jungen Menschen gedacht und geschrieben? Wenn so bedeutende Männer sich solche Hoffnungen machten, sollten wir junge Menschen zweifeln? Genau so erlagen wir auch vielen Irrtümern, vertraten Auffassungen, deren Unhaltbarkeit wir früher oder später erkannten, aber welcher Mensch ist keinen Irrtümern unterworfen, und wer wandelt sich in seinem Leben, in seinen Anschauungen nicht? Wirft es etwa jemand heute noch *Thomas Mann* vor, daß er im ersten Weltkrieg begeisterter Nationalist und Verteidiger des Preußentums war? Sein Weltbürgertum entstammt einer tiefen, vollkommenen Wandlung. Aber die Wandlung muß echt und darf nicht vom Opportunismus des Augenblicks bestimmt sein, sie überzeugt nicht, wenn sie 1945 geschah unter dem Druck der Sieger, *besonders überzeugt sie nicht, wenn sie sich heuchlerisch und pharisäerisch von den Gefährten und Irregeführten von einst abwendet, sie beschimpft, denunziert und verrät.*

Es gibt hier Grenzen der Schamlosigkeit, die auch von führenden Literaten und Publizisten nicht unterschritten werden dürfen, obwohl ja die Wandelbarkeit dieser Berufssparte zu allen Zeiten ein besonderes Merkmal ihrer Tätigkeit war. Schon *Bismarck* sprach ja von der Presse als von der »Hure der Politik«, und es gibt eine Fülle erstaunlicher Dokumente über die liebedienerische und verräterische Kriecherei von Literaten und Journalisten nach *Napoleons* Sturz und wieder umgekehrt nach seiner Rückkehr. In der 1956 erschienenen »Napoleonbiographie« von *Friedrich Sieburg* kann man dazu etwas Köstliches aus jenen hundert Tagen lesen, in denen Napoleon von Elba nach Paris zurückkehrte:

Auf dem Tisch vor Napoleon liegen die Zeitungen der letzten Tage, vor allem die Nummern des ‚Moniteur' seit dem 10. März. Ihre Spalten sind mit Adressen von Generalen, hohen Beamten und anderen bekannten Personen angefüllt, die alle darin wetteifern, König Ludwig ihrer Treue zu versichern und ihm ihren Arm gegen diesen schurkischen Eindringling Bonaparte anzubieten. Aber daneben liegen, gemischt mit Treuekundgebungen, die nicht mehr veröffentlicht werden konnten, schon ganze Stapel von Huldigungsschreiben an den neuen Machthaber, oft von den gleichen Leuten, deren bourbonentreue Prosa da im ‚Moniteur' steht. Wie schnell sich die Welt wandelt, geht auch aus den Überschriften hervor, mit denen die Zeitungen das Abenteuer von Elba bis Paris begleitet haben:

26. Februar »Der Korse ist von der Insel Elba abgereist«
29. Februar »Bonaparte ist bei Cannes gelandet«
4. März »Der General Bonaparte hat sich der Stadt Grenoble bemächtigt«
11. März »Napoleon ist in Lyon eingezogen«
18. März »Der Kaiser wurde in Auxerre von den Behörden feierlich empfangen«
20. März »Seine kaiserliche Majestät wird heute, am Geburtstag des Königs von Rom, von den Spitzen des Staates und seinem Hof in den Tuilerien erwartet.«

Es müßte heute für einen Komödienschreiber einer der dankbarsten Stoffe sein, eine Rückkehr Hitlers und die Reaktion der Presse und Literaten darauf zu schildern. Wer heute genauer hinhört und liest, kann sich übrigens auch bei einiger Phantasie schon vorstellen, wie bei einer allfälligen »Bolschewisierung« Deutschlands die »Gralsritter der Demokratie« wieder auf den gleichen Stühlen der Macht sitzen und wahrscheinlich auch schon, wie früher ihre »Entnazifizierungsbeweise«, jetzt ihre »Entdemokratisierungsbeweise« sorgfältig gesammelt haben, was bei vielen nicht sehr schwer fallen dürfte, wenn man erlebt, wie sie durch ihre publizistischen Taten die Geschäfte Moskaus besorgen.

Doch kehren wir von der polemischen Ironie zurück zu den konkreten Erfahrungen des eigenen Lebens! Mein zweiter heftiger Zusammenstoß mit dem Dritten Reich erfolgte 1936. Ich war damals kurzfristig Kulturschriftleiter an einer großen Parteizeitung im Ruhrgebiet, und in jener Zeit entfesselte die Zeitung der SS, „*Das schwarze Korps*", einen wütenden Kampf gegen den Schriftsteller *Dr. Wilhelm Stapel*, dessen mutige Zeitschrift »*Deutsches Volkstum*« der SS ein Dorn im Auge war. Ich hatte von Kolbenheyer gehört, was für ein bedeutender und mutiger Mann dieser Dr. Stapel war, und so beschloß ich, auf eigene Faust dem Manne zu helfen. Ich veröffentlichte in der immerhin zweitgrößten Parteizeitung des Reiches eine Folge von Aufsätzen über die Bedeutung Stapels. Zu diesem Zweck hatte ich mich an ein Dutzend angesehener Dichter und Wissenschaftler gewandt, die meinen Gedanken begeistert aufgriffen und sich in ihren Beiträgen vorbehaltlos zu Dr. Stapel bekannten. Mit einer einzigen Ausnahme: dem damaligen Präsidenten der Reichsschrifttumskammer, *Hans Friedrich Blunck*. Ich könnte von ihm nicht verlangen, sich für einen Mann einzusetzen, der von der SS angegriffen werde, schrieb er mir wörtlich. Er schrieb es, obwohl er mit Dr. Stapel seit Jahren persönlich befreundet war und obwohl seine Werke im gleichen Verlag erschienen wie die Bücher und die Zeitschrift Stapels. In einer in der Zeitschrift »*Das innere Reich*« vom April 1934 veröffentlichten Rede, die *Hans Friedrich Blunck* als Sprecher der

Kulturpolitik des neuen Reiches zu dem Thema »*Deutsche Kulturpolitik*« hielt, findet sich sehr versteckt eine Bemerkung, die Bluncks Mangel an brüderlicher Nächstenliebe – wir kommen auf ihn noch später ausführlicher zurück – erstaunlich offen verrät. Es heißt dort:

»Ich halte die erzieherische Wirkung, die durch das Vertrauen des Staates auf den einzelnen ausgeübt wird, für wesentlicher als die Erziehung zur brüderlichen oder unbrüderlichen Beachtung des Nächsten.«

In der Nummer vom 16. Mai 1957 der sonst für jeden jemals an die Machthaber des Dritten Reiches Angestreiften verschlossenen Hamburger Zeitschrift »*Die Zeit*« aber schreibt derselbe *Hans Friedrich Blunck*:

»Auch als Richard Strauß und ich 1933 auf Bitten unserer Kollegen kurzfristig Sektionen der Kulturkammer übernahmen, bin ich nicht Mitglied der NS-Partei geworden, sondern habe, als wir beide 1935 auf Andringen des SD gehen mußten, die europäische Arbeit in den europäischen Freundschaftsgesellschaften fortgeführt. Ich habe es sogar gewagt, über die Einheit Europas zu schreiben, wie auch über die Notwendigkeit der Freiheit der Künste vom Staat.«

Ich war damals empört über Herrn Blunck, aber nach 1945 mußte ich erkennen, daß auch Bluncks Haltung nur ein Beispiel für die der meisten unserer angesehenen Schriftsteller ist, für die Freundschaft, Treue, Charakter und Gewissen nur Zweckbegriffe sind, die so lange gelten, als sie Vorteile bringen. Man könnte über das, was ich in Kreisen der Publizistik, Literatur und Kunst an ähnlichem menschlichem Versagen, ja, an Niedertracht und Feigheit sowohl während des Dritten Reiches wie seit 1945 erlebt habe, ein »Volksbuch der deutschen Trauer« veröffentlichen, aber man würde damit vielleicht vor dem deutschen Volk den letzten Glanz auslöschen, der heute noch über den Gestalten seiner Dichter und geistigen Wortführer liegt. Auch nach *Bismarck* hatte das deutsche Volk einen bemerkenswerten *Mangel an Zivilcourage*. Ich halte das zwar für eine Übertreibung, weil in Frankreich, Italien oder Rußland diese Eigenschaft nicht weniger Mangelware ist, sonst wäre die Macht eines Napoleon, Mussolini oder Stalin nicht möglich gewesen, nicht in dieser Fülle wenigstens, aber eines erscheint mir sicher: *in keinem Volk der Welt haben die geistigen Wortführer weniger Zivilcourage als in Deutschland*. Und ist es verwunderlich, wenn sie in keinem Volk der Welt so wenig Geltung besitzen wie in Deutschland? Die Völker haben einen natürlichen Instinkt für schwache Charaktere und für fehlende menschliche Substanz. *Feigheit führt immer zuerst zu geistiger Ohnmacht*, und der Geist ist ja seit einem halben Jahrhundert in Deutschland ohnmächtig geworden.

Die Aufsätze über Dr. Wilhelm Stapel in meiner Zeitung erregten damals natürlich Aufsehen, und die SS erhob wütende Vorstellungen. Hinzu kam, daß ich ohne Rücksicht auf die Tatsache, daß der Intendant des Essener Theaters, Herr *Noller*, ein Duzfreund von *Goebbels* war, sein Theater einer heftigen Kritik unterzogen hatte. Das gab mir den Rest. Ich bekam ein Verbot, weiterhin Kritiken zu schreiben, und zog es daher vor, mich, nunmehr endgültig, im Sommer 1936 aus dem demütigenden und gefährlichen Alltag des Journalismus

zurückzuziehen, zu einem Verlag zu gehen und dort meine ersten Bücher zu schreiben.

1938 kehrte ich nach Österreich zurück und begann dort vorwiegend meiner künstlerischen Arbeit zu leben. Der Kriegausbruch und die Einberufung zum Heer – ich diente zuerst bei der Panzerwaffe – verliehen unseren inneren Konflikten eine tragische Note. Es war unmöglich, in Kriegszeiten sich seinem Vaterland zu versagen, es war schließlich eine Situation wie in Etzels Halle, aus der es keinen Ausweg gab, keine Desertation, keinen Landesverrat, keinen Pakt mit dem Feinde. Es gab nur noch die Möglichkeit, in dieser Halle der Verzweiflung seine Pflicht zu tun, weiterhin alles zu tun, um das Gute und Anständige zu bewahren, den Menschen zu helfen, wo immer man stand, mit Taten und Worten, als Soldat und als Schriftsteller, sich zu weigern, mehr zu tun, als das Gewissen ertrug, und auch jetzt, soweit es einem möglich war, der Wahrheit zu dienen. Welche Risiken das in sich barg, habe ich mehrfach am eigenen Leibe gespürt.

Bei Beginn des Rußlandfeldzuges wurde ich als Kriegsberichter von meinem Panzerregiment abberufen und geriet damit wieder als einzelner, nicht mehr vom soldatischen Kollektiv behütet, in das schwierige und dichte Netz der Zensur und Lenkung der öffentlichen Meinung. Da ich verständnisvolle Mentoren und Freunde im Apparat der Macht fand, vermochte ich fast immer das zu tun und zu schreiben, was ich wollte, und den Versuchen zu einem Zwang nach bestimmten Themen meistens zu entgehen. Meine heftige Aversion gegen den wachsenden Terror Goebbelsscher Kulturpolitik, gegen das allgemeine Stroh, das über Heldentum und Nationalismus gedroschen wurde, schrieb ich mir im ersten Urlaub 1940 von der Seele, es war die Novelle »*Der Vergessene*«. Sie erschien, ohne vorerst durch die Zensur gegangen zu sein, und bewegte sofort heftig die Gemüter. Aus den Besprechungen wurde ersichtlich, daß ein Teil der Presseleute gar nicht begriff, um was es ging, aber die Soldaten begriffen es. Das Buch war im Nu vergriffen und wurde mit Augurenlächeln vor allem an der Front herumgereicht. Erst nach einigen Monaten geschah etwas, das sich wie eine besonders amüsante Anekdote anhört, wenn es nicht einen so bitteren Ausgang gehabt hätte. Irgendein Verrückter wandte sich an die Kanzlei des Führers und beschwerte sich, daß in dem Buch das Wort »Krüppel« vorkäme. Er faßte das als eine Beleidigung für alle »Kriegsversehrten« auf. Die Schrifttumsabteilung des Propagandaministeriums reagierte prompt darauf und verlangte vom Verlag und mir, in der nächsten Auflage statt des Wortes »Krüppel« das Wort »Kriegsversehrter« zu verwenden. Ich weigerte mich natürlich, weil dies im Zusammenhang sogar phonetisch ein künstlerischer Nonsens war. Doch man bestand darauf. Ich erzählte dies einem meiner Freunde, der in maßgeblicher Funktion im Propagandaministerium saß. In der täglichen Ministerkonferenz berichtete er am nächsten Tag *Goebbels* von dieser hirnverbrannten Engstirnigkeit des Schrifttumsamtes. Goebbels nannte das Verlangen seines Amtes einen groben Unfug, wünschte jedoch das Buch zu lesen, von dem er

schon verschiedenes gehört habe, wie er sagte. So ging die Bombe leider nach hinten los. Denn was die biederen Herren der Schrifttumsabteilung und der Zensur beim OKW bis dahin nicht begriffen hatten, das begriff Herr Goebbels bei der Lektüre sofort. Schon am nächsten Tag erklärte er meinem Freund, das Buch sei für die »Kriegsmoral nicht gut«, und er verbiete ab sofort das weitere Erscheinen. Kurz darauf stand das Buch in den »Vertraulichen Informationen« sämtlicher deutscher Propagandaämter auf der Liste jener Bücher, welche nicht mehr besprochen werden durften. Es stand – und das ist heute noch mein Stolz, neben dem Buch *Ernst Jüngers »Gärten und Straßen«*.

Hartnäckig und naiv eröffnete ich daraufhin eine Art von Privatkrieg gegen diesen Terror, um so mehr als die *Zensurabteilung des OKW*, auf diese Art vor meiner »literarischen Gefährlichkeit« gewarnt, begann, auch das weitere Erscheinen meiner anderen Bücher durch Verweigerung von Papierzuteilungen zu verhindern. Daraus entwickelte sich ein unentwegter Kampf, der fast bis zum Kriegsende dauerte und von peinlichen und sonderbaren Erlebnissen begleitet war. So hatte ich z.B. 1942 im Auftrag eines Berliner Verlages ein Kriegstagebuch geschrieben. Das OKW verhinderte das Erscheinen mit der Begründung, *es sei zu defaitistisch und torpediere die Kriegsanstrengungen der Nation.* So schlimm war es nun nicht. Doch hatte ich im Gegensatz zu dem beim OKW und seinen Stäben im Hinterland gepflegten künstlichen Optimismus und Hurrageschrei versucht, soweit dies möglich war, die Wahrheit über meine Kriegserlebnisse zu schreiben. Es kam nichts Heldisches vor, kein überspannter Nationalismus, kein Haßgeschrei gegen Feinde, von Politik kein Wort. Ich beschwor das Menschliche, die Kameradschaft, die Natur. Und wo es um den Krieg ging, verniedlichte ich nicht Tod und Heldentum durch Phrasen. Für Propaganda war damit natürlich wenig Staat zu machen. Die Literaten in der Zensurabteilung des OKW mußten ihre Stellung halten. Das war nur möglich, wenn sie dem Herrn, dem sie ihr sicheres Leben im Hinterland verdankten, hundertprozentig dienten.

Meine Empörung, ich war damals immer noch simpler Gefreiter in Rußland, war so groß, daß ich an den veranwortlichen Bonzen im OKW einen Brief schrieb, den er sich allerdings nicht hinter den Spiegel stecken konnte. Die Herren in Berlin, so schrieb ich, hätten offenbar keine Ahnung, was an der Front geschehe. Ich müßte mich vor meinen Kameraden schämen, wenn ich nicht die Wahrheit schriebe; es sei eine Schande, daß man von Hinterlandsoldaten als deutscher Schriftsteller und Soldat mit Zensur und Verboten unentwegt gepiesackt werde. Der oberste Zensurpapst des OKW war der bekannte Literat *Jürgen Eggebrecht*, betonter Preuße vom Scheitel bis zur Sohle, allerdings nicht an der Front, Kriegsverwaltungsrat im Majorsrang, und herrschte, mit unbeschränktem Absolutismus, indem er das Papier verteilte und damit jene Bücher auserkor, die noch erscheinen konnten, jene also, die *er* als kriegswichtig und für die Moral der Truppen förderlich hielt. Heute ist dieser Mann, man weiß nicht wie das kam, »Literaturpapst der Demokratie«, Abteilungsleiter am *Norddeutschen Rundfunk* und, wie man hört, ein tapferer »Widerstandskämpfer und unentwegter

Gegner Hitlers« gewesen. Heute unterdrückt er alle jene, die er früher mit Papier bedachte, denn Literaturpapst sein, heißt auch heute Zensur ausüben, indem man das, was einem nicht behagt, ganz einfach totschweigt. Er ist also ganz in seinem Fach geblieben, ein Demokrat, der den Staat auch jetzt vor seinen Feinden schützt, genau wie damals, nur um hundertachtzig Grad gedreht.

Als ich Herrn Eggebrecht im Jahre 1943 jenen bösen Brief schrieb, zeigte er mich an. Mein Nachrichtenregiment in Rußland mußte ein Strafverfahren gegen mich eröffnen, ich wurde eilig weit weg versetzt, in die Ukraine, damit man meinen Akt verschwinden lassen und so dem Herrn Verwaltungsrat im Hinterland ein Schnippchen schlagen konnte. *Denn an der Front war man sich vom Obersten bis zum Gefreiten über solche Herren einig.* Die Anzeige des Herrn Eggebrecht habe ich mir zur Erinnerung allerdings aufbewahrt.

Der Leser fragt sich nun vielleicht schon, warum ich dem Herrn Jürgen Eggebrecht die Ehre antue, ihn so ausführlich darzustellen. Das hat seinen guten, allerdings für normale Menschen kaum noch zu fassenden Grund: als nach dem Krieg die ersten Bücher von mir wieder erschienen, schwieg sich der Norddeutsche Rundfunk trotz ihres internationalen Echos, trotz Übersetzungen in aller Welt hartnäckig über sie aus. Dort saßen außer Jürgen Eggebrecht noch andere prominente Stars der Hitlerzeit. Der Intendant zum Beispiel, Herr *Hilpert*, war einstmals streng linientreuer Abteilungsleiter am *Reichsrundfunk von Herrn Goebbels* gewesen und hatte zusammen mit mir – ich habe noch die Manuskripte – Gespräche über Kolbenheyer und viele andere heute von ihm totgeschwiegene Dichter in zahlreichen Sendungen abgeführt. Nach 1945 übernahmen diese und andere mir schon in der Hitlerzeit wohlbekannte Herren die *Umerziehung der Deutschen im Bereich des Rundfunks.* Als ich Herrn Hilpert, mit dem ich sehr befreundet war, im Jahre 1952 bat, doch meine Bücher endlich auch in Hamburg zu besprechen, teilte er mir mit, er vermisse in ihnen leider den Stil von *Hemingway.* Vor 1945 war ihm allerdings der Stil von *Anacker* und *Zöberlein* willkommen, von denen ich nun auch schon damals weniger hielt, denn Herr Eggebrecht hatte auch ein weiteres Erscheinen meiner Anthologie »*Krieg und Dichtung*« als Zensurpapst des OKW verhindert mit der Begründung, ich zitiere sie aus einem originalen Dokument: »Das OKW vermißt darin die markantesten nationalsozialistischen Dichter wie Heinrich Anacker und Zöberlein.« Herrn Hilpert schrieb ich auf seinen Hemingway-Appell im Jahre 1952, ich sei auch heute noch ein *deutscher* Autor und schriebe daher auch heute noch auf *deutsche* und nicht auf Art der Amerikaner, auch wenn dies augenblicklich sicherlich viel opportuner sei. Seither ist mir der ganze Apparat des Rundfunks böse. Herr Eggebrecht verschweigt alle meine Bücher weiter, auch das Kriegstagebuch, das er einst selbst verboten und das im Jahre 1954 endlich unter dem Titel »*Das Leben verläßt uns nicht*« erscheinen konnte. Vermutlich ist es ihm jetzt nicht genug »demokratisch«.

Als diese Geschichte unlängst in einer Zeitschrift stand, in der Herrn Eggebrechts Sünden als Zensurpapst des OKW sehr sanft und freundlich

angedeutet wurden, begab er sich zum Chef des »*Grünwalder Kreises*«, *Hans Werner Richter*, wo man sich leider auch heute noch der ‚Hexenjagd gegen frühere Nationalsozialisten, sofern sie nicht mit *Tito* oder *Gomulka* sympathisieren oder den »Klassenkampf der sozialistischen Gesellschaft« auf ihre Fahnen schreiben, befleißigt, und erklärte, er habe solche Leute wie den Ziesel doch nur verboten, weil sie solche Nazi gewesen seien, zur »Tarnung« habe er das damals schon getan. Was so ein rechter Preuße ist, der tarnt sich was!

Zu derlei komplizierten »Tarnungsverhältnissen« im Dritten Reich kann ich noch ein paar köstliche Einzelheiten bringen. Das von *Goebbels* und *Eggebrecht* am Weitererscheinen verhinderte Buch »*Der Vergessene*« hat vorher neben vielen anderen »Neudemokraten« auch *Wolfgang Weyhrauch*, der heute Mitglied des »Grünwalder Kreises« und Cheflektor im *Verlag Rowohlt* ist, einer begeisterten Besprechung unterzogen, und zwar ausgerechnet in der Zeitschrift von Goebbels »*Das Reich*«, vom 22. März 1942. Dort bemerkt Herr Weyrauch unter anderem:

»Tatsächlich ist die Arbeit ein Kunstwerk, an dem es nichts zu deuteln gibt.«

Auch der Intendant des Norddeutschen Rundfunks, *Dr. Walter Hilpert*, jetzt Chef von Herrn Eggebrecht, damals aber Abteilungsleiter am Reichssender Königsberg des Herrn Goebbels, hat sich in einer von ihm persönlich verfaßten Sendung vom 2. Oktober 1941 begeistert zu meinem Buch »Der Vergessene« bekannt und anschließend fünfzehn Minuten aus dem Buch vorgelesen. Damals verkündete Dr. Hilpert über die Hauptfigur meines Buches:

»Und erst aus dem Ringen mit sich selbst kommt ihm die Gewißheit, daß er seinen eigenen Frieden nur dort erwerben kann, wo das Geschick des Volkes entschieden wird. Er meldet sich, kommt an die Front, verliert ein Bein, aber alle diese Erlebnisse machen ihn nur reicher und glücklicher und geben ihm den wahren Frieden in seinem Hause.«

Zwar – die Behauptung, daß ihn der Verlust eines Beines reicher und glücklicher mache, war aus meinem Buch nicht zu entnehmen, sondern dieser Schluß war eine Zutat aus Dr. Hilperts eigenem, kriegsbegeisterten Gemüt – aber ich weiß nun wirklich nicht mehr, wer hat sich eigentlich gegen was »getarnt«, Herr Weyhrauch und Herr Hilpert, die das Buch feierten, oder Herr Eggebrecht, der es verbot?

Auch über meine Anthologie »*Krieg und Dichtung*« scheinen die verschiedenen »getarnten« und »ungetarnten« Widerstandskämpfer verschiedener Meinung gewesen zu sein. Allgemein wird doch zum Beispiel heute behauptet, daß die »*Frankfurter Zeitung*« und ihre damaligen Redakteure und Mitarbeiter, die ja auch heute daher wiederum in führenden Positionen demokratischer Zeitungen sitzen und über die Hitlerzeit Gericht abhalten, ein »Hort des inneren Widerstandes« und »die Hoffnung aller Demokraten« in Deutschland gewesen seien. Dort hat aber nun am 3. November 1940, nicht etwa nebenbei, *sondern in einem achtspaltigen Feuilleton auf der ersten und zweiten Seite* – die größte und umfassendste Würdigung, die ich jemals über ein Buch von mir in einer Zeitung erfuhr – *Maxim Fackler* sich in dem gepflegten Stil der »Frankfurter Zeitung« eindeutig zu der hohen literari-

schen Bedeutung dieses meines Buches *bekannt,* das Herr *Eggebrecht* seinerseits aus »Tarnungsgründen« *verbot. Maxim Fackler* ist heute prominenter Redakteur der »*Süddeutschen Zeitung*«. Vielleicht einigt er sich mit Herrn Eggebrecht, wer nun eigentlich »getarnt« oder »Widerstandskämpfer« oder »Kollaborateur« oder »Nazi« war. Mir ist es unmöglich, mich in diesem Wirrwarr demokratischer Tarnungsakrobaten noch durchzufinden.

Wie sehr der Kriegsverwaltungsrat vom OKW sich übrigens »tarnte«, mögen ein paar Zitate zeigen aus einem Aufsatz, den er im *Maiheft* 1935 der Zeitschrift »*Die neue Literatur*« *Will Vespers* die durch ihren rüden Kampf gegen jede Art von jüdischer Literatur berüchtigt war, veröffentlicht hat. In acht Seiten »Eggebrechtschem Tarnungsstil« wird dort der Dichter *Werner Beumelburg* – übrigens zu unrecht – zu einem Vorkämpfer Hitlers und der NSDAP erhoben. Ich weiß nicht, ob es Selbstironie ist, wenn er den Aufsatz damit anfängt:

»Bei *den meisten Schriftstellern ist das Gedächtnis ein Sieb.* Es scheint nicht dazu eingerichtet, etwas zu behalten. Wer lebt, denkt gemeiniglich an die unmittelbarste Gegenwart. Man sagt, die Zeit heilt. Aber da wir immer selber ‚die Zeit' sind, so heilen wir uns, indem wir vergessen.«

Nach diesem bemerkenswerten Selbstporträt kann man dann weiter lesen:

»Das Ethos gewohnten Dienstes am Volke verleiht Beumelburg seine Würde. Er wird je länger, je mehr durchdrungen von der Gewißheit, daß es notwendig sei und ihm speziell anbefohlen, zu bewahren, festzuhalten, was des Vaterlandes beste Söhne geopfert haben, wie es die Pflicht gebot. Er weist mit seinen Werken auf die heldischen Leistungen der Nation hin, auf den hartnäckigen Glauben ihrer Führer und das feste Vertrauen einer oft dezimierten Gefolgschaft, die instinktiv wußte, daß man nur dann etwas erreicht, wenn man treu zusammensteht. Neunzehn war Beumelburg alt bei Kriegsende und schon grau und erinnerungsträchtig. *Ihn verlangte nach seinem Deutschland der Frontgemeinschaft.* Aber wo, wo sollte er es finden inmitten einer *aus den Fugen geratenen, verludernden Epoche?* Der Strudel schmählicher Ereignisse riß manchen Gefährten fort,und *der gemeine Ton des Parteigezänks verdarb die Gemüter.* Wem konnte man trauen? Jedenfalls nicht den leeren Versprechungen, die damals gang und gäbe waren. Man mußte einen neuen, starken Geist zu beschwören wagen, der, wenn man etwas taugte, in einem selber steckte. *Ängstlichkeit begünstigt das Böse* (das hat Herr Eggebrecht nach 45 leider nicht beherzigt!), folglich setzte Beumelburg alle Ehre darein, ruhig und mit Entschlossenheit den schwierigen Weg seines Schriftstellerberufes anzutreten. Ihn stumpfte es nicht ab, daß die Nation immer tiefer gedemütigt wurde ... *Er verabscheut ein sich selbst genügendes Literatentum,* er gehört nicht einer abseitigen Gesellschaft von Eigenbrötlern an, die ihre Monologe schrieben und bildeten, kaum, daß es jemand erfuhr... Wer ihn ganz liest, hat die Geschichte unseres politischen Schicksals gelesen ... *Die Fundamente zu Späterem sind ihm klar geworden, er hat erfahren, auf welchen Grundmauern der Baumeister heute das Haus errichtet* ... Das neue Reich hat den heute Fünfunddreißigjährigen, wie es sein Wirken um die Wiedergeburt verdiente, mit wichtigen Aufgaben bei der Neuschöpfung und Neugestaltung deutscher Kultur betraut ...«

In der gleichen Nummer dieser Zeitschrift schlachtet der Herausgeber *Will Vesper* die *Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart* ab, *deren Berliner Vertreter damals Herr Eggebrecht war.* Herr Vesper schreibt, weil die Deutsche Verlags-

anstalt in Stuttgart noch 1935 durch Reisende ihr medizinisches Werk »Die Natur als Arzt und Helfer« von dem jüdischen Autor *Friedrich Wolf* verkaufen läßt:

Man erinnert sich, daß die Deutsche Verlagsanstalt, *die 32 das zerstörerische Werk dieses Juden herausbrachte, auch der Verlag der kulturbolschewistischen Werke Erich Kaestners war,* die der Verlagsleiter, der ja allein für die Politik seines Verlages verantwortlich ist, mit besonderem Eifer propagieren ließ. Natürlich ist derselbe Verlagsleiter heute bemüht, sich eine nationale Fassade zuzulegen ... Heimlich läßt er zur gleichen Zeit den Geist des Juden Wolf weiter ins Volk spritzen ... Gewiß können Verlage sich ‚umstellen', und man kann vergangene Sünden vergessen, selbst wenn sie so peinlich sind wie die Wolf- und Kaestnersünde der Deutschen Verlagsanstalt. Aber dieser Verlag ist zugleich von alter Zeit her auch der Verlag deutscher Dichter, und darum sind wir nicht der Ansicht, daß ein so einflußreicher Verlag länger unter einer Leitung bleiben darf, die bis 1933 die Macht des Verlages für die kulturbolschewistischen Werke einsetzte und die auch heute noch, wo sie sich unbeobachtet glaubt, das gleiche Gift verbreiten läßt. *An die Spitze der deutschen Verlagshäuser gehören die saubersten und zuverlässigsten Männer unseres Volkes, nicht Schrittmacher und Freunde der Kulturbolschewisten von gestern und heute* ...«

Wo solche »deutschbewußten Männer« anstelle der »jüdisch-kulturbolschewistischen« zu finden sind, demonstriert der Angestellte dieses Verlegers, Herr Eggebrecht, durch seinen Aufsatz über Beumelburg an der Spitze der Zeitschrift. Man könnte diese tarnungsreichen Zeugnisse des heutigen »Widerstandskämpfers« und »demokratischen Stars« unserer Rundfunkpublizistik noch vermehren, doch denke ich, der Leser hat fürs erste nun einmal genug.

Wenn ich während der Kriegsjahre auf Urlaub nach Hause kam oder zum Beispiel an *Tagungen von Schriftstellern in Weimar* teilnahm, wo übrigens neben Herrn Eggebrecht und seinen heutigen »demokratischen« Kollegen von Rundfunk und Presse fast alle Stars der heutigen Publizistik und Literatur und meistens am »Prominententisch« von Goebbels, ihm eifrig liebedienernd beisammen saßen, traf ich mit dem sich nähernden unausweichlichen Ende des Krieges auf zwei Menschengruppen:
Auf der einen Seite die Verzweifelten und Erschütterten, denen man ihre Ideale und ihren Glauben zerschlagen hatte und die immer noch wie auf ein Wunder auf eine Änderung nicht nur der militärischen und politischen, sondern auch der geistigen Situation hofften, und auf der anderen Seite die lediglich um ihre persönliche Zukunft Besorgten. *Bei den Schriftstellern überwogen die letzteren, bei den Soldaten die ersteren.* Das dürfte in der Geschichte der Menschheit wohl immer so gewesen sein. Nur war ich damals noch zu jung, um diese gewissermaßen »historische Charakterschwäche der Literaten« zu erkennen. Wir diskutierten über alles, wir machten uns freimütig lustig über die Bonzen des Kulturlebens, wir empörten uns über das, was uns als schlecht und verfault erschien, und soweit es Gespräche unter Soldaten waren, gaben wir immer wieder der Hoffnung Ausdruck, daß wir, nach dem Kriege heimkommend, aufräumen würden. Damals saßen in allen maßgeblichen publizistischen Positionen, in Presse, Rundfunk, Film und Literatur Männer, die, meistens dafür

u.k. gestellt oder auf sichere Druckposten abgeschoben, *sich nach außenhin als getreue Propagandisten und Paladine Hitlers und des Krieges aufspielten,* während sie im allerkleinsten Kreis, wenn eine Gefährdung so gut wie ausgeschlossen war, ihre wahre Meinung mit zynischer Ironie zum Ausdruck brachten. *Sie handelten und schrieben also fast alle gegen ihre Überzeugung und mißbrauchten ihre zum Teil sehr geehrten Namen unbedenklich, um Millionen Menschen, die an ihr Wort und an die Lauterkeit ihrer Person glaubten, weiterhin an den Karren Hitlers zu spannen.* Ich fand nur wenige, die es anders hielten. Es waren meistens unbekanntere und seit 1945 so gut wie verschollene und vergessene Publizisten und Schriftsteller, die irgendwo in der Tiefe ihres Herzens immer noch an Hitler und seine gerechte Sache glaubten und auch danach handelten und schrieben, und ich kenne manche, die uns Soldaten auf Heimaturlaub immer wieder voll Erschütterung fragten, wie wir uns denn dächten, daß dieser Krieg bewältigt und gewonnen werden könne und welche Hoffnungen wir uns für die Zukunft machten. Ich gestehe, daß mir auch heute jene unbekannten, kleinen Schriftsteller und Journalisten mehr Achtung abnötigen als die großen publizistischen Stars, die sich gegen ihre eigene Überzeugung vom System willig mißbrauchen ließen. Damals konnte ich allerdings nicht ahnen, daß dieselben Stars nach 1945 fast ohne Übergang in ähnliche Machtpositionen aufrücken, und daß ausgerechnet sie alle Verantwortung und alle Schuld auf die kleinen Idealisten häufen würden, die man dann jahrelang durch Lager schleifte, ihres Einkommens und ihrer Habe beraubte und in Elend und Verbitterung stieß, *während zahlreiche Asse der Goebbelsschen Kulturpolitik und Publizistik nunmehr »demokratische Umerzieher« mimten und ihren sehr geheimgehaltenen Unglauben an Hitler als »Widerstandskampf« ausgaben, als ein »Fronen in der Galeere« als einen »erzwungenen Dienst« an der Diktatur.*

Ich möchte hier mit Nachdruck feststellen, *daß niemals irgendwer im Dritten Reich gezwungen werden konnte oder gezwungen wurde, irgend etwas zu schreiben und öffentlich zu verkünden, was nicht seine Meinung war.* Niemand hat irgend jemanden jemals daran hindern können, seinen gutbezahlten Redaktionssessel aufzugeben, als Soldat an die Front, als Holzfäller in den Wald oder auch, milder ausgedrückt, vielleicht als kleiner Lektor in einen Verlag zu gehen. Allerdings konnte dies mit persönlichen Opfern verbunden sein.

Es wird mir immer unvergeßlich bleiben, daß einer der wenigen, die dergleichen wirklich taten, der Chefredakteur der *»Deutschen Allgemeinen Zeitung«, Dr. Karl Silex*, war, heute Chefredakteur des *»Tagesspiegel«* in Berlin, dessen Artikel Herrn Goebbels und Göring mißfielen, der aber den Forderungen der Mächtigen nicht nachgab, sondern, wie im ersten Weltkrieg, zur Marine einrückte, freiwillig und mit allem Gewicht eines öffentlichen Protestes. Im Gegensatz zu ihm hat sein Feuilletonredakteur, *Dr. Bruno E. Werner*, gehandelt. Er war fast bis zum Kriegsende (als Nachfolger *Dr. Paul Fechters*) mehr als ein Jahrzehnt lang *einer der treuesten und eifrigsten Diener der nationalsozialistischen Kulturpolitik. So treu hat er Hitler gedient, daß er trotz seiner nicht rein arischen Abstammung seinen Posten behalten durfte.* Er wurde sogar noch nebenbei Chefredakteur einer der ange-

sehensten Zeitschriften, »*Die neue Linie*«, eines Musterblattes nationalsozialistischer Kulturpolitik auf einer geistig höheren Ebene. Obwohl Goebbels sich des nicht rein arischen Kulturpapstes von Berlin, als der Herr Dr. Werner galt, gerne entledigt hätte, *verhinderte Hitler selbst seinen Abgang*. Schon damals machte in Journalistenkreisen das *Wort Hitlers* die Runde: »*Laßt mir meinen Dr. Werner in Ruhe, er ist der einzige, der versteht, was ich kulturell will. Er ist der verdienstvollste Deuter und Verfechter meiner eigenen künstlerischen Ideen.*« Man braucht nur die flammenden Bekenntnisse Dr. Werners zu lesen, die er ein Jahrzehnt lang in unzähligen von Aufsätzen in der »*Deutschen Allgemeinen Zeitung*«, in der »*Deutschen Rundschau*« *Rudolf Pechels,* in der »*Neuen Linie*«, ja sogar in »*Wille und Macht*«, der Führungszeitschrift der HJ, und anderswo über die nationalsozialistische Kulturpolitik schrieb, um sein Verbleiben im publizistischen Machtapparat trotz nichtarischer Abstammung zu begreifen. Was er schrieb und vertrat, tat er doch aber offensichtlich *wider besseres Wissen* und *vor allem gegen sein Gewissen.* Und die Konsequenz eines anderen Berufes zog er im Gegensatz zu seinem Chefredakteur nicht. Ich könnte das halbe Buch füllen mit den Auslassungen Dr. Wernerscher Kulturpolitik für das Dritte Reich. *Selbst in Büchern,* die er herausbrachte und zu deren Abfassung ihn nun *wirklich* kein Mensch hat zwingen können, spielte er diesen treuen Diener seines Herrn. In seinem Buch »*Deutsche Plastik der Gegenwart*« (Rembrandt-Verlag, Berlin 1940) gibt er einen begeisterten Überblick über die neue Kunst der *Klimsch, Kolbe, Breker, Thorak* und wie alle die heute von unseren Kunstsachverständigen als »nationalsozialistische Kitschiers« angeprangerten Plastiker heißen. Damals interpretierte Dr. Werner sie in dem Vorwort zu seinem Buch, dessen erste Seite eine Büste seines verehrten Führers schmückte, so:

»Uns Deutschen kann daher gerade heute als Vorbild in wahrhaft geistigem Sinn die klassische Skulptur der späten Staufenzeit dienen. Wie hier das Erbe der Antike vom Geiste her eingeschmolzen ist in eine ureigene deutsche Gestalt ... ist von berufener Seite in letzter Zeit verschiedentlich dargestellt worden ... Ist hier nicht jeder Meißelschlag Ausdruck einer inneren Vorstellung, nämlich von jener letzten großen ritterlichen Welt deutscher Prägung? Ist hier nicht Handwerk gleichzusetzen mit einer bestimmten geistigen Haltung, die weder an der Nachahmung der Literatur noch an der Nachahmung der Formen anderer Genüge findet, sondern mit höchstem handwerklichen Verantwortungsgefühl sich die eigene Form schafft, die nicht die geschmackliche Ausstattung dieser Dome ist, sondern die *einmalig das Volk, die Rasse, die Kultur dieser Zeit selbst zur Sichtbarkeit erhebt*– Weitab von glatter Gefälligkeit ..., können sie vom Wesen her Vorbild für die deutsche Gegenwart sein, die die *Idee vom Reich und von der völkischen Wiedergeburt auf ihre siegreichen Fahnen geschrieben hat,* und die ein neues Gefühl für den menschlichen Körper wie für den Raum und seine Dynamik auf den verschiedensten Lebensgebieten geschichtlich erweist ...«

Im gleichen Buch liest man auf Seite 151 über die »*Neue Architektur des Großdeutschen Reiches*«:

»In riesigen Planungen, wie sie das Abendland noch nicht gesehen hat, mit erstaunlicher Schnelligkeit aus dem Boden steigt ... die unter dem Gebot der Monumentalität stehen. Es begann mit dem in kürzester Zeit für die Olympischen Spiele geschaffenen Reichssportfeld, während fast gleichzeitig das Reichsparteitagsgelände, die Reichs-

autobahnen und die großen forumartigen Anlagen von Partei und Staat nach ihnen angemessenen bildhauerischen Gestaltungen riefen. *Die Übermacht dieser gewaltige Formate ergreifenden nationalsozialistischen Architektur, die die neue Weltanschauung eines 80-Millionen-Volkes repräsentieren will, muß stimmführend für die Wahl und Art der plastischen Bildwerke sein* ... Sie muß gemäß dem *nordischen Rassengedanken* nach dem Vorbild der Antike, jene *ideale Schönheit des menschlichen Körpers,* wie sie einer *nach Volksgesundheit* strebenden Staatsführung vorschwebt, verbinden mit dem Ausdruck überpersönlicher Lebenskraft, wie sie einem mächtigen, wuchtig zusammengeschlossenen Volk entspricht ... Daraus ergibt sich von selbst die *Monumentalkunst,* die diese Architektur erfordert ...«

Und auf Seite 172 heißt es besonders eindrucksvoll in einer Würdigung des Bildhauers *Arnold Waldschmidt:*

»Hier ist ein Werk entstanden, in dem wirklich echte Monumentalform gefunden wurde (das Granitrelief im Luftfahrtministerium Görings). Wie hier marschierende Soldaten mit Musik, Fahnen und dem reitenden Offizier zu einer dynamischen Einheit zusammengeschlossen worden sind, wie hier jeder Schlag mit dem Spitzeisen und dem Meißel ... *Denn nirgends sonst ist die marschierende, zu Kolonnen gebundene elementare Wucht des deutschen Volkes, den gewaltigen Sieg gleichsam vorausahnend, in bildhauerisch vollendeterer Form sichtbar geworden* ...«

Im Oktober 1933 aber schon kann man, ebenfalls von *Dr. Bruno Werner,* diesmal in *Rudolf Pechels »Deutscher Rundschau«* im Rahmen eines übrigens sehr verdienstvollen und lobenswerten Appells an den Staat, derzeit unerwünschte, aber doch ausgesprochen national bestimmte deutsche Architekten heranzuziehen, unter anderem lesen und *begreift Hitlers Liebe für »seinen« Dr. Bruno E. Werner:*

»Entscheidend und von überragender Wirkung wurde endlich die lang erwartete Kulturrede Adolf Hitlers auf dem Nürnberger Parteitag. Sie ist jedem Deutschen bekannt, jedem Kunstfreund geläufig, so daß sich ein Kommentar erübrigt. *Hitler hat ... hier in großen Linien Gesicht und Charakter einer nordisch-heroischen Kunst umrissen ... Seine scharfe Absage gegen individualistische Originalitätssucht, und die Exzesse einer untergegangenen Epoche ... seine Verwerfung jeder materialistischen Haltung* ... stellen der bildenden Kunst höchste Aufgaben, *vor allem, weil sie von einem Manne stammen, der selber als künstlerischer Mensch erkennt, daß man nicht ,von einem zu suchenden neuen Stil' reden, sondern nur hoffen kann, daß unser bestes Menschentum von der Vorsehung zu einem solchen Schaffen erwählt werden möge* ...« usw., spaltenweise.

Kurz vor Kriegsende hatte Dr. Werner nach seinen linientreuen Auslassungen durch ein Jahrzehnt hindurch – es ist die Frage nolens *oder* volens – eine Panne, die ihn dazu zwang, sich aus Berlin und aus seiner publizistischen Festung abzusetzen. Am Ammersee war es ruhiger. Und dort ist er dann unmittelbar nach 1945 der *Kulturstar der amerikanischen Umerzieher* und Kulturredakteur der amerikanischen »*Neuen Zeitung*« in München geworden. In die Literatur nach 1945 führte er sich mit dem Roman »*Die Galeere*« ein, in dem er die »Leidensjahre eines Publizisten im Dritten Reich« mit selbstbiographischen Zügen schildert, begeistert akklamiert von seinen vielen Kollegen im Geiste, die ähnliches »erlitten« hatten.

In der »Neuen Zeitung« der Amerikaner in München *vertrat er nun ab* 1945 *genau das Gegenteil von dem, was er bis* 1944 *vertreten hatte,* und seine Mitarbeiter von damals, die Dichter, Künstler, Maler, Plastiker, die nicht zuletzt *ihm* ihren Ruhm im Dritten Reich verdankt hatten, wanderten in den »demokratischen

Wurstkessel des Verschweigens« und wurden einer Haßkampagne ausgesetzt, die in der Geschichte der Opportunisten einmalig ist. Der Lohn blieb nicht aus. Heute ist dieser Mann Kulturattaché der deutschen Botschaft in USA.

Ganz ähnlich lag der Fall bei *Hans E. Friedrich,* den sich Dr. Werner als Stellvertreter und Nachfolger in die »Neue Zeitung« holte. Die damals jungen und ahnungslosen zwanzig- bis fünfundzwanzigjährigen Volontäre, die in der Kulturredaktion für ihre »demokratischen Aufgaben« von Herrn Hans E. Friedrich geschult wurden, erinnern sich noch heute, mit welchen haßerfüllten Tiraden dieser Mann alles mit Schmutz bewarf, was irgendwie als Schriftsteller oder Künstler mit dem Nationalsozialismus zu tun gehabt hatte. Der gleiche Hans E. Friedrich war im Dritten Reich *römischer Korrespondent der »Deutschen Allgemeinen Zeitung«* gewesen und hatte mit aller publizistischer Intensität den Berlinern jahrelang gezeigt, was der Faschismus für eine dem Nationalsozialismus artverwandte und wunderbare Erneuerungsbewegung sei. Auch hier blieb der Lohn nicht aus, denn er durfte während des Krieges *in der Propagandaabteilung Süd* die »Kriegsanstrengungen der Nation« in Mussolinis Reich weiter fördern. Mit seinen *pronazistischen Publikationen* könnte man ebenfalls ein Buch füllen. Als Literaturkritiker hat er sich schon damals betätigt, und wenn er seinen jungen Volontären 1945 seinen Haß gegen die »Nazischriftsteller« in Deutschland und Österreich, wie *Kolbenheyer* und *Grimm, Zillich* und *Jelusich* predigte, so verblüfft es fast nicht, daß er in der Zeitschrift »*Die Literatur*« während des Dritten Reiches die Romane von Mirko Jelusich, wie zum Beispiel seinen *Cromwell - Roman,* verherrlichte. Dank der Tätigkeit dieser beiden besonders krassen Opportunisten wollte die »Neue Zeitung« schon nach wenigen Monaten kein anständiger Deutscher auch nur mit zwei Fingern anfassen.

Welche politischen Ansichten der »Nazivertilger« und »demokratische Umerzieher« Hans E. Friedrich des Jahres 1945 im Jahre 1938 vertrat, kann man zum Beispiel im Juniheft der Zeitschrift »Die Literatur«, die von seinem Kollegen im Geiste, Herrn *Süskind,* herausgegeben wurde, feststellen. Dort unterzieht er das Buch »*Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten*« der nationalsozialistischen *Essener Verlagsanstalt* einer besonders flammenden Besprechung.

»Das hervorragende Werk, das seinen Herausgeber gewechselt hat, und jetzt unter Leitung des Legationssekretärs im Auswärtigen Amt, *Werner Frauendienst,* steht, gelangt mit diesem dritten Band zu einem Jahrtausend politischer Ereignisse: Abessinienkrieg ... Begründung des italienischen Imperiums ... und zur Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit, zur Besetzung des Rheinlands durch deutsche Truppen und *zu jenem traurigen Spiel einer ‚Verurteilung' Deutschlands durch den Völkerbund,* auf die das Ende des Locarnovertrages folgen mußte ... Die offene und warnende Stimme der *fortschrittlichen* Staaten Deutschland und Italien klingt in diesen Dokumenten prophetisch in jenes Chinesisch der Form und in das Latein der kühnen, aber erfolglosen Pläne des Völkerbundes, der inzwischen zu einem wenn auch *schwächlichen Instrument der besorgten demokratischen Ordnungshüter* geworden ist ..... Der *welthistorischen Zäsur der Begründung des Großdeutschen Reiches,* eine neue Ära der Weltpolitik einsetzt, wie sich schon heute erkennen läßt.«

In den letzten Kriegsjahren ließ mich – ich war an der Front, da ich mich

nicht so hoher Protektion wie die »Galeerensträflinge« und »Widerstandskämpfer« erfreute – die zunehmende Verkrampfung des geistigen Lebens nicht mehr ruhen. Was ich, leider vergeblich, durch mein Kriegstagebuch aussagen wollte und durch meine Novelle »Der Vergessene« anzudeuten versucht hatte, begann mir so auf den Nägeln zu brennen, daß ich im November 1943, einer Einladung des ansehenen »Auslandsklubs« in Wien folgend, anläßlich eines Urlaubs die Gelegenheit zu einem Vortrag über die geistige Situation der Zeit wahrnahm. Ich sah darin, einigermaßen beschützt durch meine Uniform als Frontsoldat, eine nie wiederkehrende Möglichkeit, öffentlich auf ein sehr wesentliches Forum geistiger Menschen einzuwirken und sowohl als Soldat wie auch als Schriftsteller meine Meinung zu der Fehllenkung des kulturellen Lebens zu sagen, die uns alle so schrecklich bedrückte. Ich war mir der Gefahr, in die ich mich wagte, natürlich bewußt, aber ich vertraute auf die Solidarität geistiger Menschen. Denn der Vortrag wurde nur von der geistigen, künstlerischen und literarischen Elite Wiens besucht. Ich sehe noch heute die starren Gesichter meiner Zuhörer vor mir, die es nicht wagten, auch nur eine Spur dessen zu verraten, was in ihnen vorging, als ich unter anderem wörtlich folgendes sagte:

»Der Geist dieser Stadt und mithin der Menschen hier, zu denen wir uns zählen, auch wenn wir oft aus verschiedener Herkunft und nur zufällig in ihre Mauern verschlagen wurden, war immer von jener geistigen und seelischen Tapferkeit geprägt, die wir *Freimut* nennen wollen. Dieser Freimut ist ein Merkmal echten Soldatentums. Denn Tapferkeit erweist sich nicht nur auf dem Schlachtfeld, sondern überall dort, wo es gilt, einen Feind zu stellen und damit dem Vaterland zu dienen. Es begegnet uns heute manchmal, daß wir diese Verantwortung abgelöst finden von Nützlichkeitserwägungen des Augenblicks. Dies mag nicht nur bequemer, sondern zuweilen, wenn auch nur scheinbar, zweckmäßiger sein. *Gewiß sind Verantwortungen nie bequem. Aber wir haben als Soldaten das bequeme Leben in jeglichem Sinne verlernt, und damit ist uns vor allem auch Menschenfurcht abhanden gekommen. Man möge das als Gleichnis nehmen* ...

Ich wage zu behaupten, daß jeder bewußte Versuch, den Krieg mit künstlerischen Mitteln darzustellen, *nur ähnliche Ergebnisse einer Pseudokunst hervorruft, die wir Gott sei Dank in wachsendem Maße heute in allen Bereichen der Künste schon wieder zu belächeln beginnen.* Man wünschte manchen *Aposteln, die heute seltsame Irrlehren* schöpferischen Wirkens verkünden, eine nachträgliche Lektüre gewisser Bekenntnisse von *Paul Ernst*, der wie wenige schöpferische Geister der letzten Jahrzehnte ein Seher und zugleich ein Kämpfer für die Wahrheit gewesen ist. Er hat mit aller *Bewußtheit* das Amt des Dichters als eines der Erziehung und Erweckung gepredigt und nicht verschwiegen, daß dieses Amt *ein einsames im Geschrei des Tages* sein muß. Wir neigen heute alle manchmal dazu, *unser Dasein und unsere Lebensform mit dem Weihrauch einer Selbstbelobigung zu umgeben, die leider durch die Tatsachen keineswegs gerechtfertigt ist.* Ich begebe mich damit wieder in meine gut gepanzerte Lebenswelt als Soldat und zitiere nur zum Abschied noch ein Wort von Goethe, der einmal sagte, daß man den Menschen nicht das geben soll, was sie haben wollen, sondern, was sie haben müssen. Es war zu allen Zeiten so und wird auch nach den Gesetzen der Natur zu allen Zeiten so sein, daß Entscheidungen nie von der Masse getragen und innerlich erlitten oder gar gestaltet werden. *In solcher absoluten Bejahung des Prinzips der Persönlichkeit können wir auch allein die Kraft finden, einer Welt zu trotzen, in der dieses Prinzip keine Geltung mehr besitzt.* Auch wahrer Sozialismus ist nur aus solcher Erkenntnis zu gewinnen, alles andere ist Kommunismus, wie immer er sich auch tarnen möge ... Ich darf gestehen, daß ich, je länger der Krieg dauert, je

mehr die Menschen von ihm getroffen werden, desto stärker überall *einen wahren Hunger nach dem Echten, Großen und Dauernden der Kunst gefunden habe, zugleich aber eine tiefe Enttäuschung über den Mangel an wirklich von den großen Schicksalen unserer Zeit bewegten Zeugnissen unseres schöpferischen Wirkens in der Gegenwart.* Jene hochwertige Schicht unseres Volkes – wohlgemerkt ist das keine sozial begrenzte Schicht –, die heute draußen an der Front ihre Pflicht erfüllt, will endlich einmal etwas hören, was aus der Zeit kommt und was ihre Stimme ist. Daß damit nicht Phrasen und irgendein hohltönender Zweckoptimismus gemeint sind, versteht sich in der Soldatenwelt von selbst ... Man will endlich an die Wahrheit unseres Daseins gerührt sehen, das überall in so maßloser Gefährdung steht. Mir ist es bei meinen eigenen dichterischen Versuchen in den letzten Jahren manchmal geschehen, *daß mir daheim die Betreuer unserer Zeit etwas seufzend sagten, warum ich mich denn stets auf das Glatteis zeitgenössischer Problematik begebe und Dinge und Menschen gestalte, die allzu sichtbar unter uns wohnen, und warum ich dadurch die Gefahr beschwöre, an tausenderlei Empfindlichkeiten und Kompetenzen und Instanzen anzustoßen, die mir das Leben und das künstlerische Werk sauer machten.* Sie werden mir glauben, daß es nicht leicht ist, heute einen solchen Weg zu gehen, wo manchmal *der schöpferische Mensch im Gestrüpp der Betreuer und Zensoren zu ersticken droht, wo man mitunter nicht mehr weiß, ob das Primat des schöpferisch Schaffenden noch besteht, oder nicht vielmehr das der Organisationen und der vielen Schleusen, durch die so ein Kunstwerk an das Ohr des Volkes gelangen muß.* Ich müßte mich dennoch vor meinen toten und lebenden Kameraden draußen schämen, wenn ich deswegen in meinem Amt wankend würde und mich in ungefährdetere Bereiche künstlerischer Möglichkeiten zurückzöge, wie das leider heute manchmal geschieht. ... Wir geben unser Leben als Ganzes und auch das, was man dem Tod überantworten kann, *nicht dem faden Brei einer Doktrin hin, sondern ausschließlich Deutschland.* ...Ich möchte auch auf eine Gefahr hinweisen, die von Forderungen an die dichterische Arbeit kommt, *die zuweilen von Leuten erhoben werden, die eigene Dogmen und Thesen als allgemeingültige Richtlinien der deutschen Kunst ausgeben.* Soweit das die Dichtung betrifft, sieht das so aus: unser eisernes und hartes Zeitalter forderte eine heroische Dichtung. Der Dichter müsse Soldat und Kämpfer sein. Diese Forderung, auch wenn sie nicht nur ein oberflächliches Geschrei nach Pathos und Heldengesang ist, mit dem ich mich hier wohl nicht auseinanderzusetzen brauche, wird mit allem Ernst vorgetragen. *Ich kenne aber aus der Vergangenheit und Gegenwart eine ganze Reihe der hervorragendsten Dichter, die ihrem Volke Einzigartiges und Bleibendes geschenkt haben, und ich muß gestehen, daß dennoch ihre Veranlagung zum Soldaten und zum Heroiker entweder sehr gering oder überhaupt nicht vorhanden war, ja, ich behaupte im Gegenteil, daß gestern und heute mir mancher Dichter nähersteht, der nicht im üblichen Sinn Soldat ist, als mancher Soldat, der daraus dichterische Ansprüche ableitet. Sie werden mir zubilligen, daß ich als Soldat zu solch zarter Ironie am unverdächtigsten berechtigt bin ... Wir müssen uns hüten, aus Erscheinungen des Augenblicks Gesetze abzuleiten. Das gilt für die Kunst ebenso wie für die Ordnung, in der unser Volk zu seiner Lebensgestaltung wächst ...* Es liegt im Zuge der Zeit, daß wir nach den Früchten der Länder Ausschau halten, nach Schätzen der Erde, die wir dort brauchen und finden. Uns ist aber mehr aufgegeben. *Wollen wir den Haß der Welt überwinden, so müssen wir unsere Leidenschaft zur Ordnung, zur Haltung dawidersetzen.* Diese aber gewinnen wir nur aus der geistigen und seelischen Fülle des Abendlandes. *Dazu bedarf es keiner imperialen Willkür, sondern einer kontinentalen Gerechtigkeit.* Die Dämonen zu bändigen und das Gute und Edle zu wecken, ist die höchste Aufgabe schöpferischen Wirkens. *Der Staat, der solche Aufgaben der Kunst beschränkt, würde sich selber das Grab schaufeln ...«*

Nun, dieses und ähnliches, öffentlich ausgesagt, entsprach nun nicht ganz der Goebbelsschen Kulturpolitik und den Leitsätzen eines Herrn Eggebrecht, nach denen er seine Papierschätze verteilte. Einige Tage später sollte ich, was mich besonders freute, den Vortrag vor ein paar tausend Studenten Wiens an der

Universität wiederholen, aber offenbar war die Solidarität des Geistes doch nicht so stark, denn das Reichspropagandaamt untersagte mir die Wiederholung der Rede, und als ich mich auch noch munter beim Reichsstatthalter von Wien darüber beschwerte, erhielt ich am 10. Dezember 1943 von diesem Amt einen Brief, in dem es u. a. hieß:

»Der Beschwerde bezüglich des Verbotes des Reichspropagandaamtes Wien, Ihre am 19. November 1943 im Auslandsklub gehaltene Rede in größerem Rahmen zu wiederholen, kann nach Vorlage des Textes und Stellungnahme der zuständigen Behörde nicht stattgegeben werden. Da vielmehr die im gegenwärtigen Zeitpunkt des Krieges in einem öffentlichen Vortrag zum Ausdruck gebrachte Kritik geeignet ist, die Kriegsmoral weitgehend zu schädigen ... wurde der Akt dem Gaugericht Niederdonau der NSDAP weitergeleitet.«

Das Verfahren wurde vertagt, da ich an die Front abging. Wenn ich in jenen Jahren – und ich möchte hier nochmals versichern, daß ich mich dessen gar nicht rühme, weil es mir in meiner Auffassung von der Verantwortung des Schriftstellers damals *und* heute selbstverständlich erscheint – gegen den Stachel der nationalsozialistischen Kulturpolitik lökte, so wäre ich nach 1945 trotz Gestapohaft und Buchverboten und dem sonstigen gegen mich angewandten Terror des Systems nie auf die Idee gekommen, mich deswegen als »Widerstandskämpfer« und »Märtyrer« hinzustellen, was manche Literatursterne jener Zeit – viel prominentere als ich – in einer Weise tun, die einem die Rede verschlägt. Es gibt da Leute – auf einige komme ich noch genauer zurück – die haben als gefeierte Größen in der Literatur, Publizistik und Kunst des Dritten Reiches sofort nach 1945 die Stirn gehabt, ihre früheren Freunde, die meistens auch nicht annähernd zu ähnlichen Gipfeln der Anerkennung im Dritten Reich aufgerückt waren, nicht nur totzuschweigen und nicht mehr zu kennen, sondern sogar öffentlich zu diffamieren und zu verleumden und von notwendiger »Tarnung« zu sprechen, derer sie sich durch ihre Freundschaft mit jenen bedienen mußten, um im Dritten Reich heil zu überstehen. Ich habe eine Fülle skrupelloser und widerwärtiger Charakterlosigkeit teils persönlich erlebt, teils aus der Ferne beobachtet, von Männern – ich weiß allerdings nicht, ob dieses Wort hier am Platze ist –, die heute wieder in Dichterakademien, in großen Lizenzzeitungen, in Rundfunkanstalten und in öffentlichen Positionen aller Art sitzen. Ich selbst und andere besitzen ganze Mappen von Briefen aus der Zeit Hitlers, die allein schon den »Widerstand« dieser tapferen Demokraten auf die lächerlichste Weise bloßstellen würden. *Aber die Wandlungsfähigkeit dieser Leute ist so groß und ihr Gewissen offenbar so klein, daß sie heute wahrscheinlich selbst nicht mehr wissen, was sie damals geschrieben und gepredigt haben.* Es ist der staunenswürdige Kunstgriff, wie Eggebrecht ihn selbst beschrieben hat: »Wir heilen uns indem wir vergessen.«

Als ich im Jahre 1945 erkannte, welche Leute da plötzlich wieder ans Ruder kamen und sich der Demokratie bemächtigten, beschloß ich, vorerst einmal ein paar Jahre lang jenem Schmutz auszuweichen, der bekanntlich bei allen Umstürzen der Weltgeschichte das aufgerührte Wasser trübt. Erfahrungsgemäß

pflegt sich dieser Schmutz sonst immer nach kurzer Frist wieder zu setzen, und das Wasser klärt sich. Ich schwieg daher fünf Jahre lang und sah, auf meinem Bauernhof als mein erster Knecht arbeitend, dem Treiben teils belustigt, teils kopfschüttelnd zu. Zu meinem Erstaunen setzte sich der Schmutz aber nicht. Ja, vor allem auf dem geistig-literarischen und publizistischen Sektor entfaltete sich unter der Fahne der mißbrauchten Demokratie ein Terror von Denunziation, Schnüffelei, Verleumdung und Verrat, daß ich meinem grollenden Herzen schließlich Luft machen mußte. Das geschah in meinem Roman »*Und was bleibt, ist der Mensch*«.

Ich hatte bis dahin, soweit es die Öffentlichkeit betraf, verhältnismäßig im Frieden gelebt, war von der Presse nicht angegriffen worden, auch war ich ja im Dritten Reich weder durch Preise, Akademiemitgliedschaften, Ehrungen oder Ämter zu jenem Ruhm aufgerückt wie der Großteil der heute wieder in Mode stehenden Literaten, Akademiemitglieder und Preisträger aller Systeme, und außerdem hatte ich ja in diesen fünf Jahren nicht von meinem Recht der freien Meinungsäußerung als Schriftsteller Gebrauch gemacht.

So betrat ich mit meinem neuen Roman gewissermaßen literarisches Neuland, und er wurde zuerst weithin vorurteilslos aufgenommen. Zwar lehnten ihn acht große deutsche Verlage ab. Es fehlte ihnen der Mut, diese damals noch sehr ungewöhnliche und unpopuläre Wahrheit, die das Buch über die vergangene Epoche vertrat, zu veröffentlichen. Die Verleger, die es dann doch schließlich in Österreich und in Deutschland und anschließend in Spanien, Holland, Portugal, Südafrika usw. herausbrachten, bewiesen jedoch ihren offenbar richtigen Instinkt, denn die Menschen, und nicht nur in Deutschland, begriffen, daß hier *ihr* Schicksal dargestellt wurde, daß hier die Wahrheit gesagt wurde, so, wie sie diese selbst alle erlebt hatten, und die seit 1945 verbogen und verfälscht worden war. So erreichte das Buch, obwohl es fast alle führenden Lizenzzeitungen trotz ihrer demokratischen Lippenbekenntnisse ausnahmslos verschwiegen, 200 000 Auflage. Das Echo in der Presse war dennoch im großen und ganzen positiv; ich war gewissermaßen ein unbeschriebenes Blatt, und so erflossen die Urteile noch unmittelbar nur aus dem Eindruck von dem Werk. Ein in unserer heutigen Literaturkritik seltener Fall! Die einzige große Zeitung, die allerdings erst sehr spät nach Erscheinen und offenbar gereizt durch den internationalen Erfolg des Buches in der Verschweigungstaktik ihrer illustren Gefährten eine Ausnahme machte, war die »*Frankfurter Allgemeine Zeitung*«. Inzwischen hatte ich mir nämlich unvorsichtigerweise öffentlich ein paarmal den Mund verbrannt und meine Meinung über gewisse »demokratische« Literaten und Publizisten allzu deutlich ausgesprochen. Die sonst so seriös sich gebende »Frankfurter Allgemeine Zeitung« verriß das Buch im Stil politischer Denunziation. Ihr nunmehriger Kulturpapst ist Karl Korn, einstiger literarischer Star der Zeitschrift »Das Reich« von Herrn Goebbels.

Bemerkenswert war vor allem die bewußte Verdächtigung gegenüber dem Ausland, das man warnen zu müssen vermeinte, das Buch weiterhin zu übersetzen,

da es ein völlig falsches Bild von der deutschen Wirklichkeit jener Zeit gebe.

Damals begriff ich das erste Mal, wie sehr gewisse Leute die Wahrheit fürchten, denn wie wäre es mit den Positionen und dem Ansehen dieser Publizisten von 1945 bestellt, wenn die von den linksintellektuellen amerikanischen Umerziehern der ersten Jahre nach dem Zusammenbruch bei willigen deutschen Subjekten bestellte Geschichtsfälschung und entfesselte Haßpsychose auch im Ausland als solche durchschaut und erkannt werden würde? Niemand läßt sich gerne die Beine des Sessels ansägen, auf dem er gut gepolstert und bestens bezahlt sitzt. Das war ja im Dritten Reich bei den gleichen Leuten nicht anders gewesen. *Es ist ihr Prinzip, sich immer die Freundschaft der Stärkeren zu erhalten und sich von jenen zu distanzieren, die dem jeweiligen System verdächtig und gefährlich sind.* Das ist ein unfehlbares Rezept, alle Systeme heil zu überstehen, besonders, wenn man schon vorher, knapp bevor es zu Ende geht, bei den Auguren vorsichtig geäußerte Zeichen von Widerstand zu erkennen gibt, deren Pfeilchen man dann zu Atombombenpilzen aufblasen kann.

Dennoch bewogen mich die Wirkung und der Erfolg meines Romans, die Klausur meines Bauernhofes zu verlassen. Trotz allem dachte ich mir: man kann also wieder die Wahrheit sagen, endlich, nach zwölf Jahren die *reine* Wahrheit. Und ich begann, meinen Groll gegen die vielen Schwächen und Entartungserscheinungen der Demokratie, die ja auch mir nun nach den Erfahrungen mit der Diktatur *als einzig mögliche Form des menschlichen Zusammenlebens erschien und auch heute noch immer erscheint* (ich fürchte im Gegensatz zu den Patentdemokraten von 1945, die jetzt schon wieder schön langsam – ob ihre Witterung wohl richtig ist? – »mit den gemäßigten Formen« eines titoistischen, gomulkistischen, europäisch humanisierten Kommunismus zu liebäugeln beginnen), ja, ich begann also als enttäuschter und *gründlich geheilter* Nationalsozialist bewußt meinen Beitrag zu einer demokratischen Gestaltung Europas zu leisten.

Mit dieser Absicht gründete ich, ohne mich auf irgendwelche Kreise oder Cliquen von links oder rechts zu stützen, einen kulturpolitischen Pressedienst, dem ich den Namen »*Europäischer Kulturdienst*« gab, und begann dort aus eigenen Erfahrungen und auf Grund der mir begegnenden allgemeinen Problematik des öffentlichen Lebens kritisch und nach meinem besten Gewissen Stellung zu beziehen.

Wenn ich zum Beispiel las, was man in gewissen Zeitungen über den Dichter *Kolbenheyer* schrieb, dessen *Mut und Widerstandswillen* gegen alles Böse im Dritten Reich ich bewundernd unmittelbar erlebt hatte, trat ich gegen seine Verleumder auf, mit nichts anderem als mit der Wahrheit.

Als ich zum Beispiel erfuhr, daß der verdiente greise jüdische Schriftsteller und Emigrant *Alfred Döblin* in Hunger und Elend lebte, wandte ich mich mit dem gleichen Zorn an die Öffentlichkeit in einem leidenschaftlichen Appell, der solches Aufsehen erregte, daß Döblin sogar kurze Zeit danach den Zehntausend-Mark-Preis der Mainzer Akademie bekam.

Da ich den Eindruck gewann, daß in weiten Bereichen der Literatur einem

skrupellosen und zynischen Nihilismus, vermischt mit pornographischen Exzessen und einer Spekulation auf die niedersten Instinkte der Massen gehuldigt wurde, trat ich dagegen auf und forderte eine Besinnung auf jene unvergänglichen Werte, die auch nicht dadurch, daß Hitler sie für seine Zwecke mißbraucht hatte, einen Funken von ihrer Wirklichkeit und Kraft verloren haben. Ich kann mich jedenfalls nicht zu der Auffassung bekennen, daß etwa die Autobahnen »Verkörperung des Bösen« seien, »Ausdruck einer reaktionären und verbrecherischen Gesinnung«, nur weil Hitler sie gebaut hat. Vermutlich würde Deutschland heute in ein Verkehrschaos versinken, wenn es diese Autobahnen nicht gäbe.

Ebenso dumm und albern finde ich es, zu behaupten, daß zum Beispiel die Ehrung von Müttern oder die Förderung der Familie ein »nazistischer Rückfall« sei, weil Hitler die Mütter geehrt und die Familie gefördert habe. Und genau so absurd und grotesk ist es, gewisse Entartungserscheinungen der Modeliteratur, der atonalen Musik, der abstrakten Malerei, soweit sie nichts anderes als krankhafte Auswüchse verstörter Seelen oder auch geschäftstüchtiger Manager sind, mit dem Heiligenschein verfolgter Kunst zu krönen, nur weil Hitler dieser Art von Kunst den *unbezahlbaren Dienst* erwiesen hat, sie zusammen mit den Schöpfungen wahrhaft genialer und großartiger moderner Künstler aller Sparten als »entartet« abzustempeln und zu verbieten. *Diese Leute müßten eigentlich Hitler ein Denkmal setzen, denn ohne ihn würde ihre Bedeutung im richtigen Verhältnis zu ihrer Substanz stehen.*

Man kann auch nicht jeden Einsatz für das Bauerntum und seine volkserhaltenden Kräfte, man kann nicht die heilsame Erziehung junger Menschen durch Arbeitsdienst oder Landdienst sofort als »militaristischen Rückfall« oder als »Blut-und-Boden-Ideologie« hinstellen, nur weil Hitler in dieser Richtung gewirkt hat. Ich wundere mich immer wieder, daß heute mit einer Monotonie sondergleichen die »geistigen Eliten« unserer Publizistik solche Argumente unentwegt ins Treffen führen, da sie denn doch das Dümmste sind, was man zu diesen Problemen verkünden kann. *Ich glaube, wenn es heute einen gut organisierten Arbeits- und Landdienst gäbe, wäre das Halbstarkenproblem, wäre die Vergiftung der Jugend durch eine verantwortungslose, nur von Geschäftsinteressen bestimmte illustrierte Presse und Filmproduktion mit ihrer Erstellung von Pseudoleitbildern aus der Halbwelt des Films kein solches für ganz Europa entscheidendes und fast unlösbares Problem.* Aber die geistigen Kurzschlüsse oder böswilligen Simplifizierungen unserer publizistischen Größen aller Sparten sind in diesem Punkt so groß – vielleicht liegt ein Trauma ihrer opportunistischen Sünden vor –, daß die Wahrheit über diese Dinge zu sagen dem Einbruch in ein Tabu gleichkommt und man bei solchen Äußerungen gleich die ganze Meute am Halse oder doch an den Beinen hat.

Je mehr ich nun von diesen und ähnlichen Gedanken in meinen Aufsätzen aussprach, je heftiger ich mich gegen die Verlogenheit unserer literarischen Moden, unserer künstlerischen Eintagspropaganda und gegen diesen ganz öffentlichen *Kulturkonsumverein* wandte, desto heftiger wurde ich angegriffen. Da

hatte ich zum Beispiel die Unverfrorenheit, in meinem Pressedienst den jüdischen Schriftsteller *Karl Kraus* mit einigen recht wenig freundlichen Worten über *Gottfried Benns Tätigkeit im Dritten Reich* zu *zitieren*. Daraufhin setzte der *Süddeutsche Rundfunk* eine bereits auf Band aufgenommene Lesung aus meinem Roman vom Programm ab, und der verantwortliche Leiter dieser Abteilung namens *Karl Schwedhelm* schrieb mir einen empörten Brief. *Die Erkenntnis, daß die Zitierung eines jüdischen Schriftstellers in der Demokratie einem Verbrechen gegen die Demokratie gleichkommt, war für mich neu.*

Eine ähnliche Unverfrorenheit war es, mich mit einigen Mitgliedern der »*Gruppe 47*« anzulegen. Das ist ein literarischer Verein etwas linker Prägung, der, angeführt von *Hans Werner Richter*, damals mit großem Anspruch auf öffentliche Anerkennung, ein paar Dutzend Schriftsteller zu einer Geltungs- und Interessengemeinschaft vereinigt hatte, deren Hauptthese in der Anmaßung bestand, *das Jahr 1945 als das Jahr null der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte zu proklamieren* und die in einer umstrittenen Zeitschrift, »*Die Literatur*«, jahrelang eine Hetze gegen alle Schriftsteller führte, die je in Berührung mit dem Nationalsozialismus geraten waren. Da wurden in wahlloser Willkür abgeschlachtet: *Ernst Jünger, Hans Carossa, Ina Seidel;* von *Kolbenheyer, Weinheber* oder *Zillich* und anderen gar nicht zu reden. Heute behauptet Hans Werner Richter, nachdem viele ihm nahestehende Publizisten und Literaten in ihrer sehr fragwürdigen nationalsozialistischen Vergangenheit entlarvt wurden, daß er schon zu Zeiten der unseligen Entnazifizierung immer für eine »Scheidung in jene Nazi gewesen sei, die aus Idealismus damals mittaten und sich heute gewandelt hätten, und jene, die heute noch unbelehrbar wären«. Diese Unterscheidung sehr jungen Datums ist aber doch wohl eine allzu frivole Spekulation auf das schlechte Gedächtnis der Zeitgenossen, nachdem man ein Jahrzehnt lang einen wahren Vernichtungskrieg gegen alle irgendwo irgendwann dem Nationalsozialismus Nahegekommenen geführt hat, sofern sie nicht zu Nihilisten geworden sind oder die »sozialistische Klassengesellschaft« als einzige Lebensform der kommenden Welt anerkennen.

Aber die Zeiten ändern sich und so auch die Ansichten, zum mindesten jene, die man öffentlich ausspricht.

Doch um zur »Gruppe47« zurückzukehren: im Jahre 1952 hatte ein Autor namens *Milo Dor,* früher kommunistischer Titopartisan, einen Roman »*Tote auf Urlaub*« geschrieben, der von der führenden Lizenzpresse zur Offenbarung hinaufgelobt wurde. In einer Besprechung bescheinigte ich ihm seine Begabung als Schriftsteller, machte jedoch einige Einwendungen gegen gewisse Stellen des Buches, die ich als pornographisch empfand. Milo Dor gehört zu jener literarisch-geistigen Clique in Österreich, um die es allerdings inzwischen sehr still geworden ist, die 1945 am liebsten jeden Deutschen nach Sibirien geschickt hätte und die publizistisch jene Atmosphäre des Hasses vorbereitet hatte, in dem sich die schmachvolle Austreibung aller Deutschen mit fünfundzwanzig Kilo Gepäck unter Beschlagnahme all ihres Eigentums vollzog. Jener Milo Dor begann damals zusammen mit seinen österreichischen Geistesverwandten aus-

gerechnet bei den einstigen Nazigrößen am Norddeutschen Rundfunk ein Kesseltreiben gegen die wesentliche österreichische Literatur. Da wurden an den Haaren herbeigezogene Enthüllungen über die nationalsozialistische Vergangenheit von Dichtern vom Range *Max Mells, Karl Heinrich Waggerls, Franz Karl Ginzkeys* fabriziert und bei der Gelegenheit auch mein Pressedienst als »neonazistisch« verleumdet. So ist das heute in Deutschland, wenn man über ein Buch eines neudemokratischen Stars seine Meinung sagt. Jener Milo Dor also, der einstige prominente Deutschenhasser, begann nun als Star der »Gruppe 47« seine literarische Karriere in Deutschland, denn hier gab es nun wieder gute Deutsche Mark, und da war der schmalbrüstige österreichische Schilling doch nicht Wertes genug, um weiterhin bei dem »neuösterreichischen« Patriotismus zu verharren. Zwar ist diese literarische Karriere inzwischen wieder versandet, unser Autor hat sich dem einträglicheren Geschäft von Illustriertenromanen und Filmdrehbüchern zugewandt, aber damals immerhin war ein Angriff auf ihn ein Startzeichen für die »Gruppe 47«.

Man begann mir seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Anlaß allerdings für den Gegenschlag gegen den renitenten Publizisten, der sich das Recht anmaßt, in demokratischer Freiheit seine Meinung zu äußern, war wenig glücklich gewählt, nämlich das Erscheinen meines neuen Romans »*Daniel in der Löwengrube*«.

Die Geschichte um dieses Buch ist ein Roman für sich, und ich fürchte, manche Leser werden kaum glauben, was ich davon erzähle. Ich möchte daher ausdrücklich versichern, daß jedes Detail belegbar der Wahrheit entspricht. Das Buch kam in einem inopportunen Augenblick. Ich war mir dessen bewußt, und vielleicht zwang mich gerade deswegen mein ganzes Innere dazu, es zu schreiben. Es ging mir seit Jahren nach. Schon in meinem Roman »*Und was bleibt, ist der Mensch*« hatte ich das *Problem des Judentums,* wenn auch in anderem und größerem Zusammenhang, ganz eindeutig angeschnitten, aber mir schien es einer besonderen Auseinandersetzung wert zu sein, da es ja ein Symptom für das Zeitalter der Barbarei und der barbarischen Instinkte des ewigen Raubtieres Mensch zu allen Zeiten war: der Massenmord gewissermaßen zum Sinnbild des Jahrhunderts geworden. Es sollte kein Buch des Hasses und der Verurteilung werden, sondern ein Versuch, den *Menschen* zu zeigen, der, schuldig-unschuldig in ein Massenschicksal geworfen, mit seinem Gewissen und seiner Kraft dieses Schicksal annehmen und bewältigen muß, weil er ihm nicht entgehen kann und nicht entgehen darf. Persönlich bewegten mich dabei, wie ich schon früher ausführte, besondere Motive. Die beiden jüdischen Pflegemütter, von denen ich eingangs erzählte, die für mich immer mit dem Begriff meiner Kindheit liebend verbunden waren, wurden noch kurz vor Ende des Krieges von einem auf ihre Wohnung erpichten SS-Mann angezeigt und daraufhin verschleppt und vergast. Ihr Schicksal hat mich ein Jahrzehnt lang wie ein Alptraum verfolgt, und nicht zuletzt erschien es mir als ein Auftrag, mit diesem Buch ihnen ein Denkmal zu setzen.

Wenn ich vorhin von einem »inopportunen Augenblick« sprach, so deshalb, weil sich in Deutschland langsam wieder jene dumpfe Gleichgültigkeit auszubreiten begann, die die Menschheit immer nach kurzer Zeit begangenen Verbrechen entgegenbringt. Nicht zuletzt hatten die falschen Ankläger *die Sache selbst* suspekt gemacht. Denn die alten Stars Hitlers, nunmehr neue Stars der Demokratie, hatten am allerwenigsten ein Recht, den Ankläger zu spielen oder gar die Schuld zu verteilen, denn schuldig waren wir alle, nolens und volens, und jene am meisten, denn sie hatten gegen ihr besseres Wissen diesem System gedient. *Nun aber entfalteten sie um jenen schrecklichen Untergang eines Volkes eine Hetze, die mehr politische als menschliche Hintergründe hatte,* und der haßerfüllte und ungerechte Feldzug gewisser Emigranten, die ihren allerdings *begreiflichen* Zorn mit ungleichen Maßen auf das deutsche Volk verteilten und anständige Menschen ins Unglück trieben, sie alle waren mitschuldig, wenn nachgerade jedes Urteil über Verbrechen fragwürdig geworden war. Das Recht hat seine eigenen unumstößlichen Gesetze. Wer es korrumpiert, zerstört die natürliche Ordnung und macht die Humanität zu einem teilbaren Geschäft.

Als ich damals meinem bisherigen deutschen Verleger den Plan für mein neues Buch entwickelte, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und verweigerte mir trotz der Geschäfte, die er mit dem vorangegangenen Roman gemacht hatte, seine Gefolgschaft. Mein österreichischer Verleger allerdings sagte ja, ohne Illusion über die Schwierigkeit, ein solches Buch durchzusetzen, aber er bestätigte mir damit meine Entdeckung, daß außerhalb des deutschen Wirtschaftswunders und des alles niederwalzenden Geschäftsdralls der Deutschen seit 1945 demokratischer Mut und wirkliches Verantwortungsgefühl im deutschsprachigen Raum fast nur noch in Österreich zu finden sind, zumindest, soweit es geistige und literarische Bereiche betrifft. Wahrscheinlich hat das *Maß* dort aus einer langen Tradition und aus der Lage des immer gefährdeten Grenzlands auch heute noch seine Gültigkeit. Gewiß ist es auch dort geschmälert, aber es ist nicht so in den Grund und Boden hinein zerstört wie in dem hektischen Kulturbetrieb der Bundesrepublik. Ich hatte jedoch eine Chance. Der Erfolg meines vorherigen Buches brachte eine Reihe kleinerer Verleger auf den Plan, die bereit waren, blanko einen Vertrag für mein nächstes Buch zu machen, und überhaupt nicht fragten, was ich denn schrieb. Dieser Chance verdanke ich es, daß mein Roman überhaupt erscheinen konnte. Das Buch erregte einen Sturm der Meinungen von Tokio bis Amerika.

Mehr als zweitausend Zeitungsausschnitte allein liegen mir vor, die sich mit diesem Roman befassen.

Die Zeitschrift »*Die Literatur*« der »*Gruppe* 47« nahm, wie gesagt, diesen Roman zum Anlaß, um eine Attacke gegen mich aus ganz anderen Motiven zu reiten. Es erheitert mich jedesmal, wenn ich lese, was *Hans Werner Richter* heute über »humane Haltung gegenüber früheren Nazis« schreibt und was er damals gegen mich publizieren ließ; vom »Mann mit den blutigen Händen« bis zum »Paradepropagandisten

Hitlers« gab es nichts, was mir nicht angehängt wurde. *Artikel aus dem Dritten Reich wurden als meine zitiert, die ich nie geschrieben hatte.* Da wurde zum Beispiel behauptet, ich hätte den rheinischen Dichter *Josef Winckler* angegriffen, obwohl der zitierte Artikel von seinem westfälischen Kollegen *Walter Vollmer* unterzeichnet war und ich in jener Zeitung, in der dieser Artikel 1935 erschien, überhaupt nicht für Literatur verantwortlich war, sondern ein dafür im Impressum genannter anderer Schriftleiter. Mit solchen und ähnlichen »neudeutsch-demokratischen Scherzen« oblag »Die Literatur« ihrer publizistischen Wahrheitspflicht. Wer einmal ein so prominenter Nazi gewesen sei, dürfe niemals ein Buch über diese Probleme schreiben, bedeutete mir damals das Blatt Hans Werner Richters. Also genau das Gegenteil von dem, was er heute behauptet. *Nun dürfte es wohl keinen tieferen Beweis für die Abwendung und den Abscheu vor den Verbrechen jener Jahre geben als mein Buch über die Vernichtung der Juden.* Im Jahre 1952 noch von »Opportunismus« meinerseits zu sprechen, weil ich ein Buch über die Juden schrieb, war schwerlich berechtigt. Da gab es, wenn ich opportun werden wollte, ganz andere Mittel: kritiklose Nachplapperung der neudeutschen Literatur- und Kunstmoden; *ich hätte über meine einstigen Freunde herfallen und sie als unbelehrbare Nazis bezeichnen müssen,* ich hätte von Kolbenheyer als Mensch und Künstler genau das Gegenteil von dem schreiben müssen, was ich vorher geschrieben hatte, ich hätte *Picasso* in den Himmel heben und *Dürer* als Kunstgewerbler bezeichnen müssen, *Ina Seidel, Carossa, Weinheber* als drittklassige, von Hitler bestochene Schriftsteller anrempeln und dafür *Hemingway, Faulkner* und natürlich *Milo Dor* und *Hans Werner Richter* als die Offenbarungen der modernen Literatur feiern. Ein besonders freimütiger Kritiker dieser Gilde hat mir das einmal in der Zeitschrift »*Welt und Wort*« bescheinigt, indem er mir vorwarf – anhand meines Kriegstagebuches –, daß *ich hätte Nihilist werden müssen, um als bekehrter Nazi meine Wandlung glaubhaft zu machen.* Ja, aber statt dessen versuchte ich die Menschen wieder Glauben und Liebe und Hoffnung zu lehren; ich sah Gott nicht, wie *Benn* es formulierte, »*als stilkritischen Unfug*« an und schrieb meine Bücher nicht, »*um mein eigenes Nichts zu überschreien*«. Selbstverständlich bin ich daher ein unbelehrbarer Nazi.

Leider war aber nun der Femekrieg der »Gruppe 47«, der Opportunisten in der Lizenzpresse und der Rundfunkstationen von einer Reihe peinlicher Pannen begleitet, da offenbar das Netz der Verleumdung Andersdenkender noch nicht lückenlos über die Propagandamaschinerie der mißbrauchten Demokratie gezogen ist. Zuerst einmal erfuhr der »böse und unbelehrbare Nazi«, wie die Literaten des Jahres null mich bezeichnet hatten, eine sehr seltsame Schützenhilfe, *denn fast die gesamte jüdische Presse der Welt bekannte sich in spaltenlangen Aufsätzen zu mir und meinem Roman.* Da schrieb zum Beispiel die »*Allgemeine Wochenzeitung für das Judentum in Deutschland*«, die selbst Herr Eggebrecht nicht als neonazistisch bezeichnen dürfte, unter anderem am 19. Dezember 1952:

»Der Streit, der in der Öffentlichkeit um Kurt Ziesel, den Autor des problematischen Buches ‚Daniel in der Löwengrube' geführt wurde, war sehr unnötig. Ziesel gibt zu,

in jungen Jahren Nationalsozialist gewesen zu sein, und er bereut nicht erst heute seine Verirrungen. Seine Gegner waren es nicht weniger. Ist das Denunziantentum der 45er und 46er Jahre ihnen immer noch Ersatz für eigene, bessere Leistung?« (Besser hätte ich vorgeblicher Neonazi das auch nicht formulieren können!) »Wir meinen, daß Ziesels ‚Daniel in der Löwengrube' der Beweis einer echten Metanoia sei; ein hoher sittlicher Ernst als tragender Grund seiner Problematik ist unverkennbar. Dieser sittliche Ernst des Buches schließt den möglichen Verdacht wider den Autor aus, er habe Flecken seiner Vergangenheit tünchen wollen. Kein rührseliges Sich-anbiedern-wollen, sondern echte Metanoia ist das tragende Motiv. Dem strengen Ernst der Legende entspricht der girlandenlose, klare und quellkühle Stil. Doch gerade hinter dieser Schlichtheit erkennt, wer zu lesen versteht, das ergriffene Herz.«

Daß die literarischen Stars der Demokratie nicht zu lesen verstehen, ergibt sich aus der Struktur ihres Charakters. In der gleichen Nummer der gleichen Zeitung steht sogar noch ein zweiter Aufsatz über den Roman, diesmal aus der Feder des bekannten *jüdischen Journalisten Pem aus London.* Dort heißt es unter anderem:

»Aber wichtiger als die Gestaltung und Gegenüberstellung assimilierter und religiöser Juden und ihrer Problematik erscheint die Tatsache, daß dieses Buch von einem deutschen Nichtjuden im Deutschland von 1952 geschrieben und gedruckt wurde. An ihm – diesem Buch nämlich – werden sich die Geister scheiden, sagt der Verlag mit Recht.«

Ähnliche Stimmen brachten fast alle *israelitischen* Zeitungen. Und als das Kesseltreiben gegen mich weiterging, ergriff die »*Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland*« am 10. April 1953 nochmals meine Partei. Sie schrieb unter anderem:

»Da werden anständige Bücher ehrlicher Autoren verhöhnt, verschmäht, wird wirkliche menschliche Tragik verlacht. Es braucht da nur erinnert zu werden an die stolprigen und ungelenken, dafür um so boshafteren Bocksprünge gegen Kurt Ziesel und sein ehrliches Bekenntnis ‚Daniel in der Löwengrube'.«

Ich könnte diese Zitate uferlos vermehren, vor allem aus dem Ausland, wo der Femekrieg der Lizenzpublizisten und Literaten offenbar noch nicht genügend durchorganisiert ist. Dort hat man sich ausnahmslos, vielfach in spaltenlangen Aufsätzen, zu dem Buch bekannt. So schrieb zum Beispiel die größte *Züricher* Zeitung, »*Der Tagesanzeiger*«:

»Sein Buch rief denn auch sofort die hitzigsten Kritiker auf den Plan, die sich über Gehalt und Gestalt des Werkes leidenschaftlich stritten. Sicher zu unrecht. Denn was der Autor darstellt, erweckt durchaus den Eindruck einer ehrlichen, gründlichen und psychologisch feinsinnigen Behandlung des Problems.«

Aber auch in Deutschland scherten einige Zeitungen aus der Frontlinie meiner Feinde aus. In der »*Frankfurter Rundschau*«, deren antifaschistische Haltung selbst meinen erbittertsten Gegnern außer Frage stehen dürfte, schrieb *Ernst Kuttner* unter dem Titel »*Ein gelungenes Wagnis*« nach einem begeisterten zweispaltigen Bekenntnis zu dem Buch abschließend:

»Der Autor hat mit Takt, Geschmack und Geist einen in seiner Art bisher einzig dastehenden Beitrag zur jüdisch-christlichen Versöhnung geschaffen, dem Verbreitung und Widerhall zu wünschen wäre. Es ist kein ‚politisches Buch' im engeren Sinn des Wortes, wohl aber in seinem weiteren, dort, wo *politisches Denken und menschliches Han-*

deln zu jener Synthese verschmelzen, die einen der Grundpfeiler unserer Gesellschaftsordnung darstellt.«

Vielleicht begreift der aufmerksame Leser, daß in der Formulierung dieses Satzes die tieferen *psychologischen Hintergründe für den Haß* offenbar werden, mit dem mich die opportunistischen Publizisten des Jahres 1945 verfolgen, denn es ist ihr entscheidender Defekt, daß sie den Begriff einer *Synthese zwischen politischem Denken und menschlichem Handeln* nicht kennen, wahrscheinlich nicht einmal zu *begreifen* vermögen.

Man möchte meinen, daß diese und hundert gleiche Stimmen aus einem Lager, das *allein* im Grunde über den Wert oder Unwert eines solchen Buches entscheiden darf, da es das Lager der am meisten *Betroffenen* ist, meinen Verleumdern in Deutschland endlich das Handwerk gelegt hätten. Da unterschätzt jedoch der Leser die Keckheit dieser Opportunisten, die nur noch ihrer Wandlungsfähigkeit die Waage hält. Im Jahre 1954 fanden sie einen neuen Anlaß, über mich herzufallen, der sich mit ihrem, wie sie glauben, sehr zeitgemäßen Bemühen, sich nicht die Ungnade Pankows und des Kommunismus zuzuziehen, deckte. Der *sowjetzonale Rundfunk* wandte sich nämlich an mich und erbat sich die Zustimmung zu einer Hörspielfassung. Ich gab sie unter der Bedingung, daß sie mir vorgelegt und das von mir genehmigte Manuskript unverändert gesendet würde, außerdem verlangte ich die Überweisung des Honorars an eine jüdische Hilfsorganisation in Westdeutschland. Um mich nicht, was durchaus im Bereich der Möglichkeit lag, nun wiederum als Kommunisten ausschreien zu lassen, publizierte ich diese Antwort im »*Spiegel*«. Darauf zog der sowjetzonale Rundfunk zwar sein Angebot zurück, doch empfand ein Teil der publizistischen Manager in der Bundesrepublik dies offenbar als einen Affront gegen Pankow, und das gilt natürlich wieder einmal als ein Beweis für meine neonazistische Gesinnung. Für gewisse Zeitungen und Rundfunkstationen in Deutschland ist *Antikommunismus gleichbedeutend mit Neofaschismus*. Allerdings ist das nicht der einzige aus dem Osten übernommene Propagandaslogan der westlichen Pseudodemokraten, mit dem sie die Widerstandskraft der westlichen Welt unterhöhlen.

Hinzu kam ein neues Ereignis: die Schauspielerin *Maria Schell,* fasziniert von Idee und Stoff meines Romans, begann aus eigener Initiative und mit ungewöhnlichem Idealismus, sich für die *Verfilmung des Buches* einzusetzen. Neben künstlerischen Motiven war es vor allem tiefe, sittliche Verantwortung, die sie dazu bewog. Ihrem Plan setzten sich finanzielle Schwierigkeiten entgegen. Die geldmächtigen Verleihe waren der Ansicht, daß dieser Film kein Geschäft sei. Darauf erbot sich Maria Schell, die Rolle *kostenlos* zu spielen, und das gleiche boten die meisten anderen Mitwirkenden an. Eine einzige Produktionsfirma entschloß sich daraufhin, den Plan zu realisieren, der in der internationalen Presse stürmischen Beifall fand. Dann geriet das Ganze auf das in der Filmbranche übliche Gleise. Man schluderte ein Exposé zusammen, über das Maria Schell und mir sich die Haare sträubten, und reichte ohne unser Wissen dieses Exposé zusammen mit dem Roman bei der *Filmbürgschaftsstelle* ein mit

dem Antrag auf eine Bürgschaft. Es lag nahe, daß diese staatliche Stelle, die nun fast ein Jahrzehnt lang unter Millionenverlusten von Steuergeldern die unbeschreiblichsten Schnulzen finanziert hatte, ohne Bedenken einen solchen großen, sittlich verpflichtenden und auch politisch gewichtigen Stoff mit allen Mitteln fördern würde. Das war ein Irrtum. Denn man dachte gar nicht daran. Man redete sich auf das unzulängliche Exposé aus und lehnte den Antrag kurzerhand ab. Das führte zu einem öffentlichen Skandal.

Die »*Allgemeine Wochenzeitung für das Judentum in Deutschland*« in Düsseldorf wandte sich in einem geharnischten Leitartikel gegen diese Entscheidung. Ja, die *Auslandspresse griff* sogar die gewiß unschuldige *Bundesregierung in Bonn* deswegen an. Man hätte annehmen können, daß nun die Filmbürgschaftsstelle ihren Entschluß revidieren würde. Doch daran dachte man nicht. Man begann sich sogar in Presseerklärungen auf die unverfrorenste Weise zu rechtfertigen, behauptete, die kostenlose Mitwirkung Maria Schells sei nur ein Reklametrick, und der *CDU-Bundestagsabgeordnete Bausch,* der, wie sich erwies, von den Lizenzliteraten und Publizisten mit Material gegen mich versorgt worden war, hatte die Stirn, zu erklären, das Buch zeige sogar *antisemitische* Tendenzen. *Die Vorstellung, daß die jüdischen Zeitungen Deutschlands und der übrigen Welt sich für ein Buch mit antisemitischen Tendenzen einsetzen, verrät eine außerordentliche geistige Potenz des Herrn Bausch.* Aus dem besonderen »Hort des Antifaschismus«, dem *Bayerischen Rundfunk*, dessen Mitarbeiter in großer Zahl nach Pankow abwandern, wurde *ein einstiger Jungvolkführer bei Hitler und nunmehriger Kommunistenfreund zu einem massiven Angriff gegen mich angesetzt,* und der SPD-Pressedienst übernahm diesen Bericht; sogar die Presse der Sowjetzone wurde damit versorgt. Auch hier verweigerte trotz Empfehlung des Rundfunkrates der Bayerische Rundfunk als »Hüter der Demokratie« und der »Meinungsfreiheit« mir die Möglichkeit, als Angegriffener auch nur Stellung zu nehmen. Das verstehen diese Leute heute unter Demokratie.

Die Verfilmung scheiterte zwar nicht an diesen geifernden Publizisten, sondern ausschließlich aus finanziellen Gründen, doch war es bezeichnend, daß es diesem Klüngel, *der die Pressefreiheit für seine fragwürdigen Privatkriege* mißbraucht, gelungen war, ein so ernstes und aus tiefster sittlicher Verantwortung entstandenes Werk in eine so fragwürdige Diskussion zu zerren.

Zuweilen passierte aber da und dort eine peinliche Panne. In den Bastionen der neudeutschen Meinungsmonopolisten gab es natürlich überall auch anständige Menschen, die zufällig ein Buch von mir in die Hand bekamen und es dann, ahnungslos, in welches Wespennest sie da stachen, nach ihrem Gewissen und ihrem Eindruck besprachen. Am *Hessischen Rundfunk* zum Beispiel sagte der Abteilungsleiter *Leo M. Färber* über meinen Roman »*Und was bleibt, ist der Mensch*«.:

»Man hat bei der Lektüre dieses Buches seit einem Menschenalter zum erstenmal wieder das Empfinden, daß hier und heute eine Lesergemeinde, wie ehemals bei Romain Rolland, seiner, des Autors, von Vorurteilen freier Liebe nachstrebt ...«

Und Herr Färber lud mich auch ein, am Hessischen Rundfunk aus meinen Büchern zu lesen. Die Feme der neudeutschen Publizistik tobte vor Wut. Herr Färber wurde, wie er mir bei meinem nächsten Besuch erzählte, von diesen Cliquen massiv unter Druck gesetzt, so lange, bis auch dieser bedenkliche Riß in der Mauer der demokratischen Meinungsburgen geflickt war und auch der Hessische Rundfunk seine Pforten für mich verschloß.

Am *Süddeutschen Rundfunk* in Stuttgart gab es wieder andere Pannen. Dort hatte der Präsident der Darmstädter Akademie, *Hermann Kasack*, auf den ich noch ausführlich zurückkomme, über seinen Freund und Akademiekollegen *Rudolf Pechel* den Schriftleiter der »Deutschen Rundschau«, *Klaus Hoche*, dazu bewogen, meine Bücher am Süddeutschen Rundfunk in Grund und Boden zu verreißen. Da in den Büchern selbst dafür zu wenig Anhaltspunkte gegeben waren, wurden einfach Zitate gefälscht. Der Sendbote des Akademiepräsidenten zitierte am Süddeutschen Rundfunk zum Beispiel: »Wir glaubten an die Zukunft, an unseren Sieg und an ein Deutschland, das Europa endlich einen wird.« Und er zog daraus den Schluß, »er hat wieder Farbe bekannt, und die Farbe ist leider braun«. Das Zitat ist meinem Kriegstagebuch »*Das Leben verläßt uns nicht*« entnommen, und im Gegensatz zu meinen Kritikern fiel es mir natürlich nicht ein, in den Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahre 1939 zu verschweigen, daß ich *damals* noch an die Zukunft glaubte. Im gleichen Tagebuch, zwei Jahre später, steht allerdings wörtlich, »wie sehr ich mich schäme, wenn ich an die Begeisterung denke, mit der ich noch vor zwei Jahren an Hitler geglaubt habe«. Und so was nennt man dann eine verantwortungsvolle Literaturkritik. Da diese Verleumdung allerdings das übliche Maß überschritt, erstattete ich bei der Staatsanwaltschaft in Stuttgart gegen den Verfasser und gegen den Süddeutschen Rundfunk *Strafanzeige wegen Verleumdung und übler Nachrede*. Darauf erreichte mich ein Expreßbrief des Süddeutschen Rundfunks, in dem man mir anbot, in entsprechender Form zu widerrufen, wenn ich meinen Strafantrag zurücknehmen würde. Das tat ich, und so konnte ich ein paar Wochen später hören:

»Es ist nicht zu belegen, daß Ziesel heute noch Nazi ist. Er ist ein Beispiel für die, die sich gewandelt haben. Es müßte mehr solcher Bücher geben, weil sie den Ton haben, der viele ergreift. Das Buch ‚Das Leben verläßt uns nicht' stellt nichts anderes als die Wandlung des Verfassers dar. Es ist ein persönliches Bekenntnis, der Krieg, den er anfangs als ein Abenteuer ansah, reift ihn. Daran ist nichts zu drehen und zu deuteln.«

Dieses Bekenntnis des Süddeutschen Rundfunks stammte von *Dr. Oskar Jancke*, dem Begründer und früheren Geschäftsführer der Darmstädter Akademie, der von dem jetzigen Präsidenten und seinem Anhang später ausgebootet worden war. Der Präsident fühlte sich danach auch bemüßigt, bei der Intendanz gegen die selbstverständliche Wiedergutmachung zu protestieren, und verteidigte seinen Handlanger auch vor dem Forum des Süddeutschen Schriftstellerverbandes, wo er Vorstandsmitglied ist. In der Öffentlichkeit aber verbreitete er brieflich und mündlich, er habe in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied des Süddeutschen Schriftstellerverbandes und auch sonst gemeinsam mit seinem

Freund, Herrn Dr. Pechel, Herrn Hoche in Schutz nehmen müssen, da ich gegen den Süddeutschen Rundfunk eine »Schadenersatzklage wegen geschäftlicher Schädigung« hätte geltend machen wollen. Offenbar scheint manchen Herren die Literatur nur von geschäftlichen Gesichtspunkten aus betrachtenswert. Der gleiche »Vorkämpfer der Demokratie« warnte zum Beispiel den Intendanten des *Schweizer Rundfunks, Dr. Jakob Job,* als derselbe mich aus meinem Roman »*Daniel in der Löwengrube*« dort lesen ließ, vor mir, als »gefährlichen Nazi«. Und als der Herausgeber der »Allgemeinen Wochenzeitung für das Judentum in Deutschland«, *Karl Marx,* bei einem führenden Manne der Bundesrepublik intervenierte, damit er für die Verfilmung meines Buches aus einem Fonds Mittel flüssig mache, bemerkte er, er täte dies gerne, doch habe ihn da unlängst der Präsident der Darmstädter Akademie, bei der er ja Ehrenmitglied sei, darauf aufmerksam gemacht, daß der Autor des Buches ein »gefährlicher Nazi« sei. Der Chefredakteur der jüdischen Zeitung hatte einige Mühe, ihm diesen Verdacht auszureden. So wird in Deutschland heute von Literaten Politik gemacht.

Wie gewisse Zeitungen in Deutschland ihr öffentliches Amt als Publizisten und Kritiker auffassen, das möge, ebenfalls in Zusammenhang mit meinem »Daniel in der Löwengrube«, an ein paar besonders sinnigen Beispielen demonstriert werden. Die SPD-Zeitung »*Die Freiheit*« in *Mainz* hatte in ihrer Nummer vom 8. Dezember 1952 dem Buch eine begeisterte Besprechung gewidmet. Offenbar hatte ein unvoreingenommener Kritiker, der über das Kesseltreiben gegen micht nicht informiert war, seinen wirklichen Eindruck niedergeschrieben. Fünf Wochen (!) später, am 20. Oktober 1952, veröffentlicht die gleiche Zeitung den vom SPD-Pressedienst verbreiteten Aufsatz, der zuerst in der »Literatur« der »Gruppe 1947« erschienen war, in dem ich als »*Herold der Unmenschlichkeit*« bezeichnet werde und mir jede Legitimation abgesprochen wird, ein Buch zu schreiben, das man einen Monat vorher begeistert begrüßt hat. Die große Berliner SPD-Zeitung »*Der Telegraf*» schrieb in Bezug auf meinen Roman »Und was bleibt, ist der Mensch« im Winter 1951: »Der Mensch, der dieses Buch schrieb, will das Versöhnliche, Gute, Edle – Menschliche. Und deshalb sagen wir ja und empfehlen es allen hüben und drüben.« *Neun Monate später* werde ich vierspaltig in der gleichen Zeitung aufgefordert: »Herr Ziesel sollte schweigen.« Und die Zeitung macht mich für das Unglück des deutschen Volkes verantwortlich.

Noch toller trieb es die *Presse der Sowjetzone.* Dort haben einige Zeitungen in drei verschiedenen Situationen *dreimal genau das Gegenteil über mich und diesen Roman geschrieben.* So schrieb man, zuerst gesteuert von der heimatlosen Linken der westdeutschen Lizenzpresse zum Beweis für die »Renazifizierung der Bundesrepublik«, daß man dort ein neues Werk eines »*Pogromisten der Nazizeit, der wieder gegen die Juden zu Felde ziehen dürfe*«, veröffentlicht habe. Ein Jahr später schrieben die *gleichen* Zeitungen wörtlich, die renazifizierte Bundesrepublik verweigere der Verfilmung des Romans »Daniel in der Löwengrube« von Kurt Ziesel finanzielle Unterstützung, obwohl es sich um eines der »besten Bücher einer

der hervorragendsten antifaschistischen Schriftsteller Deutschlands« handle usw.

Diese und ähnliche journalistische Scherze könnte ich zu Hunderten anführen. Was sie beweisen? Doch offenbar, daß ein Teil unserer Presse und des Berufsstandes des Journalisten in unvorstellbarer Weise geistig und moralisch korrumpiert ist und daß man dem deutschen Volk, das leider einen bemerkenswerten Hang dazu hat, Gedrucktes für bare Münze zu nehmen, nicht deutlich genug sagen kann, *daß jede Zeile, die man heute in gewissen Zeitungen liest, mit Mißtrauen und Vorsicht aufzunehmen ist.* Denn es gibt leider in diesem Beruf nicht, wie bei den Anwälten oder Ärzten, bei Beamten und Lehrern eine Kammer oder eine Institution, die sich wirklich um die Sauberkeit ihrer Mitglieder kümmert, und in den Berufsverbänden der Journalisten herrschen die gleichen Cliquen, die ja für die Entartung in diesem Bereich der Demokratie verantwortlich sind. Man möchte wünschen, daß die vielen anständigen Zeitungen, auf die meistens verächtlich von den großen Lizenzzeitungen herabgeblickt wird, sich zu einer Gemeinschaft sauberer Publizistik zusammenschließen und solidarisch Front machen gegen diese Totcngräber des Ansehens eines ganzen Berufsstandes.

1953 erschien das schon vorhin erwähnte Kriegstagebuch unter dem Titel »*Das Leben verläßt uns nicht*«. Es war das gleiche, wenn auch wesentlich erweiterte und veränderte Kriegstagebuch, das der Zensurpapst des OKW, *Jürgen Eggebrecht,* 1942 wegen »Defaitismus« nicht hatte erscheinen lassen, also ein Buch, das immerhin den Stempel des im Dritten Reich Verbotenen trug. Und der erstaunte Leser wird es, wie ich selbst, kaum fassen, daß die gleichen Ratten wieder aus ihren Löchern kamen, die einmal zeitgerecht das sinkende Hitlerschiff verlassen hatten und *nun den Autor des im Dritten Reich verbotenen Buches* abermals zu beißen versuchten. Da schrieb zum Beispiel ein sonst sich sehr konservativ gebärdender Studienrat, der offenbar über besondere Beziehungen zu meinen Feinden verfügt und der Verfasser des früher erwähnten Pamphlets in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« gegen meinen Roman »Und was bleibt, ist der Mensch« war, einen wütenden Angriff und verdächtigte mich sogar schließlich, daß ich »die Widerstandskämpfer in dem Buch angegriffen habe«.

Er verschwieg, daß zum Beispiel ein ganzes Kapitel des Buches dem *Generaloberst Höppner, einem der am 20. Juli Gehängten,* gewidmet ist, den ich mehrere Monate im Krieg begleitet habe. Die Mutter und Schwester dieses wirklichen Widerstandskämpfers, der seine Haltung mit seinem Leben bezahlt hat, schrieben mir unter anderem, *sie dankten mir für das Denkmal, das ich ihrem Sohn und Bruder gesetzt habe, und sie fänden, daß jede Zeile in diesem Buch die Wahrheit sei.*

Über das gleiche Buch schrieb jedoch zum Beispiel ein eifriger neudeutscher Naziverfolger, *Helmut Günther,* in der Literaturzeitschrift »*Welt und Wort*«: »Jeder Satz in diesem Buch ist gelogen.«

Und bei diesen Methoden wundern sich manche Leute noch, daß das deutsche Volk heute keinen Pfifferling mehr für seine angeblichen geistigen Eliten und Wortführer gibt.

Lassen Sie mich zum Schluß dieses »seltsamen Lebenslaufes eines deutschen Schriftstellers von heute« noch eine Komödie erzählen, die auch ein wenig ins Politische reicht, die aber zugleich ein Symptom dafür ist, daß sich der im Jahre 1945 aufgerührte Sumpf noch immer nicht gesetzt hat. Die Komödie hätte fast tragische Züge, aber es gibt leider in ihr keine Helden. Aus ihr kann man erfahren: wenn man die Humanität nicht nur als Phrase und Mittel für seine persönliche Macht, sondern als sittliche Notwendigkeit ansieht, *kurz gesagt, wenn man heute in Deutschland Gewissen hat und danach handelt und spricht, dann ist man für links und für rechts ein rotes Tuch, dann gilt man entweder als Narr oder als gefährlich, entweder als Nazi oder bei Bedarf auch als Kommunist.*

Im Januar 1955 lernte ich zufällig auf einer Reise in Ägypten die Frau des bayerischen *Kultusministers August Rucker* kennen. Nach München zurückgekehrt, bemühte sie sich, mich in den Kreis ihrer Freunde einzuführen. Ihr Mann hatte sein Amt eben erst angetreten, und sie schwärmte von der Möglichkeit, aus allen Bereichen der Wissenschaft, der Künste und der Literatur Menschen an den Hof ihres Mannes zu ziehen. Ich machte sie daher auch mit meinen Freunden, dem katholischen Publizisten aus Wien *Prof. Dr. Friedrich Heer,* mit *Walter von Molo,* mit *Prof. Walter Muschg* aus Basel, mit *Bernt von Heiseler* und anderen bekannt. Vom ersten Tag an warnte ich sie und den Minister, was meine Person betraf, und erzählte ihnen, wie scharf die heute herrschenden Literaten und Publizisten auf mich seien. Nicht etwa, weil ich in meiner Jugend Nationalsozialist gewesen sei, das sei nur der Vorwand, sondern weil ich mich auch heute noch ihren Plänen und Anschauungen nicht einordne. Der Minister und seine Frau wußten jedoch aus dem privaten Verkehr mit mir, welche Haltung ich vertrat, sie kannten außerdem meine Bücher und fanden es absurd, ausgerechnet mir zu unterstellen, ich sei heute noch Nazi oder gar Gegner der Demokratie. So trotzten sie den Gefahren und verleibten mich ihrem Freundeskreis ein. Als davon meine Feinde erfuhren, sträubten sich ihnen begreiflicherweise die Haare. Man bedenke: am Hofe des bayerischen Kultusministers ein so gefährlicher Mann! Da bestand doch die Möglichkeit einer Entlarvung, da konnte doch einmal ganz unvorschriftsmäßig ein noch unvoreingenommener mächtiger Mann des Staates die Wahrheit darüber erfahren, was seit zwölf Jahren auf diesem Gebiet getrieben wurde und was diese Leute vorher getrieben hatten. Und wie ich es prophezeit hatte, begannen sie gleich einem aufgescheuchten Wespenschwarm den Hof des Ministers zu umschwirren. Der *Bayerische Rundfunk* schickte seinen Abteilungsleiter *Dr. Hupka* vor, die Darmstädter Akademie den speziell im Kampf gegen mich mit Lorbeer bedeckten Präsidenten *Hermann Kasack* und seinen willigen Helfer in München, *Dr. Max Stefl,* ebenfalls Mitglied der Akademie, und schließlich den Apostel der Humanität und publizistischen Sauberkeit, *Dr. Müller-Meiningen,* Fachmann der »Süddeutschen Zeitung« für Aufsätze gegen Nazi und Vorsitzender des Bayerischen Journalistenverbandes, der, wie man seinem 1946 erschienenen Buch »Der Parteigenosse«, einer Sammlung seiner publizistischen Feldzüge seit 1945, ent-

nehmen kann, den Alliierten die Stichworte für das berüchtigte Entnazifizierungsgesetz lieferte, von dem der damalige bayerische Ministerpräsident *Fritz Schäffer* meinte, lieber ließe er seine Hand verdorren, ehe er das unterschreibe, und den Alliierten sein Amt hinwarf. Ministerpräsident Hoegner hatte diese Skrupel seines Vorgängers nicht und unterschrieb dieses ‚humane' Verfolgungsgesetz gegen Millionen gutgläubiger Menschen. Auch der Redakteur des »*Münchner Merkur*« und später zum Kulturreferenten der Stadt München aufgestiegene *Dr. Hohenemser* eilte persönlich zum Minister und warnte ihn vor dem »gefährlichen Nazi«. Es sei unvereinbar mit seiner Ehre als deutscher Journalist, meinte er, meinen Ausspruch, ich hielte Roosevelt und Churchill für Barbaren, weil sie mit Stalin die Vertreibung und Ermordung Millionen unschuldiger Deutscher beschlossen hätten, hinzunehmen. Außerdem hätte ich gewisse modernistische Schriftsteller der Pornographie und Schizophrenie bezichtigt. Zwar haben wir Meinungsfreiheit, aber sie geht für einen deutschen Journalisten und gar für den Kulturreferenten einer deutschen Stadt nicht so weit, daß jemand über die Geschichte und ihre führenden Männer Wahrheiten sagen oder gar seine Meinung über die Literatur offen äußern darf. Offenbar findet der Kulturreferent Münchens es völlig in Ordnung, wenn der Zyniker Churchill nach seinem eigenen Bekenntnis in seinen Memoiren auf den sogar von Stalin vorgebrachten Einwand, ob denn nicht die Vertreibung von Millionen Deutschen und ihre Zusammenballung im deutschen Westen eine unerträgliche Überbevölkerung ergebe, geantwortet hat, der verehrte Alliierte möge sich keine Sorgen machen, bis dahin hätte die Luftwaffe der westlichen Alliierten für eine entsprechende Dezimierung der Zivilbevölkerung schon gesorgt.

So leicht gab sich nun aber das Haus des Ministers doch nicht geschlagen. Die Fakten und auch die Menschen sprachen zu deutlich dagegen. Man wies diese Denunziationen zurück, knüpfte sogar die Beziehung noch enger, der Minister kaufte mit mir ein Grundstück an einem bayerischen See, um dort gemeinsam mit mir zu bauen. Die Briefe meiner Verleumder beantwortete man mit Schärfe und wies darauf hin, daß die Anschuldigungen nicht stimmten.

Nun entsandten meine Gegner als Vortrupp den mächtigsten Mann des Bayerischen Rundfunks, Herrn *Walter von Cube*. Er sagte mit der ganzen wohlwollenden Biedermannsgestik, die ihm eignet:

»Sie mögen ganz recht haben, Frau Rucker, und ich gebe Ihnen zu, daß Ihr Schützling ein durchaus anständiger Mensch ist. Aber Sie müssen bedenken, daß ein Umgang mit ihm Ihrem Mann als Minister schadet.«

Der Intendant des Bayerischen Rundfunks *Dr. Franz Stadlmayer* nannte Cube »Hüter der Demokratie« und »Apostel der Humanität«. Man sieht, was für eine Auffassung von Humanität und Demokratie die Machtträger der öffentlichen Meinung haben. Ein anständiger Mensch, ganz gewiß! Aber er schadet der Macht, also lasset ihn fallen. Anständigkeit im Verkehr mit Menschen ist ein reaktionäres Relikt. Es lebe in jeder Beziehung der Opportunismus! Zuerst mußt du dir die Macht und die Stellung bewahren, auch wenn du anständige Menschen davonjagen mußt.

Noch nützte aber auf dem Hof des Ministers auch diese massive Intervention nichts, denn auf der anderen Seite schrieb der siebzigjährige Dichter *Walter von Molo* an den Minister, er kenne mich nun seit zwanzig Jahren, und die Behauptung, ich sei ein »unverbesserlicher Nazi«, sei ein Witz.

Und der Bruder des deutschen Außenministers, der während der Nazizeit emigrierte Dichter *Bernard von Brentano,* Präsidialmitglied der Darmstädter Dichterakademie, schrieb an mich, sehr im Gegensatz zu den Verleumdungen des Präsidenten, zur Weiterleitung an Herrn Minister Rucker folgenden Brief:

»Ihre Mitteilungen darüber, in welcher Weise man versucht, Sie bei Herrn Minister Rucker zu denunzieren, haben mich sehr bewegt. Daher ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen diese Zeilen zu schreiben. Der Vorwurf, Sie verträten ad personam und durch Ihren Pressedienst neonazistische Ideen, scheint mir denn doch absurd zu sein. Ich kenne Ihre Bücher, besonders den schönen Daniel-Roman, ich lese so gut wie regelmäßig Ihren Kulturdienst, und die Gespräche, die wir miteinander geführt haben, strafen in jeder Weise diese Verleumdungen Lügen. Sie haben mir gleich bei unserer ersten Begegnung offen zugegeben, in jungen Jahren Parteigenosse gewesen zu sein. Das hat mir Eindruck gemacht, und ich glaube, Sie beweisen durch Ihren tapferen Kampf in kulturellen Fragen, wie sehr Sie heute sich von den Nazimethoden distanzieren. Lassen Sie sich nicht entmutigen, lieber Herr Ziesel! Wer kämpft, hat Gegner, und es kommt darauf an, wofür man kämpft. Ihre Ziele scheinen mir klar und sauber zu sein. Ich glaube hoffen zu dürfen, daß auch Herr Minister Rucker so denkt.«

Der Klüngel, der den Feldzug gegen mich führte, beratschlagte darauf, was man noch machen könne, und nach dem Motto: »Gehorchst du nicht willig, so brauch ich Gewalt« *setzte man nun auch gegen den Minister die Mittel ein, die man ja besaß, nämlich Presse und Rundfunk.* Zuerst erfolgte wohlgezielt der Angriff am Bayerischen Rundfunk, von dem ich schon sprach, und als das nichts nützte, setzte man den gleichen fragwürdigen Mann noch eine Etage tiefer an. In der »*Anderen Zeitung*« in Hamburg, dem letzten großen Publikationsorgan in der Bundesrepublik mit ausgeprägt kommunistischen Sympathien, also der richtigen Partnerin für die »Hüter der Demokratie« im Bayerischen Rundfunk, *widmete man meiner Person und meinem Verkehr mit dem bayerischen Kultusminister eine ganze Sonderseite.* Soweit es den Minister betraf, war dort zu lesen:

»Weil aber auch Minister nicht immer verantwortlich für ihre Gattinnen und deren schöngeistige Neigungen sind, war bis vor einigen Tagen kein Grund, in den Sympathien Frau Walburgas für den Schriftsteller Kurt Ziesel einen Fall Rucker und ein Politikum zu sehen. Bis vor einigen Tagen, als nämlich in München die unwidersprochene Behauptung kolportiert wurde, der bayerische Kultusminister hat mit Kurt Ziesel am Chiemsee ein Grundstück zwecks späterer gemeinsamer Ansiedlung erworben. Eine Panne kommt selten allein, der mutwillige Zufall wollte es, daß etwa zur gleichen Zeit eine Münchener Abendzeitung unter der Schlagzeile ‚Rechtsruck am Salvatorplatz' die Personalpolitik im Bayerischen Kultusministerium einer heftigen Kritik unterzog und den Nachweis für die fortschreitende nazistische Okkupation seiner Amtsstuben erbrachte. . . Professor Rucker hat die Erwartungen seiner Anhänger enttäuscht und mit seiner Personalpolitik Anlaß zur Besorgnis gegeben. Jetzt, da sie der Öffentlichkeit bekannt ist, ist er überrascht. Vielleicht ist er es auch im Falle Ziesel, der ganz auf der Linie liegt. Kurt Ziesel ist jedoch kein unbekannter kleiner Pg. von vorgestern, und die

gegen ihn erhobenen Vorwürfe sind nicht neu. Auch Herr Professor Rucker und Frau Gemahlin hatten Gelegenheit, sie nachzuprüfen, und das Skandälchen, das jetzt seine Wellen schlägt, zum Nutzen und Frommen der Demokratie und nicht zuletzt zu ihrem eigenen zu vermeiden.«

Das war immerhin deutlich. Ich glaube, in Frankreich oder England würde ein Minister einen derart schmutzigen Angriff eines so zweideutigen Blattes in den Papierkorb werfen, und damit wäre für ihn die Angelegenheit wahrscheinlich erledigt. *Auch in Österreich handeln Minister da anders.* Da hat zum Beispiel, abgesehen von den sogar bis ins Parlament gegen mich getragenen ständigen Angriffen der österreichischen Kommunisten, noch 1956 die offiziell vom Österreichischen Unterrichtsministerium herausgegebene Zeitschrift des gesamten österreichischen Bibliothekswesens »*Neue Volksbildung*« in einem Referat über mein Kriegstagebuch »*Das Leben verläßt uns nicht*« von einem offenbar meinem Feindeskreis zugehörigen Jüngling unter bewußter Fälschung von Zitaten versucht, das Buch als »Angriff gegen Frontsoldaten« hinzustellen. (Ausgerechnet! Bisher war so etwas immer ein Ausweis für »neudemokratische« Gesinnung!) Ton und Art dieser plumpen Fälschung in einem amtlichen Blatt veranlaßten mich, an den *österreichischen Unterrichtsminister, Dr. Heinrich Drimmel,* ein aufklärendes Schreiben zu richten. Obwohl einige der manchen deutschen Presseerzeugnissen verwandten, vor allem extrem linke Zeitungen in Österreich mich seit Jahr und Tag mit ihren Verleumdungen und Angriffen ehren, was dem österreichischen Unterrichtsminister wohl bekannt ist, hat dieser den selbstverständlichen Mut, trotzdem für die Wahrheit einzutreten und sich nicht vom Geschrei der Publizisten und literarischen Brunnenvergifter in seinem eigenen Ministerium einschüchtern lassen. So eine Haltung finde nun *ich* demokratisch. Er schrieb mir nämlich am 25. Juni 1957 unter anderem:

»Ich stehe nicht an, Ihnen zu sagen, daß ich persönlich die Tendenz der in der Zeitschrift ‚Neue Volksbildung' abgedruckten Rezension nicht teile. Ich bin aus privatem Interesse ein eifriger Sammler von Weltkriegsliteratur, kenne daher auch Ihr Buch und mute mir ein gewisses Urteil in dieser Frage zu, zumal ich selbst sechs Jahre Soldat im Felde gewesen bin. Und dies vorausgeschickt, gebe ich Ihnen gerne anheim, von dieser meiner positiven Einstellung zu Ihrem Buch in dem Maße Gebrauch zu machen, als es Ihnen zur Verfechtung Ihres Standpunktes ratsam erscheint. Ich benutze den Anlaß, um Sie mit dem Ausdruck besonderer Wertschätzung zu begrüßen.«

Ich darf diese Wertschätzung in aller Öffentlichkeit mit besonderem Nachdruck zurückgeben.

Anders in der Bundesrepublik! *Da drohte ja nun wirklich eine Gefahr für die Macht und für den Ministersessel.* Die Herren konnten sich daher nun die Hände reiben, denn Ministers kapitulierten endlich wider besseres Wissen. Ob sich solcher menschliche Vertrauensbruch für ein kaum dreijähriges Gastspiel als Minister wirklich gelohnt hat?

Dem also »Verbannten« aber bleibt ein köstliches Mittel, denn er ist Schriftsteller, und daher kann er schreiben. Ein wenig von seiner Erfahrung in diesen zehn Jahren demokratischer Freiheit schlug sich nieder in seinem

Roman »*Solange wir lieben*«. Der Roman war fertig, mein deutscher Verlag beschloß das Buch im Herbst 1956 erscheinen zu lassen. In Österreich übernahm es der bisherige bewährte Verleger meiner Bücher, und dort erschien es auch unverändert und wie geplant. Nur in der Bundesrepublik erschien es nicht. Denn plötzlich und nach Abschluß aller Vereinbarungen, der Auftrag für den Satz lag schon in der Druckerei, begann der Verlag Änderungen in dem Buch zu verlangen. Das verstieß zwar gegen das Urheberrecht und vor allem gegen den Grundsatz der Meinungsfreiheit, aber was kümmern schon Leute, die Macht haben – hier war es die Macht des Geldes –, Grundsatz und Recht? Der Schriftsteller kann ja, wenn er will, prozessieren, jahrelang, das kostet mehr Geld, als er hat, und mancheVerleger denken, wir haben den besten Anwalt und halten es jahrelang aus. Der plötzliche Umschwung in der Haltung des Verlages, der mir zuerst nach Lektüre des Buches geschrieben hatte, es sei mein »bestes und wohlgelungenstes Buch«, läßt mich vermuten, daß man auch hier wie bei Ministers in München ein wenig Feme und »Demokratie« nach Goebbelsschem Muster gespielt hat. So trat der seltsame Fall ein, daß das Buch in Österreich, aber nicht in der Bundesrepublik erschien. Hier übernahm es erst im Frühjahr der *Paul Neff Verlag*, der sich nicht nur mit dem Inhalt identifizierte, sondern auch den Mut hatte, die Konsequenz daraus zu ziehen. Er war der Ansicht, daß hier endlich einmal unverblümt die Wahrheit über unser verlottertes, opportunistisches und verlogenes Kulturleben gesagt wurde.

Daß es in Deutschland auch noch unerschrockene und anständige Publizisten gibt, die sich der Verleumdungskampagne gewisser literarischer Stars nicht anschließen, bewies mir das erste Echo auf diesen Roman, in dem ich mich ja vor allem mit der Verkommenheit in Literatur und Presse im Deutschland der Gegenwart auseinandersetze. Besonders erfreulich, *daß diese mutigen Stimmen aus allen politischen Lagern kamen.*

So schrieb die als betont national und liberal geltende »*Hannoversche Allgemeine Zeitung*«:

»Die Hoffnung auf eine wesentliche und verbindliche Aussage zu den brennenden Problemen der Gegenwart hat sich in Ziesels neuem Roman auf das schönste erfüllt ... Es gibt in ihm ein paar Männergespräche, die zum Schönsten gehören, was wir seit langem gelesen haben ... Entscheidend bleibt zu spüren, daß hier unser aller Sache verhandelt wird und Glanz und Elend unserer Zeit, so ehrlich und verantwortungsbewußt dargestellt, den Leser nachhaltig anrühren müssen.«

In der großen katholischen Zeitung »*Kölnische Rundschau*« bekennt sich der greise Literaturkritiker *Detmar Heinrich Sarnetzki* in einem dreispaltigen Aufsatz zu meinem Roman und sagt unter anderem:

»Sein letzter Roman darf zu den besten Zeitromanen gerechnet werden, die uns nach dem Zusammenbruch 1945 beschert worden sind. Viele standen vor allem unter dem Einfluß der nihilistischen Grundstimmung des Existentialismus eines Sartre und Kafka, und wenn wir dem neuen Roman von Ziesel ohne Einschränkung zustimmen, so nicht zum wenigsten deshalb, weil er aus einem ganz anderen, ausgesprochen gegensätzlichen Geiste geboren ist ... Was uns besonders berührt, ist sein tapferer kulturkritischer Gehalt. Hier offenbart sich Kurt Ziesels innerstes Anliegen, das er Menschen in den

Mund legt, die auf ihre Art auch im Kulturellen ‚ein anderes Deutschland' verkörpern ... Es sind scharf kritische Urteile, die wohlbegründet der Zeit ins maskenhafte Antlitz geschleudert werden. Darin liegt der besondere Wert des Buches, in der schonungslosen Analyse des Zeitgeistes und der Synthese der Mittel zu seiner Überwindung ...«

Besonders aber hat mich bewegt, daß die »*Frankfurter Rundschau*«, deren betont *linke* Haltung bekannt ist und deren politische Auffassung – und die Redaktion weiß das – meiner eigenen politischen Haltung weitgehend widerspricht, sich ebenfalls in einem großen Aufsatz zu der Lauterkeit meiner ethischen und moralischen Absichten in diesem Roman bekannt hat. So schreibt dort *Golo Remszhardt* den publizistischen Pseudodemokraten weitum ins Stammbuch:

»Hörte man gelegentlich, dieser neue Roman des mittlerweile – durchaus zu Recht – lebhaft beachteten Autors sei in dessen österreichischen Heimat so begeistert aufgenommen wie hierzuland von gewissen Verlegern mit Vorbehalten, die den Kern des Buches antasteten, zurückgewiesen worden, so mochte man von vornherein vermuten, Ziesel habe an neuralgische Punkte der deutschen Nachkriegsentwicklung gerührt. Um es vorwegzunehmen: die Lektüre hat den »Verdacht« bestätigt – und um so mehr beglückwünschen wir den Neff.Verlag zu dem Mut, den man heute schon wieder haben muß, und den er aufgebracht hat, um eine westdeutsche Ausgabe zu veranstalten.

Man hat dem Autor Ziesel dann und wann vorgeworfen, er sei ja doch Nationalsozialist gewesen, und hat ihn damit zu erledigen versucht. Allerdings wären wir für unser Teil, was dies betrifft, der Meinung, es stünde besser um uns, wenn auch die anderen es »gewesen« und nicht immer noch wären, und *wenn allenthalben so heftig nach echter Demokratie gesucht würde.* Und beinah haben wir den Verdacht, es seien gerade die nocheinmal-davongekommenen, die unterirdischen Nazis, die da einen Abtrünnler vermittels Ricochet-Technik umzulegen sich bemühen. Und wir möchten dazu anmerken, der junge Kurt Ziesel habe damals das Recht des redlichen Irrtums und nichts sonst realisiert; was er seither schrieb, bekundet das Ungestüm der Jugend, die für ein inneres Idealbild vom Leben kämpft und die eine erste Enttäuschung in neue Zuversicht zu verwandeln, eine zweite aber kaum mehr zu ertragen vermag.

Nur wer sich noch erinnert, wie fast ungeheuer, wie grundlegend und entscheidend die Jahreszahl »1945« zu sein versprach, und wie die weltweite Hoffnung der Generalkapitulation vom 8. Mai sich dann in letzter bescheidener Sehnsucht an das Paulskirchen-Datum von 1848/1948 klammerte, und wie – naja – wie dann alles weiterging zu Währungsreform und Wirtschaftswunder und Wiederverwendung, nur wer das noch weiß, hat das Recht, mit Ziesel zu diskutieren. *Und käme es zu einem »Fall Ziesel«, so wäre es fast ein »Fall Dreyfus«, an dem sichtbar würde, was geschehen ist.*«

Ich erspare es mir, dem Leser indes zu zitieren, was anderwärts schon wieder an Lügen, Fälschungen und Gehässigkeiten über diesen Roman publiziert wird und mit welcher lückenlosen Perfidie z. B. die Rundfunkstationen in Deutschland wie auf Verabredung jeden Hinweis auf den Roman verhindern.

Muß der Autor sich nun nicht fragen, worin denn nun eigentlich der Unterschied zwischen dem Verbot seiner Bücher durch Goebbels und die hurrapatriotischen Verwaltungskriegsräte im OKW und dem Terror der Neudemokraten in Deutschland besteht? Genau genommen wohl nur in den Phrasen, die sie einmal faschistisch und einmal demokratisch verwenden, kaum aber in ihren Taten, die in allen Systemen die gleichen sind.

Wenn man das einmal als Schriftsteller in allen Konsequenzen erlebt und erkannt hat und wenn man weiß, daß man dagegen allein nicht nur mit Romanen

ankämpfen kann, in denen die Welt doch nur in einem gleichsam halbverhängten Spiegel sichtbar wird, fühlt man die Verpflichtung, auch einmal die nackte Wahrheit vor unverhängtem Spiegel zu sagen, und so kommt es, daß dieser Lebenslauf eines deutschen Schriftstellers zwischen 1933 und 1957 vorläufig mit diesem Buch über das »*Verlorene Gewissen*« schließt. Verlassen wir damit das allzu Persönliche, obwohl es typisch ist, und betrachten wir uns etwas allgemeiner einige der Figuren, die heute Deutschland publizistisch und geistig beherrschen, und die Lage, in die wir geraten sind.

Hinter den Kulissen der Pressefreiheit

»O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt laßt uns alles drucken
und walten für und für,
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.«

Goethe in »Zahme Xenien« 1822

Die neue deutsche Publizistik steht unter dem Schutz eines Gesetzes, das weit über die im Grundgesetz verankerte Freiheit des Wortes hinausgeht, denn es ist der Presse in der Bundesrepublik erlaubt, alles zu kritisieren, in den Schmutz zu ziehen, lächerlich zu machen, zu verdammen, jedermann zu verleumden, nur die »Pressefreiheit« und ihre Praktizierung seit 1945 ist ein Tabu, das zu kritisieren oder anzugreifen als eine Art Gotteslästerung betrachtet wird. Die gleichen Organe nämlich, deren politische Methoden und deren publizistische Feldzüge vielfach einem systematischen Rufmord an Menschen gleichkommen, die nicht ihre Meinung vertreten, die gleichen Organe, die nach dem Staatsanwalt schreien und Bücher verbieten lassen oder lassen möchten, die gleichen, die in einem Meinungsterror sondergleichen jeden eigenwillig denkenden und handelnden Menschen einmal mit dem Geruch des Neofaschistischen und einmal mit dem des Kommunistischen überziehen, die gleichen Organe, die jeden, der etwa Picasso oder die abstrakte Kunst nicht voraussetzungslos anbetet, mangels echter Argumente politisch verleumden, die gleichen Organe, die jeden, der etwa an Begriffe wie Volkstum, Nationalgefühl, Wehrbereitschaft gegen die östliche Unfreiheit appelliert, als Reaktionär oder Kriegstreiber anprangern, diese gleichen Organe *schreien jedoch zutode getroffen auf, wenn jemand fordert, daß die Pressefreiheit Schranken haben müsse, die ihr durch die Verantwortung gesetzt sind, sie zetern, als ginge es um die heiligsten Güter der Menschheit, wenn irgendwo ein Staatsanwalt ein pornographisches Machwerk verbietet, oder die Jugend vor den Einflüssen verkommener publizistischer Organe und Filme zu schützen versucht wird.*

Eine besonders sinnfällige Demonstration zu dieser Tatsache hat mir die »*Süddeutsche Zeitung*« durch ihren Kulturpapst *Dr. Hans Joachim Sperr* pikanterweise gleich kostenfrei ins Haus geliefert. Der Redakteur der gleichen Zeitung, die in obigem Sinne unentwegt über die Bedrohung der Meinungs-, Geistes-

und Pressefreiheit wettert, etwa z. B. wenn die im gleichen Haus erscheinende »*Abendzeitung*« wegen Verbreitung jugendgefährdender erotischer »Tatsachenberichte« vor den Kadi muß und bestraft wird, erklärte zu einer Zeit, da ich noch an den Korrekturen dieses Buches arbeitete, auf einer Besuchsreise bei Verlagen und Zeitungen, bei denen man ihn auf das Erscheinen meines Buches hin ansprach (da gerüchteweise bereits in Journalisten- und Literatenkreisen davon die Rede ist, daß darin auch arg mit der »Süddeutschen Zeitung« und ihren Redakteuren ins Gericht gegangen wird), die »Süddeutsche Zeitung« wisse davon und würde durch eine einstweilige Verfügung bei Gericht ein Verbot des Buches zu erwirken versuchen. Den Einwand von baß Erstaunten, wie man das denn anstellen wolle, da der Autor, wie man gehört habe, doch nur Tatsachen und wörtliche Zitate der Angegriffenen selbst bringe, tat Sperr mit der Bemerkung ab, man würde schon etwas finden. Gibt es ein besseres Beispiel für die »Gesinnung« jener »Gralshüter der Freiheit der Meinung und der Kritik« *als die unbekümmert öffentlich ausposaunte Absicht, ein Buch verbieten zu lassen, dessen Inhalt und Wortlaut man noch gar nicht kennt, das noch nicht einmal erschienen ist, ja, an dem der Autor noch arbeitet, nur weil man darin selbst ein Opfer der sonst so glühend verteidigten geistigen Freiheit ist?* Freiheit für sie, die Herren der Presse, ja! Aber wer sie kritisiert, für den der Maulkorb! Ob sie wirklich einen Richter finden, der ihnen dabei behilflich ist? Ich glaube, die Herren irren sich. Auch ihr Mißbrauch der Freiheit hat Grenzen, Grenzen im Recht und in der unbestechlichen Haltung jener, die es vertreten.

Wer sind denn nun eigentlich diese Ritter und Engel des Wortes, die mit solcher Anmaßung glauben, allein die Freiheit für sich gepachtet zu haben, sich gegebenenfalls gegen alles zu versündigen, was in der menschlichen Gesellschaft, zur Erhaltung von Sitte oder Religion notwendig ist, für die es teils nur den Maßstab des guten Geschäftes, teils den ihrer Eitelkeit, teils den ihres intellektuellen Veitstanzes auf dem Vulkan ihrer verderbten Phantasie gibt?

Das Leben der Völker und der menschlichen Gemeinschaften – man darf dies als unverrückbares Fundament aller Staaten, vor allem der Demokratie, bezeichnen – ist gegründet auf eine Ordnung, nicht nur im Politischen und Sozialen, sondern auch im Ethischen. Mit Recht sperren wir Mörder und Diebe ein und versuchen, ihnen mit Hilfe von Polizei und Gericht das Handwerk zu legen, mit Recht machen wir Sexualverbrecher, Kuppler und Zuhälter unschädlich, schützen wir uns und vor allem unsere Jugend vor Dirnenunwesen, vor Homosexuellen, vor Psychopathen und Amokläufern. Mit Recht machen wir Falschmünzer und Betrüger unschädlich, haben Gesetze für die Ordnung in Ehe und Familie, für die Erziehung der Jugend usw. Dort aber, wo Tag für Tag auf Millionen Menschen durch Zeitungen, Illustrierte, Magazine, Bücher, Rundfunksender, Filme, Theaterstücke ein ununterbrochener Strom von Meinungsbildung, Geschmacksbildung, moralischer, ethischer, geistiger und seelischer Einflußnahme von ungeheurer Wirkung sich ergießt, sitzen oft Männer, die keiner Ordnung und keinem Gesetz unterworfen sind. Viele glauben, die Freiheit zu

haben, alles zu tun, sie können den Mord und die Mörder, die Huren und Zuhälter verherrlichen, auch wenn sie das meistens mit heuchlerisch erhobenen Zeigefingern der »moralischen Entrüstung« tun, sie können politische Massenmörder verniedlichen, sie können der Unzucht in Bild und Wort die Mauer machen, sie können eine *verkommene sexuelle Reizwelt* den Menschen als *die Welt schlechthin* in hämmernder Eintönigkeit unentwegt vor Augen führen, sie können alle sauberen Vorstellungen von Ehe, Ehre, Glauben, Vaterlandsliebe in den Schmutz ziehen, sie können das Gute verleumden und sich zu Kumpanen des Gemeinen machen, sie können durch Verschweigen oder durch Verhöhnung das eine seiner Wirkung berauben und damit das Anständige, Wesentliche und Wertvolle langsam aus der Begriffswelt der Völker ausrotten, sie können auf der anderen Seite das Zerstörerische und Negative als das einzig Gültige, Zeitgemäße, Moderne hinausposaunen, sie können mit einem Wort aus schwarz weiß und aus weiß schwarz machen. Und niemand darf ihnen das Handwerk legen. Sie unterstehen keinem Gesetz.

Wer sich unser Filmwesen oder besser- unwesen, unsere Zeitungen, vor allem unsere Boulevardblätter und Illustrierten, ansieht, muß naturnotwendig zu der Vorstellung kommen, *Deutschland sei ein einziges erotisches und psychopathisches Tollhaus,* die Welt, in der wir uns bewegen, bestehe vorzüglich aus Bordellen, Irrenhäusern, Verbrecherbanden, verkommenen Herrscherhäusern, Hochstaplern, Homosexuellen und aus der Halbwelt des Films. Man bekommt den Eindruck, als gebe es nichts Wichtigeres in unserem Jahrhundert, als welches Filmhürchen mit welchem Weiberhelden gerade geschlafen hat, wer wen mit welcher betrog, wer die perfektesten Morde, die erfolgreichsten Einbrüche oder die skrupellosesten Fälschungen begangen hat. Aber nicht nur das! Man bekommt auch den Eindruck, als wäre es eine Schande und reaktionär, viele Kinder zu haben, ein Bauer zu sein, Idealen nachzuhängen, die Natur zu lieben, an Gott zu glauben. Die Leute, die all das in Film, Funk, Presse und Literatur Stunde für Stunde einer nach oberflächlichen Reizen hungernden Leser-, Hörer- und Zuschauerschaft servieren, fordern für ihr Tun die unbeschränkte Freiheit und preisen sich zudem noch als die »Gralshüter der Demokratie« an.

Wie aber sieht es hinter den Kulissen aus? Man könnte über die Korruption, die Skandale, den Terror und die innere Verlogenheit dieser ganzen publizistischen Babelei ein mehrbändiges Werk füllen. Wir müssen uns hier darauf beschränken, einige grundsätzliche Feststellungen einerseits zu treffen, anderseits an einigen besonders charakteristischen Typen die Wirklichkeit darzustellen.

Die vorgebliche Freiheit der Presse, womit ja doch wohl die Freiheit des Journalisten und Redakteurs gemeint ist, also desjenigen, der schreibt und die Zeitungen gestaltet, *existiert nämlich überhaupt nicht. Ich kenne in Deutschland keinen einzigen Publizisten, der es wagen kann, das zu schreiben, das zu verteidigen oder das anzugreifen, was er für richtig bzw. falsch hält, wenn es nicht im großen und ganzen dem entspricht, was seinem Chef, sei es dem Herausgeber, dem Verleger, dem Intendanten, dem Produktions- oder Verleihchef beim Film gefällt.* Nicht die Macht der Persönlichkeit

und die Freiheit des Geistes entscheiden über die öffentliche Meinung, sondern derjenige, der die *Macht oder das Geld* besitzt. Ich kenne zahlreiche deutsche Redakteure, die in ihren Ressorts, sei es im politischen oder kulturellen Teil, ständig Auffassungen vertreten, die ihrer persönlichen Meinung strikt widersprechen. Unzählige Male habe ich sie auf ihr Gewissen gefragt, warum sie das tun. Sie haben achselzuckend auf ihre große Familie verwiesen oder auch darauf, daß sie irgendeinen dunklen Punkt politischer Verirrung in der Vergangenheit hätten, und mir erklärt, *wenn sie nicht mit den Wölfen heulten,* würden sie eben abgeschossen.

Ich entsinne mich eines für mich erschütternden Gespräches mit dem *Textredakteur einer großen Illustrierten,* die ihre *Geschäfte* fast ausschließlich mit *Sex* und *Mord* macht. Mein Gesprächspartner deutete mir mit niedergeschlagenen Augen an, als ich ihm Vorwürfe machte, wieso er sich dafür hergeben könne, daß er sich selbst oft schäme, was er da wöchentlich Millionen von Menschen vorsetze. Und er schilderte mir, wie er jede einzelne Roman- oder Tatsachenserienfortsetzung *ausschließlich nach dem Gesichtspunkt erregender Details im Erotischen oder Kriminellen frisieren und dosieren müsse.* Wenn er in diesem ständigen *Appell an die niedrigsten Instinkte der Massen* nachlasse, würde er von seinem Verleger sofort auf die Straße gesetzt. *Mit Hohnlachen sind mir oft meine Fragen nach der sittlichen Verantwortung des Journalistenberufes beantwortet worden.* Wenn ich meinem Verlagsboß etwas derartiges sagen würde, hielte er mich für verrückt, war meistens die Antwort. ‚Letzte Woche ist die Auflage meiner Illustrierten im freien Verkauf um fünfzigtausend Stück zurückgegangen. Sorgen Sie gefälligst dafür, daß in der nächsten Nummer ein paar Ehebrüche oder Vergewaltigungsszenen oder Morde mehr vorkommen! Glauben Sie vielleicht, ich will wegen Ihrer doofen sittlichen Verantwortung meine guten Mark verlieren?' Das Argument ist ungefähr das gleiche, als wenn ein Gericht einen Zuhälter deswegen freispräche, weil er sich damit verteidigt, daß man ihm nicht zumuten könne, durch ehrliche Arbeit fünfhundert Mark im Monat zu verdienen, wenn er durch seine Zuhälterei das Zehnfache verdienen könne. So sieht heute weitum die Wirklichkeit in der Publizistik aus, bei Leuten, die sich zudem noch als »*politische Moralisten*« aufspielen.

Die Stuttgarter Zeitung »*Christ und Welt*« hat unlängst zwar vorsichtig, aber immerhin mutig einmal in diese Hexenküche hineingeleuchtet. Sie schrieb unter dem Titel »*Freibeuter der Pressefreiheit*« unter anderem folgendes:

›Ende Juli traten wir an einen westdeutschen Zeitungsstand und notierten folgende dicke Schlagzeilen einiger populärer Wochenendzeitungen:

In London flüstert man sich zu: Margaret trifft sich mit Townsend
Marilyn will jetzt Kinder haben
Königin Juliane muß nicht mehr weinen
Prinzessin Margarets neuer Freund
Grace und Ira: Es warten Fürstenwiegen
Herzog Philipp: blamiert durch seine Nichten
Marilyn: Tränen in der Hochzeitsnacht

Prinz Rainier soll gestürzt werden
Fürstin Grace wird Mutter

So also spiegelt sich in diesen Zeitungsköpfen die Welt. Der Restbestand an Fürstenhäusern ist gerade gut genug, um einem Auch-Journalismus Stoff für den wöchentlichen Klatsch zu liefern. Hier kennt man keine Rücksicht und kein Erbarmen. Eine Woche vorher besprach eines dieser Blätter spaltenlang die angeblichen Konsultationen der Kaiserin von Persien bei Frauenärzten in Moskau. Je höher eine Dame im Leben steht, desto genauer werden neuerdings die gynäkologischen Details offeriert. Die Schauspielerin Grace Kelly ist erst ein Vierteljahr verheiratet. Trotzdem hält es eine Illustrierte für nötig, ihre Leser über ganze Seiten damit zu unterhalt, ob die Fürstin von Monaco bereits ein Kind erwartet. Über die Prinzessin Margaret und Peter Townsend ist nach der Entscheidung der Prinzessin im vorigen Herbst kein Wort mehr zu verlieren; unverdrossen wird jedoch von einem gewissen Journalismus dieser sterile Acker weiter umgebraben.

Längst sind die Gesetze des einfachen Takts, wie er unter zivilisierten Menschen üblich ist, außer Kraft gesetzt. Man hat die Kronprinzessin Cäcilie nach ihrem Tode ‚ausgeweidet' und läßt nun den Kronprinzen folgen. Die Kammerdienerperspektive wird zur Norm erhoben. Die höchst privaten Angelegenheiten im holländischen Königshause werden bis in die peinlichsten Kleinigkeiten verfolgt. Niemand, der das Unglück hat, in diese Sphäre hineingeboren zu sein, ist vor Zudringlichkeiten sicher. *Hunderttausenden, ja Millionen von Menschen wird vorgegaukelt, dies sei das Leben von heute.* Zweifelhafte Schönheiten in Badeanzügen und die Mitglieder heute oder ehemals regierender Häuser sind Freiwild für diese Art von Presse. Die einen tun's für Geld, die anderen müssen's leiden.

Dienstmädchenliteratur hat es immer gegeben. Inzwischen sind die Dienstmädchen Hausangestellte geworden, aber die Literatur ist geblieben. Die Marlitt von ehemals wird durch diese sich von Woche zu Woche fortsetzende Idiotenproduktion längst übertrumpft. Ölige Sentimentalität tropft ranzig aus den Federn:

‚Die Tage für die werdende Mutter vergehen in der Stille ihrer großen Liebe' (‚Revue, über Grace Kelly). ‚Townsend hatte hin und her überlegt, was mit seinem Herzen wäre. Und dann faßte er den Beschluß, mit einem ganz neuen Herzen auf die große Reise zu gehen. Das aber konnte er nur, wenn er alles aussprach, was dieses gequälte, müde Herz zu ertragen hatte' (‚Neue Post').

Im Fettdruck: ‚Alfonso Hohenlohe-Langenburg hätte vielleicht zu einem Filmvertrag für seine vergötterte Ira Ja gesagt. Als Mann von Welt weiß er, was in diesem Mädchen steckt, das mit Anmut und Würde den Rummel seiner Hochzeit über sich ergehen ließ. Aber Iras Vater, Fürst Tassilo, warnte das junge Paar ...' (‚Das neue Blatt').

‚Arthur Miller lächelt. Seine ironischen Lippen sind weich, die Falten geglättet. Die lange feinnervige Hand liegt auf Marilyns Schulter mit einer besitzergreifenden und bergenden Sicherheit' (‚Wochenend').

‚Seine ernsten Augen schauen in die Ferne, sie schienen die Wände, die Mauern zu durchdringen, als wollten sie dort die Antwort holen. Die Antwort, die letzten Endes nur zwei Menschen kennen können: Peter Townsend und Prinzessin Margaret und vielleicht eines Tages – die blaue Lagune' (‚7 Tage').

Eine Illustrierte brachte in einer einzigen Nummer neben der Erörterung der intimen Verhältnisse der Fürstin von Monaco folgende Reportagen: Erstens: ein älteres Ehepaar wird abgebildet, das wegen Kuppelei verurteilt wurde, weil es die Braut des Sohnes in der Wohnung untergebracht hatte und deshalb angezeigt wurde. Zweitens: ein mit Namen genannter Herr wurde wegen Blutschande verurteilt, weil er sich an seiner zur Epilepsie neigenden Tochter vergangen hatte, angeblich, um sie von ihrem Leiden zu heilen. Auch die Tochter und die Mutter werden abgebildet, mit genauer Angabe des Wohnorts sogar. Drittens: ein Theologieprofessor soll in seinem Garten

Katzen in einer Falle gefangen und sie umgebracht haben. Mit der üblichen geheuchelten Entrüstung werden alle widerwärtigen Details, einschließlich der Tötung der Tiere, in Bildern gezeigt. Viertens: auf der nächsten Seite findet sich ein pseudomedizinischer Bericht über siamesische Zwillinge mit wahrhaft abstoßenden Bildern. Fünftens: es folgt ein umfangreicher Bericht über einen ‚Frauenheld, der über Leichen ging'. Er wird in Fortsetzungen serviert und schildert das Abnormale in allen Einzelheiten. Sechstens: den Schluß macht eine Seite Karikaturen um eine junge Dame Sexy, die bereits stark an Pornographie grenzen.

Eine solche Häufung von Perversitäten und Abnormitäten kann kaum mehr als zufälliger Mißgriff bezeichnet werden. Hier erhebt sich die Frage, wann die deutschen Verleger sich endlich bereit finden, eine Selbstkontrolle einzuführen, die nicht minder scharf gegen Freibeuter ihres Standes einschreitet als etwa die Ärztekammer.«

Soweit »Christ und Welt«. Als ich einem der Verleger dieser Zeitschrift meine Anerkennung für diesen mutigen Vorstoß gegen den Mißbrauch der Pressefreiheit aussprach, zuckte er ärgerlich die Achseln:

»Erinnern Sie mich nicht daran«, sagte er, »damit habe ich genug Ärger gehabt.«

Das Kollektiv der Geschäfte machenden Verleger hat seinen Seitensprung offenbar mit drohenden Pressionen beantwortet, denn so weit geht nun die Freiheit der Presse wieder nicht, daß sie sich über die Pressefreiheit Gedanken machen dürfte. So etwas stört das Geschäft.

Aber verlassen wir diesen untersten Bereich unserer Publizistik, übergehen wir vorerst auch den Sumpf unserer reißerischen Boulevardpresse, deren Skrupellosigkeit vielfach in wenigen Jahren hochgeachtete Verlegermillionäre geschaffen hat, und bleiben wir einmal im Bereich der ganz vornehmen, sich meistenteils als unabhängig bezeichnenden und sich besonders seriös gebärdenden Presse der großen Städte, die vorwiegend ihre Geburt einer Lizenz der Siegermächte verdankt. Von den politischen Eiertänzen und Liebedienereien vor den Siegern nach 1945 wollen wir als schon etwas verspätet absehen. Solche Reminiszenzen, die man an Hand von alten Zeitungsbänden aus den ersten Jahren der zweiten Demokratie auspacken könnte, würden diese Zeitungen als »unfairen Kampf mit schmutzigen Waffen« bezeichnen, denn die Zeiten wandeln sich ja, und *den sich wandelnden Zeiten immer weit voraus sind mit sicherem Spürsinn gewisse Journalisten.* Wir haben schon gehört, wie das zu Zeiten Napoleons war, also soll man den Deutschen hier nicht allzu schwerwiegende Vorwürfe machen.

Die großen Zeitungen behaupten, wie gesagt, unentwegt, sie seien *unabhängig.* In Wirklichkeit stehen sie irgendwem »nah«, wie das in dem neudeutschen Zeitungsstil so schön heißt, die einen Bonn, die anderen der gemäßigten, die anderen der mehr radikalen Linken. Wenn man nun ein paar Jahre lang die Auslassungen dieser »seriösen und unabhängigen« Zeitungen verfolgt, stellt man von Hamburg über das Ruhrgebiet nach Stuttgart bis nach München eine *Uniformität* der Argumente und Kommentare fest, als säße irgendwo in den Wolken unsichtbar ein Herr Goebbels und lenke die Meinung wie einst. Diese sogenannte Freiheit der Meinung, die hier vertreten wird, ist natürlich nichts anderes als die Meinung einer Parteilinie, der die Herausgeber oder Verleger je nach ihren finanziellen oder persönlichen Bindungen unterworfen sind. Ein Ausscheren aus dieser Parteilinie

würde ihren finanziellen oder politischen Rückhalt gefährden. Man unterhalte sich aber nun mit den Redakteuren dieser Zeitungen, vor allem mit jenen, von denen man weiß, daß sie politisch eine ganz andere Meinung vertreten als jene, die zu propagieren ihnen aufgetragen ist! Dann bekommt man zu hören, man sei doch kein Selbstmörder, denn wenn man das schreibe, was man zu dem Geschwätz seines verehrten Chefs oder Verlegers meine, oder gar das vertrete, was man selbst für richtig ansehe, erhalte man doch seinen Kündigungsbrief. Und damit sei man gleich für eine ganze Gruppe von Zeitungen von Hamburg bis München suspekt. Also blase man lieber in das Horn seines Brötchengebers. Damit die »Unabhängigkeit« und »Objektivität« der Zeitung nach außen doch irgendwie demonstriert werden kann, bedient man sich bekanntlich einer »Ecke für Leserbriefe«, wo man wohl dosiert und mit dem ganzen Raffinement gewiegter Meinungsmacher auch Gegenstimmen zu Worte kommen läßt. Meistens sind sie sorgfältig verpackt zwischen zwei zustimmenden Äußerungen, in denen dem politischen Leitartikel von vergangener Woche Beifall gespendet wird. Diese »Leserecken« geben die Möglichkeit, biedermännisch und treuherzig darauf hinzuweisen, wie sehr man doch für die Freiheit der Meinung sei. Dafür wird jedoch bis in die kleinste Meldung des lokalen Teiles hinein die Meinung, die man vertreten will oder muß, den meistens ahnungslosen Lesern Tag für Tag suggeriert. *Nichts ist bekanntlich biegsamer als das Wort.* Man kann alles *so* oder *so* darstellen, man kann zum Beispiel in einer Meldung über einen betrunkenen Soldaten schon in der Überschrift zielbewußt die Psyche des Lesers auf Widerwillen gegen die Wehrträger oder auf Begeisterung für sie drillen.

Ein paar Beispiele über die »Freiheit der Presse« mögen die Wirklichkeit erläutern. Da gab es in Deutschland eine Illustrierte – es war so ziemlich die einzige, die den Rummel um Sex und Klatsch und Mordgeschichten der anderen nicht mitmachen wollte. Die Idee dazu und die Führung der Zeitschrift hatte ein Mann, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den Massen *Gutes* zu bieten, der in der Zeitschrift zum Beispiel von alten Kulturen erzählte, Fragen des Glaubens erörterte, sich mit wissenschaftlichen, biologischen, technischen Dingen befaßte und auch die Kunst nicht vergaß, der auf dem Titelblatt nicht jede Woche ein halbnacktes Mädchen der untersten Halbwelt des Films, sondern echte, packende Bilder aus Welt und Kunst und aus dem Dasein der Völker publizierte. Und da er die Zeitschrift lebendig und ausgezeichnet machte, gewann sie ein paar Hunderttausend Leser. Der Konzern, in dem sie erschien und in dem sich der Chefredakteur lange Zeit völlige Unabhängigkeit bewahrt hatte, war nach zehn Jahren zu einem Monstrum an Kapital und Macht angewachsen und scheffelte Geld in wachsendem Maße mit den üblichen Tratschblättern und Boulevardzeitungen tiefsten Niveaus. In den Sog des Erfolges sollte nun auch die gediegene Zeitschrift gezogen werden, und so begann man, den Chefredakteur unter Druck zu setzen, seine Illustrierte zu wandeln. Sie war den Geschäftemachern viel zu seriös, zu ernsthaft, sie diente wirklich den Menschen, und vielleicht störte ihr Dasein auch ein wenig das Gewissen. Der Chefredakteur gehörte jedoch zu den

seltenen Fällen von Männern mit Mut und Charakter, er fühlte sich als Gründer der Zeitschrift auch stark genug und war so naiv, an die Freiheit der Presse und seiner Meinung zu glauben. Er hatte der Zeitschrift ein Jahrzehnt lang ihr gutes Gesicht gegeben, eine Gemeinde von Hunderttausenden Lesern geschaffen, aber das zählte jetzt nicht. Der Geschäftssinn seines Verlegers war stärker. Und so gab es für unseren Gläubigen der Pressefreiheit nur die Alternative, *sich entweder zu beugen oder in die Wüste zu gehen.* Er tat das letztere, und nach wenigen Monaten konnte man sehen, was der Verleger gemeint hatte, als er der Zeitschrift den Zug ins Moderne, zu Sex und Skandal und Sensationen geben wollte.

Ähnliche klassische Fälle der Pressefreiheit konnte man auch in den angesehensten, großen Tageszeitungen reichlich erleben. Da wurden Mitherausgeber oder Redakteure von oft internationalem Ruf skrupellos ausgebootet, wenn die Ansicht, die sie vertraten, nicht jener der bezahlten Herausgeber und der Hintermänner des Blattes entsprach, da wurden notfalls interne Skandälchen inszeniert, um den unliebsamen Rebellen gegen die Meinungsmonopolisten hinauszudrängen, *da wurden angeblich dunkle Punkte aus der Vergangenheit ausgegraben, von denen man zwar schon seit 1945 wußte, die aber so lange nicht störten, als der Mann auf die Fahne schwor, die man ihm vor die Nase hing. Wer brav mit den Wölfen heulte, der konnte der größte Nazi oder der größte Kommunist gewesen sein, er war tabu. Jeder Angriff auf ihn war ein Angriff auf die Demokratie.* Nur zuweilen, in der überhitzten Atmosphäre von Wahlkämpfen etwa, warf man sich auch gegenseitig die Vergangenheit vor, aber das geschah nur am Rande und wurde schnell wieder begraben.

Damit der Leser nicht glaube, ich flüchte mich hier in unverbindliche allgemeine Erörterungen, sollen nun ein paar Beispiele folgen, die ich beliebig vermehren kann. Die konkrete Nennung von Namen ist hier keine *besondere Auswahl,* und die Betroffenen mögen sich damit trösten, daß ich nicht *alle* nennen kann, von denen ich ähnliches weiß. Es ist kein Angriff gegen sie ad personam, die meisten kenne ich kaum, und ich will sie auch nicht kennen, *sie stehen nur als Typen für ein System,* das sich in einer Biedermannsmaske demokratisch tarnt und in Wirklichkeit den Geist der wahren Demokratie untergräbt und verrät.

Ich sage hier mit dem ganzen Bewußtsein meiner Verantwortung, *daß es in Deutschland keinen größeren und verderblicheren Feind der Demokratie gibt als einen Teil der Presse und ihrer Meinungsmacher.* Gott sei Dank lebt noch in den meisten mittleren und kleineren Zeitungen in den Mittel- und Kleinstädten der gute Geist einer wirklich verantwortungsvollen und oft missionarisch besessenen Presse, auf die ja auch die »großen Blätter« ständig mit hämischem Naserümpfen herabschauen. »Heimatblätter« mit »restaurativ kleinbürgerlichen Relikten« einer längst »begrabenen Vergangenheit«, das ist noch das Harmloseste, was man ihnen vorwirft. Zuweilen, wenn solche Zeitungen sich allzuviel an Mut und Sauberkeit und Charakter erlauben und die faulen Dinge beim Namen nennen, schickt man die Großstadtstars der Publizistik mit wütenden Angriffen vor. Dann wird zum Beispiel in Rundfunkstationen über diese Reste von anständigem Journalismus hergezogen, wobei man sich ausgiebig jener »schmutzigen Waffen« bedient, die

der Chefredakteur einer großen Zeitung unlängst geißelte, als man die kommunistische oder nazistische Vergangenheit gewisser politischer und publizistischer Größen von heute ans Licht zog. Die gleiche Zeitung hat zwar ein Jahrzehnt lang führend in Deutschland damit verbracht, dasselbe zu tun, aber Selbsterkenntnis gehört nicht zu den Stärken solcher Art von Journalistik.

In dieser Zeitung – es handelt sich um die »*Süddeutsche Zeitung*« in München – hatte sich unmittelbar nach 1945 neben einigen anderen einst prominenten Publizisten der Hitlerzeit der staunenden Leserschaft ein Herr namens *W. E. Süskind* als Mitarbeiter vorgestellt. Herr Süskind ist nicht, wie viele ahnungslose Leser auf Grund seines Namens vielleicht glauben, ein jüdischer Emigrant, der 1945 seinen berechtigten Zorn gegen den Massenmord Hitlers an unschuldigen Juden durch besondere publizistische Härte und einen in solchem Fall wohl verständlichen Kampf gegen alles, was irgendwie und irgendwann einmal mit den Nationalsozialisten zu tun gehabt hat, abreagierte, sondern Herr Süskind war dank seines einwandfreien Ariernachweises zwölf Jahre lang ein prominenter und angesehener publizistischer Star im Dritten Reich. Durch ein ausgezeichnetes Buch über die deutsche Sprache, das 1940 erschien, hatte er sich einen Namen gemacht. Er leitete, als Hitler die Macht ergriff, in Stuttgart als Chefredakteur mit seiner Frau als verantwortlicher Schriftleiterin für den gesamten Inhalt, wie es bis 1942 im Impressum eindeutig hieß, die angesehenste literarische Zeitschrift in Deutschland, »*Die Literatur*«.

1933 war Herr Süskind alles andere als etwa ein Nationalsozialist. Er gehörte zu jener Schicht von Intellektuellen, die schon damals mit sicherer Witterung ahnen mochten, daß eine Katastrophe heraufkam. Er war zwar kein Politiker, aber schon seine literarischen Ansichten standen in diametralem Gegensatz zu dem, was Goebbels wollte und was wir jungen Menschen damals zum großen Teil glaubten. Trotzdem verstand es Herr Süskind, die Säuberung, die Goebbels im kulturellen Bereich befahl und gründlich durchführte, mit vielen seiner Gesinnungsgenossen zu überstehen. Er zog sofort die von den Nationalsozialisten damals teils zu Recht, teils zu Unrecht als »ihre Leute« großgemachten Schriftsteller und Künstler auch zu engster Mitarbeit an seiner Zeitschrift heran oder ließ ihren Ruhm und ihre Vorkämpferschaft für Hitler in seiner Zeitschrift von gleichfalls anerkannten und prominenten Vertretern des Systems verkünden. Plötzlich war nicht mehr das im Mittelpunkt seiner Zeitschrift, was er bis dahin gepriesen hatte: die jetzt Emigrierten, Verfemten, deren Bücher verbrannt worden waren, sie rückten schleunigst auf die hintersten Seiten, wurden in einigen Fällen noch unter Pseudonymen als Mitarbeiter verwendet und schließlich verschwanden sie ganz, als auch der kleinste Einsatz für sie gefährlich zu werden drohte, dafür tauchten die wirklichen und scheinbaren Prominenten von damals nun auf. Und Herr Süskind ließ jetzt *Hanns Johst* und *Binding, Zillich* und *Barthel, Euringer, Menzel, Zöberlein, Beumelburg* u. v. a. preisen und natürlich auch *Gottfried Benn,* solange er Hitler als Bringer einer neuen Herren-

rassenkultur feierte, selbstverständlich auch *Kolbenheyer* und alle die anderen volksdeutschen Dichter wie *Hohlbaum, Wittstock, Meschendörfer* und *Pleyer.*

Wir jungen angehenden Publizisten sahen mit Staunen, daß Herr *Süskind* in seiner *»Literatur«*, wie *Rudolf Pechel* in seiner *»Deutschen Rundschau«*, wie *Gottfried Benn* im *Rundfunk* und sogar *Josef Winckler trotz seiner jüdischen Frau* und *Dr. Werner trotz seiner jüdischen Großmutter,* wie alle die *Prominenten der Weimarer Republik,* die heute unisono auf Kolbenheyer und Zillich, auf Grimm und Beumelburg schimpfen, das Dritte Reich und diese Dichter in feierlichen Worten begrüßten, wie sie den kulturellen und geistigen Umbruch bejahten, die Gesundung und Erneuerung ihres Volkes feierten, *die Freunde von einst totschwiegen und die Autoren des Tages anpriesen.* Wenn sogar Männer wie Süskind und Pechel und Benn, so bedeutende und gescheite Publizisten also, Hitler und seine Bewegung bejahen, dann dürfen wir unreife junge Menschen ihnen doch blindlings vertrauen, dachten wir froh.

Herr Süskind beschränkte sich indessen in seiner Betreuung nationalsozialistischer Dichter keineswegs auf die Zeitschrift. Er nahm auch persönlich engsten Kontakt mit ihnen auf. Im *Starnberger Dichterkreis* war er der geistige Advokat seiner literarischen Ambitionen, eine Art von charmantem maître de plaisir, und *verkehrte auf engstem Freundesfuß mit Männern wie Alverdes, Binding, Zillich, Barthel, Dwinger Wehner* und wie sie alle hießen, die ein Jahrzehnt lang als Starnberger Dichterkreis ihr Gewicht und ihren Einfluß hatten. Vielleicht könnte man diese Bemühungen von Herrn Süskind ein wenig unfreundlicher charakterisieren und davon sprechen, daß er sich diesen Männern angebiedert habe. Denn die meisten waren doch Leute, die – vorerst wenigstens – hoch in Gunst bei Herrn Goebbels standen. Da war es wohl richtig, einmal zuerst mit den Wölfen zu heulen und damit seinen Posten zu sichern. Im Innern dachte man natürlich ganz anders, man mokierte sich über die gläubigen Toren, über die jungen HJ-Dichter, die wirklich das glaubten, was sie schrieben und sagten. Zwar kokettierte man weiter mit seinen literarischen Ambitionen, mit seiner Neigung für *Thomas Mann* und *Musil* und für die anderen, die dem Herzen viel näher standen, aber das mußte am Rande bleiben, denn vor allem mußte man seine gutbezahlte Stellung behaupten. Man konnte nicht etwa schweigen, abtreten, seinem Gewissen folgen, als Lektor oder Übersetzer in einem Verlag verschwinden und warten, bis dieser Spuk vergangen war, und dann wieder mit reinem Gewissen hervortreten und als Publizist der Demokratie dem deutschen Volk wieder Maße und Maßstäbe geben. *Es war viel bequemer, das Gewissen zwölf Jahre lang auf das Eis zu legen. Die jungen Toren, die man in ihrem Glauben bestärkte, würden schon schließlich von selbst erwachen.*

Fast zehn Jahre lang leitete Herr Süskind die Zeitschrift »Die Literatur« und förderte in ihr mit allen Mitteln die Nazikultur. Die Leser werden gleich später davon eine Reihe erstaunlicher Proben erhalten. 1942 wurde die Zeitschrift mit den meisten anderen, die als nicht unbedingt kriegswichtig angesehen wurden, *aus Papierersparungsgründen* eingestellt, genau zu *dem* Zeitpunkt, *nicht einen Tag*

früher. In der »Legende« von ihrer Haltung im Dritten Reich heißt es heute, die Zeitschrift wäre verboten worden, weil sie der »Herd der inneren Emigration der Literaten« gewesen sei. Der Herdführer dieser sogenannten inneren Emigration, Herr Süskind, hatte jedoch inzwischen dank seiner charmanten Anbiederungstaktik an die Mächtigen jener Zeit so gute Beziehungen, daß er nicht ins KZ kam, auch nicht einrücken, geschweige denn verhungern mußte. Im Gegenteil: mit allen Zutaten und Aufmerksamkeiten, die man einem literarischen Star schuldig zu sein meinte, holte ihn der *Generalgouverneur des besetzten Polens, Minister Frank,* der gewiß als besonderer »Förderer innerer Emigranten« bekannt ist, als *Chef der Literaturkritik an die »Krakauer Zeitung«*, wo man bekanntlich den östlichen Imperialismus und die Unterdrückung anderer Völker publizistisch zu propagieren hatte. So wichtig war seinen hohen Nazifreunden, darunter vor allem dem Pressechef Franks, dem *Gaupresseamtsleiter Gassner,* die Mitarbeit Süskinds im Generalgouvernement, daß man seine persönlichen Wünsche in jeder Weise erfüllte. Krakau war doch ein zu gefährliches Pflaster; er konnte in seinem Haus am Starnberger See bleiben, fuhr nur alle Monate ein- oder zweimal nach Krakau, wo man ihn feierte und versorgte und von wo man ihm sogar laufend Lebensmittelpakete nach München sandte. Herr Süskind revanchierte sich dafür (allerdings nur bis 1945!) bei der Familie Gassner, deren Frau er mit rührenden Briefen, Widmungen auf Photographien, Eintragungen in Gästebücher bedachte. Doch diese Arbeit füllte den Tätigkeitsdrang Herrn Süskinds für die Belange des Dritten Reiches noch nicht ganz aus. So übernahm er, als Abgesandter der »inneren Emigration« natürlich, die Theaterberichterstattung aus München für die damals mächtigste Zeitschrift des Dritten Reiches, von Goebbels persönlich gegründet und jede Woche mit einem Leitartikel von ihm versehen, die Zeitschrift »*Das Reich*« in Berlin. Dort konnte man nun neben der Literaturkritik in der »Krakauer Zeitung« Herrn Süskind einige Jahre lang über die Theater des Dritten Reiches und ihren geistigen Hochstand vernehmen.

Herr Süskind war nur ein Literat, und niemand hat ihn natürlich gezwungen, auch nur ein einziges politisches Wort zu schreiben. Auch seine Zeitschrift galt der Literatur, und auch dort war kein Anlaß für große politische Bekenntnisse. Dennoch legte er sie ab. Und zwar nicht nur etwa in der politischen Diktion dessen, was er literarisch fördern ließ, sondern sogar im Tageskampf der Politik stellte er sich zur Verfügung und kommentierte oder ließ unverdrossen kommentieren.

1946, als Herr Süskind schon wieder »Star der Demokratie« bei der »*Süddeutschen Zeitung*« in München war, *kommentierte er monatelang den Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß.* Am 4. Januar 1946 schrieb er im Leitartikel in einer Auseinandersetzung über »Das Problem der Verteidigung«:

»Der Eindruck ist der ..., daß die Verteidigung wiederum mehr auf das Menschliche, Persönliche hinaus möchte und nach einer Beleuchtung der Fakten durch psychologische Lichter trachtet. Einen neuralgischen Punkt hat da Rechtsanwalt Dr. *Laternser* berührt,

als er – schon während des Österreich-Kapitels und im Bemühen, seinen Mandanten *Seyss-Inquardt* zu entlasten – Schriftstücke deshalb als dokumentarisch zweifelhaft hinstellte, weil sie schon bei ihrer Niederschrift bewußt tendenziös gefärbt gewesen seien ..., daß in einer Bonzokratie, in der keiner dem anderen traute, jeder aber das Ohr des Allerobersten zu haben wünschte oder zu haben behauptete –, daß in einer solchen Umwelt unendlich viele Schriftstücke mit bewußter Tendenz, das heißt zur gegenseitigen Düpierung geschrieben worden sind läßt sich annehmen. *Wollte man andererseits einen beweisausschließenden Grund daraus machen, dann wäre überhaupt auf kein Dokument aus jenen Jahren mehr eine Anklage zu stützen. Die Richter von Nürnberg werden sich – und das ist ja wohl zu unserem Heil – nicht von dem Grundsatz abbringen lassen: ‚verbum stat‚. »das Wort steht«.*

Damit von Herrn Süskind *selbst* ermächtigt, auch wenn es schon wieder zehn Jahre her sind, und nach seinem, den Nürnberger Richtern empfohlenen Grundsatz »verbum stat« hören wir also, wie es diesbezüglich mit den Worten von Herrn Süskind bestellt ist. Wir wiederholen mit den Worten des Herausgebers und Chefredakteurs W. E. Süskind, in der Zeitschrift »Die Literatur« von 1933 bis 1942! Als »Herdführer der inneren Emigration« übernimmt er bestimmt für alles, was seinen Namen trägt, vor allem für das, was in den redaktionellen Kommentaren der Zeitschrift geschrieben stand, und was er seine Mitarbeiter dort schreiben ließ, die volle Verantwortung. Die meisten zitierten Redaktionskommentare verraten zudem eindeutig den typischen persönlichen Stil Süskinds.

Eine kleine Blütenlese aus jenen Jahren:

Aprilheft 1934:

»Eine Rede auf Stefan George« von Gottfried Benn (mit einer Fußnote: *»Hanns Johst* hat Gottfried Benn *beauftragt,* bei der Trauerfeier der Deutschen Akademie der Dichtung für George die Gedächtnisrede zu halten.«) ...

»Nicht also weil George in seinem letzten Werk ‚Das neue Reich' von 1919 den unsäglichen Haß des Zeitalters gegen den Liberalismus sachlich so sah, wie ihn viele sahen, als ‚beworfen mit Speichel niedrigster Umwerbung', ‚Geifer gemeinsten Schimpfs' – nicht weil er die frühe Rassenvision hatte: ‚Verwildert zerfallene weiße Art –: Blut schmach! Stämme, die sie begehen, sind wahllos auszurotten' ... nicht weil er 1919 den jungen Führer sah, ‚das keusche, klare Barbarenaug', ‚der Mann, der vertritt': ‚Ich bin gesandt mit Fackeln und mit Stahl, daß ich euch härte', ihn hebbelsch hart und felsenhaft sah: ‚Was heut mich umbiegt, wird mich morgen brechen' –, das alles ist es nicht! Die Kunst wird nicht tiefer, wenn die Geschichte sie bestätigt, die Idee nicht reiner, wenn eine Wirklichkeit sie deckt. *Es ist vielmehr ... das, was Alfred Rosenberg den ‚ästhetischen Willen' nennt, diesen deutschen Willen, der im Kunstwerk eine Welt aufrichtet und eine überwindet ... das Zwischenreich des Nihilismus ist zu Ende.* Im ersten herrschten Kausalität, Erbsünde, Abstammungsseufzer, Psychoanalyse, Ressentiment und Reaktion, im neuen plastische Prinzipien, Konstruktion innerhalb gesetzter Horizonte. Man kann auch sagen, es geht von der Deszendenz zur Aszendenz –: auch der Züchtungsgedanke fällt unter dies Problem ... nur so ist es zu erklären, daß sein Axiom (des Geistes der neuen Zeit) *in der Kunst Georges wie im Kolonnenschritt der braunen Bataillone als ein Kommando lebt.* Es ist der Geist des *imperativen Weltbildes,* das ich kommen sehe ...«

Juliheft 1937:

Redaktionskommentar zum Thema *»Giftiger Kulturklatsch«!*

»Unser Volk und unser Staat sind in den letzten Jahren mit einer Flut übelster Ver-

leumdung überschüttet worden, und als Ausläufer des Giftgewitters ist auch in den kulturellen Bezirken viel schwefliges Gewölk heraufgezogen, um einen, wie man hoffte, nervenzerrüttenden Guß der Verunglimpfung über die geistig-seelische Front unseres Volkes niedergehen zu lassen... *Ein trauriger Anblick, wie die sogenannte freie Weltpresse bei dem Kapitel ‚deutsche Kulturpolitik' jeden Ernst und Anstand, lies Anspruch, verlor und Dinge kolportierte, die ein Gelächter verdienen würden* ... Diesmal ist es Goethe, der bemüht wird, und man hat einem staunenden Leserkreis mitgeteilt, die bekannte Biedermannsche Ausgabe von Goethes Gesprächen müsse in Deutschland ‚vernichtet' werden ... Im Haag aber hat man es, *bedient vom emigrierten Journalisten Ernst Feder*, besser gewußt, und üppige Überschriften wie ‚Vergangenheit unter Zensur' oder ‚Goethes Gespräche vernichtet' kletten sich im Gedächtnis fest ... Aber eine von den Düsseldorfer Nachrichten veröffentlichte Erklärung des Verlages macht offenbar, *daß kein anderer als Emil Ludwig an der Quelle des trüben Gerüchtes saß.* Auf eine von ihm vor längerer Zeit in die Welt gesetzte Meldung geht, wie es scheint, der ganze Unfug zurück ..., den aber auch jeder, der von ihm hört, mit Verachtung strafen soll.«

(Da liegen also offenbar Gegensätze zwischen den inneren und äußeren Emigranten vor!)

Aprilheft 1938:

»Redaktionskommentar zum *Anschluß Österreichs:*

»Mit einer ungeheuren Kraft und Zielsicherheit hat sich in den Tagen um den 13. März ein Ereignis vollzogen, das wahrlich das Beiwort des Historischen verdient. Ja, es möchte sein, daß uns allen in diesen Tagen noch mehr das Staunen über das Wahrgewordene als das ganze Ausmaß der Entwicklung in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung die Herzen erfüllt: *wenn ein Traum von Geschlechtern sich verwirklicht, ist der Mitlebende sozusagen zu klein,* seine Brust ist zu wenig breit, um das ganze Gewicht der Deutungen und Bedeutungen zu beherbergen. Jeder spürt zwar, was es für einen Zustrom an Kraft bedeutet, wenn sieben Millionen Menschen dem Volke auch politisch zuwachsen, von dem sie geistig ein Teil sind ... wenn wir einen Deutschen am Vorabend des 13. März haben sagen hören: er spüre ordentlich, wie der Raum um ihn wachse und die deutsche Erde mit einem Schlag weniger eng besiedelt sei. *Ein solches Wort macht Hans Grimms Romantitel lebendig,* und wer diesen Dichter im Laufe des Winters hat sprechen hören, weiß genugsam, was nach seiner Ansicht den Volksraum von dem Volk ohne Raum unterscheidet: nicht so sehr die Quadratmeilen als solche, sondern die in ihnen geborgenen Schätze an Möglichkeit und Weltgeltung – *das, was in unserer geistig-politischen Geschichte ‚das Reich', in unserer kulturellen ‚Gesamtvolkstum'* heißt ... Es wird ein Teil der Aufnahmearbeit in den nächsten Jahren sein ..., wenn gerade die Deutschen aus Österreich ... *den Werdegang, Aufbruch und Sieg des deutschen Volkswesens schilderten.* Die *Hohlbaum, Kolbenheyer* und *Zillich*« (sieh da, sieh da!) »haben es schon vielfach getan (um nur drei Namen von vielen zu nennen) – wir sind weiterer Kräfte gewärtig. Man wird es uns verzeihen, daß wir solcherart vom großen Ereignis der Nation auf das Gebiet zu sprechen kommen, dem die *Arbeit unserer Zeitschrift* gewidmet ist. *Weniger als je gibt es in diesem Punkt einen Unterschied zwischen dem völkischen und dem literarischen Moment. Oft genug haben wir in diesen Blättern die Großräumigkeit, den weiten Auslauf für Jugend und Mannschaft der Nation als eine Hauptvoraussetzung höherer Literatur bezeichnet, wie wir sie unserem Volk für angemessen halten und, was an uns ist, zu gewinnen und zu bewahren trachten ... So wird die Stimme, die am 10. April unser Ja verkünden wird, zugleich zur Stimme unseres Willkommgrußes.*«

Oktoberheft 1939:

Redaktionskommentar zum *Kriegsausbruch:*

»Von feindlichen und man muß hinzufügen: *verbrecherischen Mächten* (die Süskind dann in Nürnberg als kein Engel ist so rein! feierte?) ist das deutsche Volk – *wider seinen Willen*, wie 1914, aber glücklicherweise nicht so geistig *ungerüstet und arglos* wie damals – (wohl nicht zuletzt dank der aufklärenden Tätigkeit der Zeitschrift ‚Die Literatur' !) in einen Kriegszustand *hineingezwungen* worden, den es sich gewiß am wenigsten gewünscht hat, den es aber *im Vertrauen auf seine Führung und auf seine gute Sache bis zum ehrenvollen, wahrhaft siegreichen Ende durchzustehen gedenkt* ... In einer, wie wir glauben, für alle Beteiligten letztlich *erlösenden und reinigenden* Weise und mit jener Schnelligkeit, für die jeder Deutsche unsereren braven Truppen das höchste Staunen, die dankbarste Bewunderung zollt ... Dieses Volk nämlich, fleißig und besonnener, als es vielleicht jemals war, eben erst aufgestiegen zu einer ruhigen Pflege seines Fleißes und einer ihm lange nicht beschiedenen *politischen Reife*, wünscht sich nichts anderes als Arbeit für seine Kraft und jene Gemäßheit der Mittel, *von der Hans Grimm vor Jahr und Tag gesprochen hat*. Man darf ihm nicht einmal den vielberufenen Furor Teutonicus nachsagen, wohl aber – was mehr ist – eine bewußte Energie seines Daseins: ein Potential, das zur Würde geworden ist ... England hat sich, soviel ist nach vierzehn Tagen des Kriegszustandes klar, wieder einmal für seine alte Waffe der Silberkugel entschieden, nächstdem aber für jenes Kriegführen mit Zeitungspapier, das ihm im ersten Weltkrieg zum erstenmal so hemmungslos gelang und zwar zur Unehre, aber, so glaubt es wohl, zum schließlichen Vorteil gereichte. *Nun, es hat nicht den Anschein, als ob sich die Weltöffentlichkeit ein zweitesmal mit Lügen und Greuelmärchen in eine parteiische Antipathie, geschweige denn eine aktive Parteinahme hineinsteuern ließe*, die schon der nüchterne, wieviel mehr der tiefere Blick als unsinnig entlarvte. Der *Northcliffianismus gründet im Geiste der Lüge*, und zwar nicht nur deshalb, weil er die Wahrheit verfälscht und das Unwahre ausposaunt, sondern weil er von Gesinnung lebenswidrig ist. *Ihm ist alles, ohne Ausnahme, nur Mittel zum Zweck*«

(Vielleicht muß man in Hinkunft von einem ‚Süskindianismus' sprechen?)

»Wo er etwas findet, was den Menschen einer Zeit, einer Rasse, einer Landschaft heilig war und Impulse abgewann, da fummelt er selber herzlos daran herum ... Ein Beispiel aus dem neuen Northcliffianismus ist die Greuelmär vom Muttergottesbild von Czenstochau. Die deutschen Flieger sollten es mutwillig zerstört haben.. Aber nicht die objektive Unwahrheit ist das eigentlich Northcliffische daran, sondern die impertinente Vermantschung der Sphären, der zerstörerische Mißbrauch einer Lebenskraft durch den absoluten Unglauben: *daß ein Schmock von Spezialkorrespondenten, dem das religiöse Empfinden völlig schnuppe und hekuba ist, um eben dieses Empfindens Symbol ein Flennen anhebt*. .. Es ist ein endloses Geheuchel: geheuchelter Kunstsinn, wenn irgendwo ein mittelalterlicher Dom in der Feuerzone liegt, geheuchelte Kinderliebe, wie damals im Fall der abgehackten Kinderhände; geheuchelte Religiosität, wie bei der Madonna von Czenstochau ...«

(Vielleicht auch in Nürnberg »geheuchelt«?)

Im gleichen Heft läßt Herr *Süskind* übrigens auch seinen früheren Genossen *Edwin Erich Dwinger* vom Starnberger Dichterkreis, und zwar an der Spitze des gesamten Besprechungsteils von *Herbert Scheffler* feiern. Es handelt sich um Dwingers 1939 erschienenen Roman »*Auf halbem Wege*«:

»Der Undank des Vaterlandes ist schon Gewißheit geworden, die Weimarer Republik will von diesen ewigen ‚Soldaten' nichts wissen. (Es handelt sich um einen Roman um das Freikorps Mannsfeld in Kurland). Da bietet sich ein neuer Ansatz: der Versuch des ostpreußischen Generallandschaftsdirektors *Kapp*, die Regierung zu stürzen *und aus einem der Entente hörigen Vasallenstaat wieder ein freies Reich zu machen*. Der Putsch mißlingt, weil ... er es nicht wagt, ‚den zweiten Rubikon zu überspringen', *nämlich vom Brandenburger Tor gleich bis zur Wilhelmstraße weiterzumarschieren und die Regierungsmitglieder zu verhaften*.«

(Was für liebliche demokratische Ratschläge der Kriegsverbrecher-Verurteiler Süskind da publizierte!)

»Es kommt die Abdankung Kapps, die Zerschlagung der ersten ernsthaften nationalen Revolution. Es schadet nichts, daß man die *herrlichen Gestalten dieser unbeirrbaren Idealisten* in diesem Roman noch einmal erlebt, die *verschworene Kampfgemeinschaft,* die das ,Trotzdem' auf ihre Fahnen schrieb. Spartakisten nannten sich die *wütigen Tiere,* die in Hamburg die eiserne Schar *Berthold* niedermachten, Spartaner darf man diese Freikorpskämpfer nennen, die ihren Glauben durch das Land trugen und mit ihrem Blut besiegelten. Auch Dwingers Buch hat etwas Spartanisches, es ist klar und kräftig, kämpferisch in seiner Gedanklichkeit und distanziert im Gefühl...«

Februarheft 1940:

Redaktionskommentar zum Thema:

»,Wie Soldatenlieder entstehen': Zeiten großer politischer Entscheidungen finden ihren Ausdruck besonders im Lied. *Das galt schon für die Zeit des nationalsozialistischen Kampfes um die Macht, der aus einer Anzahl Lieder überzeugend widerklingt,* wobei man in einer Reihe von Fällen durchaus literarische Wertmaßstäbe anlegen konnte, etwa bei den Liedern von *Herybert Menzel* oder *Hans Baumann*... Der Geist des deutschen Soldaten hat in diesen Liedern echten Ausdruck gefunden, nicht zu vergleichen mit der *Überheblichkeit, in der ein neu entstandenes englisches Lied von der am Westwall aufzuhängenden Wäsche des Tommies spricht.* Maßvoll und doch treffend ist das deutsche Soldatenlied ...«

(Wie einem das doch von einem Redakteur der »Süddeutschen Zeitung« zu hören freut!)

Januarheft 1940:

In einem redaktionellen Kommentar zu einer Neuauflage von *Reventlows Englandbuch:*

»Wieder liegen wir im Kriege mit England, *hat uns England den Krieg aufgezwungen.* Aber das Deutschland von heute hat den Feind erkannt und nimmt ihm gegenüber die richtige Stellung ein, an der es das kaiserliche Deutschland, wie Reventlow mahnend feststellte, vielfach fehlen ließ. Im Bild des Englands von 1914 ist das Bild des Englands von 1933 vorgezeichnet, und wenn ... es heute keiner Warnung mehr bedürfte, gerade durch eine solche Schrift ... erfahren wir auch, wie gefährlich Großbritannien als Gegner ist, *und wie notwendig, seinem kriegerischen Machtanspruch die gesammelte Kraft der deutschen Nation entgegenzusetzen und den aufgezwungenen Kampf ohne Illusion bis zur Entscheidung durchzukämpfen.*«

Septemberheft 1939:

Redaktioneller Kommentar zur Jahrestagung des *Deutschen Auslandsinstitutes:*

»Wenn irgendwo und irgendwann die Kraft des Volkes als unlösbare, alle Schicksale überdauernde, Grenzen und Geschehnisse überwindende *Bluts- und Sprachgemeinschaft* erkennbare Wirklichkeit wird, dann geschieht dies alljährlich in Stuttgart, der Stadt der Auslandsdeutschen, in der sich regelmäßig Männer und Frauen aus dem Reich und vor allem aus den Inseln des Deutschtums in aller Welt zusammenfinden, die hier oder in der Fremde im Volkstumskampf an führender Stelle stehen: Zum Treffpunkt deutscher Menschen aus allen Ländern der Welt, zur Sammelstätte volksdeutscher Arbeit und Leistung und zum Hort aller derer, die gekommen sind, ihr Wollen und Wissen erneut zu stärken zum Wohle des Deutschtums draußen an den gefährdeten Plätzen und Vorpostenstellen ...«

Septemberheft 1939:

In einem Aufsatz über ,Deutsche Afrikaliteratur der Gegenwart' von *Erich Sander:*

»Als gärende und drängende Wirklichkeit lange vorhanden, bekam es gewissermaßen sein historisch-politisches Gesicht in der Stunde, *als der Führer den*

Versailler Schandvertrag zerriß. Es ist jene deutsche Situation, die man mit dem geopolitischen Schlagwort kennzeichnet: *Volk ohne Raum* ... Aus dieser Situation wird zunächst die derzeitige Mobilisierung unserer gesamten Volks- und Bodenkräfte im Vierjahresplan verständlich: sie ist gleichsam der *disziplinierte Aufbruch eines riesigen Heerlagers.*«

Märzheft 1940:

In einem Aufsatz über den *deutschen Soldaten* von *Ewald Skulima:*

»Denn das Gesicht des Soldaten war noch nicht wie heute das Gesicht des Volkes. *Erst im Großen Krieg hat sich diese Umwandlung angebahnt, im nationalsozialistischen Volksheer ihre Vollendung gefunden.* Dabei ist in keiner Weise an einen Drill, an eine drummdreiste Bevormundung gedacht. Die Kräfte, die durch die Revolution erruptiv aus den tiefsten Schichten heraufgeschleudert wurden, müssen und wollen sich frei entfalten. *Das Soldatische mag für den Kleinmütigen in engen und strengen Gesetzen begründet sein, es ist dennoch die große freiheitliche Konzeption unserer Zeit.*«

Februarheft 1938:

Aus einem Aufsatz über die »*Kriegsliteratur*«:

»Welches ist nun der bleibende Gewinn des Kriegserlebnisses und die grundsätzliche Bedeutung seines literarischen Niederschlages? *Die Grundlage des Nationalsozialismus liegt deshalb im Weltkrieg, weil sich am Fronterlebnis ein neues Menschentum bildete,* mit einer neuen Seele, einem neuen Charakter und einem neuen Willen und weil dieses Menschentum aus dem tiefenErlebnis des Krieges auf den Grundlagen der *völkisch bestimmten Existenz der Gemeinschaft* ein neues Weltbild gestaltete, in dem die *heroische Haltung,* die das Grundmerkmal der Front ausmacht, auch *Grundlage des Neuaufbaues* ist ...«

Herr *Süskind* ließ es sich auch nicht entgehen, sich jeweils mit den neuesten *antisemitischen* Publikationen *persönlich* auseinanderzusetzen, und in einer Besprechung des Buches »*Berliner Romantik und Berliner Judentum*« spricht er »*von Klatsch und Rabulistik jener jüdischen Kreise des vorigen Jahrhunderts*« und davon, »*daß rassisch ganz judenfremde und sogar judenfeindliche Männer trotzdem ihrer Faszination erlegen sind.*«

Im Maiheft 1940 läßt er von Rudolf Ibl die neueste »*nationalsozialistische Lyrik*« ausführlich besprechen. Da kann man lesen:

»Die Gestalt *Adolf Hitlers* in ihrer schon *mythischen Größe* wird die Dichter immer wieder *zu Gesang und Aussage treiben.* Die vorliegende Sammlung von *,Gedichten für Adolf Hitler'* kann deshalb nur vorläufigen Charakter haben. Dennoch haben die hier vereinigten vierzig Stimmen für die Mitlebenden die Bedeutung eines *erhebenden* und *ergreifenden Zeugnisses* ... Die Verse halten durchweg ein beachtliches Niveau, aus dem wiederum die Verse von *Will Vesper, Agnes Miegel, Eberhard Wolfgang Möller* und *Ludwig Friedrich Barthel* hervorragen.«

Glaubte HerrSüskind das alles? Zwang ihn jemand, das abzudrucken? Wahrscheinlich glaubte er es nicht, und gezwungen hat auch im Dritten Reich niemand irgendwen irgendwas zu veröffentlichen, was er nicht wollte. Es kostete freilich manchmal Opfer, es nicht zu tun! *Aber Herr Süskind biederte sich so heftig an, daß er zum Beispiel sogar einen Bericht von seinem italienischen M.tarbeiter über einen der primitivsten Schriftsteller des Dritten Reiches, Hans Zöberlein,* über den selbst wir junge Nationalsozialisten uns einhellig lustig machten, zu publizieren für notwendig fand.

Wir finden diesen Bericht im *Januarheft* 1938 unter dem Titel »*Auslandsdeutsche – Dichter und Bewegung*«. Darin heißt es unter anderem:

»Der Auslandsdeutsche weiß sich seit ein paar Jahren nicht mehr allein; Deutschland steht wieder hinter ihm ... *das neue große Deutschland, auf das er stolz sein kann, das ... ohne ihn entstand* ... Am Kampf der Parteien um Deutschland hat er nicht teilgenommen, und für ihn sind diese Jahre nichts als Zeitungszeilen, er braucht in irgendeiner Form das deutsche Nachkriegserleben, den *Kampf Hitlers und seiner ersten Getreuen gegen das Niederlingstum* –«

(Damit meint Süskinds Mitarbeiter wohl die innere Emigration!)

»Er hat dieses Gefühl in seiner Brust nötig, um ganz zu verstehen: hinter dem Auslandsdeutschen steht das neue Deutschland. Nicht nur mit dem Reichsvertreter, den es immer gab, nicht nur mit den *neuen Ortsgruppenleitern der Auslandsorganisationen.* Es sendet zum Auslandsdeutschen die lebendigen Boten des neuen Deutschlands, die Dichter. Ein Kriegskamerad, *ein alter Kämpfer mit dem Blutorden* und dazu ein Dichter, das hat dem Auslandsdeutschen immer gefehlt.«...

(Und Herrn Süskind als letzter Tarnungsbeweis für seine innere Emigration!)

»Von den Dichtern, die zu uns ins Ausland kamen ..., hat *Zöberlein* am meisten das gebracht, was nötig war: Zusammenschmelzung des Kriegserlebnisses, das Auslands- und Inlandsdeutschen gemeinsam ist, mit dem Erlebnis des Kampfes um Deutschland, das der Auslandsdeutsche nicht gekannt hat. Die Fortsetzung des Frontkämpfergeistes durch die Jahre der Finsternis hindurch versteht der Auslandsdeutsche, der am Krieg teilgenommen hatte, immer; *er hielt damals im Ausland, im früheren Feindesland, schon gleich die Stirn, so hoch es ging* ...«

(Daher mußte sich auch Herr Süskind ja dann vor den Alliierten in Nürnberg um so tiefer bücken!)

Wie man sieht, hat sich diese Art von »innerer Emigration« jedenfalls nach 1942 gelohnt. Aber nach 1945 konnte man nach solcher publizistischen Tätigkeit von Herrn Süskind, die man um hunderte von Beispielen vermehren könnte, denken, er würde nun, wie seine Freunde und Mitarbeiter: *Heinrich Zillich, Alverdes, Hanns Johst* und *Dwinger* und *Barthel, Hans Friedrich Blunck* und *Möller* und *Menzel* erst einmal ein paar Jahre schweigen müssen, und mit dem Dasein als publizistischer Star wäre es vorerst zu Ende. Doch da Herr Süskind ja nicht, wie die meisten seiner Freunde, an all das geglaubt hatte, was er zwölf Jahre lang publiziert hat, fühlte er sich offenbar berechtigt als »Widerstandskämpfer« und »Demokrat« aufzutreten. Er war nun nach seiner »Legende« beständig an Leib und Leben bedroht gewesen, ein verschworener, wenn auch sehr geheimer Widergänger von Hitler. *Die meisten hohen Freunde in Partei und Literatur kannte man einfach mit dem Tag des Einzugs der Amerikane nicht mehr.* In der Partei war man ja nie gewesen, dazu war man zu klug oder zu bequem, und es hatte ja für die Karriere schließlich genügt, sich publizistisch für Hitler abzurackern. Außerdem hatte man auch Freunde nach allen Seiten, die genau so gehandelt hatten. Wir haben einige von ihnen gerade in München schon kennengelernt. Das gab gewissermaßen den ersten Ansatz für eine neue »verschworene Gemeinschaft«, diesmal »demokratischer Prägung«. Und so landete man, weiß der Teufel wie diese geschickten Opportunisten seit Cäsars Zeiten über Napoleon bis zu Hitler

das immer wieder fertigbringen, *ohne Unterbrechung fast von der »Krakauer Zeitung« des »Kriegsverbrecher«-Generalgouverneurs Frank bei den Umerziehern und Lizenzträgern der »Süddeutschen Zeitung«*, wo man sich außerdem auch gleich noch mit einer Reihe alter Bekannter und Mitstreiter aus dem Generalgouvernement traf. Und weil bekanntlich in Deutschland derjenige, welcher am lautesten schreit, den größten Glauben findet, riß Herr Süskind nun den Mund, pardon, die Feder, so weit auf, *begann er einen so unbeschreiblichen Hetzzug gegen seine Förderer, Freunde und Chefs von gestern,* daß in der Lautstärke, in der der einstige Star des Dritten Reiches nun in spaltenlangen Kommentaren über den Nürnberger Prozeß die Verbrechen Hitlers und seiner Gefährten anprangerte, selbst die genauesten Kenner den Lebensweg dieses Publizisten im Dritten Reich für ein Traumbild halten mußten. Jetzt war, wie gesagt, die Zeitschrift »Die Literatur« als »Herz der inneren Emigration« verboten worden, nun hatte er natürlich mit allen geistigen und politischen Potentaten jener Zeit nur zur »Tarnung« verkehrt und war daher wie kaum einer in Deutschland berufen, sich als Richter aufzuspielen über das deutsche Volk und die Taten seiner führenden Männer im Dritten Reich. Daher konnte man nun in der *»Süddeutschen Zeitung«* des Jahres 1946 von dem einstigen Propagandisten des Anschlusses, des »aufgezwungenen Krieges der bösen Alliierten«, von dem Richter über das »heuchlerische Albion« und die »verlogenen jüdischen Emigranten« plötzlich lesen, was doch diese vier alliierten Richter in Nürnberg für »untadelige, humane und beispielgebende Vorkämpfer der Menschlichkeit« seien. Als das bekannte Urteil erging, schämte sich Herr Süskind nicht, besonders herauszustellen, daß dieses an sich *»bewunderswerte Urteil«* leider *»weit milder, weit verständnisvoller ausgefallen sei, als man gedacht.* Möglicherweise gäbe der sowjetische Richter (ausgerechnet!) die Gedanken vieler Deutscher wieder, die gegen die Freisprüche protestierten«. *Und Herr Süskind empfiehlt sofort, die Freigesprochenen nunmehr vor ein deutsches Gericht zu stellen!*

Wer in jener Zeit mit Amerikanern sprach, hörte sogar von ihnen oft die Frage, wieso die Deutschen einen Journalisten duldeten, der derartiges über Deutschland schreibe, der das Alliierte Gericht als »höchsten sittlichen Hort von Gerechtigkeit, Mut und Objektivität« hinstelle, obwohl er doch genau wissen müsse, daß dort auch der Vertreter des Bolschewismus zu Gericht sitze. Aber für Herrn Süskind war auch dieser Richter ein *Kronzeuge für Humanität und Demokratie.*

Sogar die Literatur ließ ihn bei dieser Berichterstattung nach 1945 nicht ruhen. Da liest man zum Beispiel in der *»Süddeutschen Zeitung«* vom 13. August 1946 von Herrn *Süskind:*

»1936: Der Dichter und Kammerpräsident hält eine Vorlesung, er hält sie unter Studenten im kleinen Kreis eines literarischen Seminars bei einem Professor, den er seinen Freund nennt. Als er erscheint, geht ein Zucken durch den Saal. Er ist in der schwarzen Uniform, er ist Brigadeführer der SS. Das gefällt ihm offenbar. Zu diesem Abend, an dem er Gedichte aufsagen wird, erscheint er gestiefelt und gespornt. Ein einfacher Ehrenführer der SS. 1945: Nach der Niederlage: Verhaftung versteckter

Soldaten, Vernehmung verdächtiger Zivilisten, Verhör zitternder Ortsgruppenleiter. Lächerliches, würdeloses, anschmeißerisches Gegacker der vorgestern noch Begeisterten: ‚I no Nazi ...'.«

(Ein Selbstportrait?)

Herr *Süskind* ließ noch im Juli 1938 in seiner Zeitschrift »*Die Literatur*« eben diesen »gestiefelten und gespornten Kammerpräsidenten und SS-Brigadeführer« *Hanns Johst* in einer vielseitigen Hymne feiern. Autor dieses Aufsatzes über das »Ethos« dieses gestiefelten SS-Brigadeführers war der *heutige* Präsident des *Bayerischen Schriftstellerverbandes* und *Rundfunkrat*, also auch wieder ein Star der Demokratie, *Friedrich Märker*. Heute ist er Präsident des letzten Schriftstellerverbandes in Deutschland, der seine Mitglieder *noch immer* nach Fragebogen aufnimmt.

Der gleiche *Friedrich Märker*, um kurz beim Thema zu bleiben, ist übrigens jahrelang in Süskinds »Die Literatur« Fachmann für Besprechungen *rassenkundlicher* Bücher gewesen, was ihn natürlich heute als führenden Demokraten besonders ausweist. Den Verfasser eines Buches »*Rasse und Religion*« tadelt er, weil er eine Abneigung gegen die Rassenkunde habe und die Zusammenhänge zwischen Rasse und Religion leugne, und stellt ihm *im Sinne nationalsozialistischer Glaubensreformer Hauer als leuchtendes Beispiel gegenüber.*

Doch kehren wir zu Herrn Süskind zurück, der nun auf einmal den Stab über die »*Verbrecher des Anschlusses*«, *der* »*Vergewaltigung und Ausplünderung Österreichs*« brach, den *Engländern nunmehr als fairen, edlen Vertretern einer humanen Weltpolitik* Beifall spendete. Zweifellos hat sich auch für Herrn Süskind in der Demokratie diese Umstellung in den Augen der Herausgeber der »Süddeutschen Zeitung« gelohnt. Denn heute ist er der Spitzenstar dieser Zeitung. Es geht kaum eine Redaktionskonferenz vorüber, in der der Herausgeber, *Werner Friedmann*, Herrn Süskind nicht fragt, was er dazu meine, ob er dazu schreiben wolle, und was er zu dieser und jener Frage denke. Und alles, was geistig, literarisch und kulturell in der »Süddeutschen Zeitung« steht, bedarf der Zustimmung von Herrn Süskind. Offenbar traut man dem im Impressum als für Kultur verantwortlich zeichnenden *Dr. Hans Joachim Sperr* doch nicht ganz, da derselbe, wie ja ganz München weiß, ein noch viel eindeutigerer Propagandist für Hitler und die Bewegung war. Herr Süskind unterdrückt daher alle Gelüste, die Herr Sperr vielleicht hätte, zuweilen doch Beiträge von Autoren abzudrucken, die früher die Seiten der Zeitschrift Herrn Süskinds geziert hatten, er verhinderte zum Beispiel, daß eine schon vorhandene Besprechung eines *Gedenkbuches* über *Binding* von *L. F. Barthel* in der Zeitung erschien, *obwohl Binding und Barthel zu den intimsten Freunden Herrn Süskinds gehörten*, und er Binding früher wie einen Gott gefeiert hat. Erst jetzt nach 12 Jahren hat er selbst einen Briefband Bindings plötzlich besprochen. Aber der Wind weht ja langsam auch in München schon wieder etwas anders. Bisher jedenfalls wurde fast kein Buch mehr von Autoren besprochen, die in früheren Zeiten als seine Mitarbeiter der damals nationalsozialistischen Linie Herrn Süskinds dienten. Seine einstigen

Freunde ließ er ruhig in den Blättern des Süddeutschen Verlages angreifen, wie zum Beispiel *Heinrich Zillich*, als er einen Kulturpreis der Südostdeutschen bekam, er schwieg natürlich auch zur Kampagne gegen *Kolbenheyer*, den er früher hatte verherrlichen lassen und der im Dritten Reich mehr Mut vor den Thronen der Mächtigen bewiesen hat als irgendeiner von seinen Ketzerrichtern. *Keine Zeile mehr erschien jetzt von jenen Autoren die damals zu seinem Hofstaat gehörten. Und die Menschen, wie zum Beispiel die in bitterster Not und Bedrängnis lebende Familie Gassner, der er einst Ruhm und Glanz in Krakau verdankte, kannte er nun nicht mehr.* Er kannte nur alle jene, die seines Geistes waren, offenbar die »innere Emigration«, die, wie er, wider besseres Wissen ein Jahrzehnt lang dazu beigetragen hatten, uns, jungen Menschen, das Dritte Reich literarisch schmackhaft zu machen und uns Soldaten bis zum siegreichen Ende zum Aushalten aufzurufen. Und sie gaben sich wohl der Hoffnung hin, daß alle, die jene Zeit und das Wirken dieser Leute damals erlebt hatten, sich einreden lassen würden, sie hätten das alles geträumt.

Die Figur des Literaten Süskind betrachte ich übrigens ganz objektiv, weil ich ihn persönlich nicht kenne. Er hat mir auch persönlich weder vor 1945 noch nachher etwas getan. Trotzdem scheint er mir in seinem Opportunismus ein Musterbeispiel für die Korrumpierung unserer öffentlichen Meinung und für den Charakter jener Figuren zu sein, die heute wieder das Heft der Meinungsmache in Händen haben.

Natürlich ist Herr Süskind inzwischen *vom Starnberger Dichterkreis* zur *Darmstädter Akademie der Neudemokraten* avanciert, die die meisten seiner Freunde von einst als nicht vorhanden betrachtet, obwohl fast jeder von ihnen ein Lebenswerk vorzuweisen hat, das ein halbes Dutzend von literarischen Eintagsfliegen in Darmstadt überragt und von denen ja, wie wir gesehen haben, Herr Süskind selbst einmal die hervorragendste literarische Meinung hatte. Für die Darmstädter Akademie-Potentaten ist aber ein Herr Süskind am Hebel der Macht einer so großen Zeitung natürlich ein unbezahlbarer Manager. Man hat ein Organ, in dem man sich selbst publizistisch in Szene setzen, seine Kollegen totschweigen lassen kann. Herr Süskind erfüllt, wie es scheint mit dem gleichen Eifer wie früher in Stuttgart und Krakau auch jetzt die Wünsche seiner nunmehrigen Brotgeber.

Zum Schluß noch über Herrn Süskind eine persönliche Erfahrung. Als ich mich mit diesem Buch und mit dem klassischen »Fall Süskind« zu beschäftigen begann, mit vielen Menschen, die ihm vor 1945 nahestanden, sprach und seine zahllosen Publikationen vor und nach 1945 studierte, erschien mir der Charakter dieses Literaten so unbegreiflich, daß ich das Bedürfnis bekam, ihn persönlich kennenzulernen und zu befragen. Man soll auch den Beschuldigten immer zu Wort kommen lassen, dachte ich mir, ich will niemandem unrecht tun. Das ist zwar heute nicht üblich, man wird im allgemeinen nur beschimpft, und meistens grundlos, ohne sich wehren zu können. Aber die Chance muß ich ihm geben, dachte ich mir und schrieb ihm daher einen Brief. Herrn Süskinds Antwort darauf, die mich veranlaßte, mein Vorhaben, mit ihm zu reden, aufzugeben, ist

für die Arroganz dieser Art von Opportunisten so typisch, daß ich mir nicht versagen kann, aus diesem Briefwechsel hier zu zitieren. In meinem Brief heißt es:

... Bei den Vorbereitungen zu einer größeren Arbeit über die neuere deutsche Publizistik ... bin ich nun immer wieder auf Ihren Namen gestoßen, als ein besonderes Beispiel dafür, wie Männer der Feder vor 1945 und nach 1945 politisch, publizistisch und menschlich gehandelt haben. Zahlreiche bedeutende Schriftsteller und Publizisten, mit denen Sie teilweise jahrelang befreundet waren, urteilen über Sie und Ihre Haltung nach 1945 in sehr kritischer Weise, so daß ich mich entschlossen habe, im Rahmen meines Buches auch Ihrer Person einige Aufmerksamkeit zu widmen ... getreu meinem Grundsatz – auch die andere Seite zu hören – will ich versuchen, mir auch persönlich ein Urteil zu bilden. Ich möchte Ihnen keineswegs in der von mir herausgegebenen Publikation unrecht tun, und mir erscheint der Vorschlag, mich mit Ihnen persönlich zu einem Gespräch über den ganzen Fragenkomplex zusammenzusetzen, recht und zweckmäßig.

Ich bitte Sie daher um Ihren freundlichen Anruf oder um eine schriftliche Mitteilung, ob und wann Sie zu einem ausführlichen Gespräch bereit sind.«

Darauf Herrn Süskinds Antwort:

»Ich bin dem Verlangen nach einer persönlichen Aussprache noch nie ausgewichen. Ihr Brief schafft aber leider in seinem Tonfall nicht die Voraussetzungen, die dazu nötig wären, daß ich Ihren Wunsch nach einer Zusammenkunft unbefangen erfüllen könnte. Es ist sehr schön, daß Sie sich zu dem Grundsatz bekennen, ein Urteil sei immer nur zu bilden, wenn man auch den anderen Teil gehört hat. Sie machen aber diesen löblichen und übrigens selbstverständlichen Grundsatz zunichte, indem Sie sich mir in einem Tonfall der Richterlichkeit nahen, zu dem Ihnen, möchte ich meinen, jede Befugnis abgeht ... Aus diesem Grunde könnte ich Sie nur zu einer Aussprache *empfangen,* wenn ich die Gewähr erhielte, daß die notwendige Unbefangenheit beiderseits hergestellt ist, das heißt, daß Sie mich nicht mit dem in Ihrem Brief ausgedrückten Anspruch, sondern lediglich als ein um Auskunft *Bittender* aufsuchten.

Ich würde dann recht gern meinerseits um Auskunft bitten, wer die zahlreichen bedeutenden Schriftsteller und Publizisten sind, die angeblich jahrelang mit mir befreundet waren und sich nun in sehr kritischer Weise über mich äußern. *Soweit ich es überblicke, ist mir aus der Reihe der Menschen, die ich meine Freunde zu nennen wage, keiner anders als durch den Tod oder durch die Austreibung von 1933 abhanden gekommen.* Sie werden verstehen, daß es für meinen *moralischen Haushalt* von einiger Wichtigkeit ist, zu erfahren, wer sich mein Freund nennt und gleichzeitig den seltsamen Mannes- und Freundesmut bezeigt, sich mit Bedenken gegen mich nicht an mich, wohl aber an Sie oder einen anderen Rechercheur zu wenden.

Wenn es Ihnen nach dem Gesagten noch dafür steht, sich durch ein Gespräch weiter zu informieren, bitte ich Sie um eine neue briefliche Ansage in *entsprechender* Form.«

Also »empfangen« würde er mich, und als »um Auskunft Bittender« allenfalls. Offenbar verwechselt er mich mit den zahlreichen jungen Redakteuren in der »Süddeutschen Zeitung«, die er stadtbekannterweise so behandelt wie gemeinhin gewisse Leute zu tun pflegen, die in allen Systemen nach oben buckeln und nach unten treten. Und Herr Süskind wagt es, von »Mannes- und Freundesmut« zu sprechen, und hat die Stirn, zu behaupten, daß er »Freunde nur 1933 und sonst nur durch den Tod verloren« habe; und seine Freunde zu verleugnen, deren allein rund um München fast ein Dutzend sitzt, ist besonders bemerkenswert. Ihr »moralischer Haushalt« erscheint mir konkursreif. Ausgerechnet Sie tadeln einen »Anspruch auf Richterlichkeit«, der Sie sich selbst vor 1945 und nach 1945,

wenn auch jeweils im Dienste anderer Herren, ein Richteramt anmaßten, das Ihnen am allerwenigsten zusteht. *Wer sich so öffentlich bloßstellt, darf sich nicht wundern, wenn man ihn öffentlich richtet.*

Was im übrigen den »moralischen Haushalt« des Herrn Süskind betrifft, so bleibt uns nur noch, neben der Darstellung seiner publizistischen Bocksprünge zwischen 1933 und 1957 darauf hinzuweisen, wie er sich als Bürger dieses Landes 1945 benommen hat. Die Bevölkerung seines damaligen Domizils am Starnberger See weiß davon zu berichten, wie dieser erlauchte Literat sich nach dem Einzug der Amerikaner und der Männer des CIC in dem besiegten Deutschland verhalten hat, *während seine eigene Feder noch heiß war von seinem publizistischen Dienst an der »Krakauer Zeitung« des Kriegsverbrechers Frank und an der Zeitschrift »Das Reich« des Kriegsverbrechers Goebbels.* Daß unser Literat übrigens ein schlechtes Gewissen zu haben scheint und daher seine Nerven verliert, verrät er durch einen Brief an meinen Verlag, in dem er, ähnlich wie sein Kollege Sperr, schon mit dem Kadi droht, ehe mein Buch erschienen ist. Dabei unterstellt er mir gleich die mögliche Absicht, unrichtige Informationen über ihn zu veröffentlichen. Meine Informanten sind jedoch fast nur die Archive der Bayerischen Staatsbibliothek, also unbestechlich und nach Süskinds selbstverkündetem Grundsatz »verbum stat« unwiderlegbare Indizien für alle Mitstreiter Hitlers, Indizien, nach denen daher auch sein Urteil gesprochen wird, genau so, wie er es den Nürnberger Richtern empfahl.

Verlassen wir damit Herrn Süskind und wandern wir weiter durch die »*Süddeutsche Zeitung*« bis zu dem früher schon genannten Chef der Kulturredaktion, *Dr. Sperr!* Auch der »Fall Dr. Sperr« ist typisch und zeigt, was die heutige sogenannte Pressefreiheit wirklich ist. Während man nämlich auf der einen Seite von 1945 bis in die jüngste Zeit, besonders in der »Süddeutschen Zeitung«, eine Hexenjagd gegen Publizisten veranstaltete, die früher unter Hitler in der Presse oder gar in Amtsstellen tätig waren, gegen Schriftsteller und Dichter, die einmal, meistens in gutem Glauben, ein Gedicht für Hitler oder eine sonstige schriftstellerische Demonstration für ihre Anteilnahme am Dritten Reich gemacht hatten, gelang es einigen von ihnen, sich unter die Fittiche der Presselizentiaten zu flüchten.

Im Falle Dr. Hans Joachim Sperrs, der ein Jahrzehnt lang im Presse- beziehungsweise Kulturamt des prominenten *nationalsozialistischen Bürgermeisters und Reichsleiters der NSDAP Fiehler* gewirkt und als stellvertretender Chefredakteur der Zeitschrift der »Hauptstadt der Bewegung«, »*Mosaik*«, seine politische und literarische Haltung unentwegt öffentlich ausposaunt hat, soll es ein hoher amerikanischer Verwandter gewesen sein, der die Hexenverfolger bremste. *Dr. Sperr* ist zweifellos im Gegensatz zu Herrn Süskind *ein überzeugter Nationalsozialist gewesen,* auch wesentlich jünger, und ich glaube, man kann ihm auch nicht einen allzu großen Vorwurf daraus machen, daß er, besonders unter der Fuchtel

des Opportunisten Süskind, aus seinem Herzen eine Mördergrube machte und einen so wider alle Konvention erlangten Posten bei der »Süddeutschen Zeitung« halten wollte. Dies war natürlich am leichtesten möglich, wenn man sich dem Sog der herrschenden nihilistischen Mode ergab, wenn man gehorsam all das Künstlerische und Literarische verschwieg und verleugnete, das man vorher zehn Jahre lang gefeiert hatte. Man mußte sich decken, denn man galt ja allgemein in der Redaktion als der »geduldete Nazi«. Und ich bin überzeugt, daß Dr. Sperr, wenn er nicht unter schwerem Druck gestanden hätte, wahrscheinlich den Kulturteil der »Süddeutschen Zeitung« weniger meinungsmonopolistisch geleitet hätte. Aber diese verzwickte Lage entbindet ihn dennoch nicht seiner Verantwortung. *Jemand, der seinen Namen dazu hergibt, all das zu decken, was hier zehn Jahre lang gegen andere, geistig und schöpferisch tätige Menschen publiziert wurde, die man wie Verbrecher verfolgte, hat zum mindesten nicht mehr Schonung verdient als die von der »Süddeutschen Zeitung« verfolgten Kollegen, die keinen amerikanischen Onkel oder dergleichen haben.*

Sehen wir uns daher einmal an, was Dr. Sperr *vor 1945* geschrieben hat, der Ressortleiter jener Zeitung, in der man vor allem in den ersten Jahren nach 1945, angeführt von dem Vorsitzenden des Journalistenverbandes, *Dr. Müller-Meiningen*, jeden sogenannten Propagandisten der Nazi zum Mitschuldigen aller Verbrechen Hitlers gestempelt hat, jener Zeitung, in der man den greisen Dichter *Kolbenheyer* in der niedrigsten Weise beschimpfte, jener Zeitung, die eine ganze Generation von Dichtern verschwieg, die dem Boykott gegen anständige Verlage diente, die kurz nach 1945 sogar noch über Männer wie *Furtwängler, Richard Strauß* und *Gerhart Hauptmann* herfiel. Es genügt, einige Bände der Kulturzeitschrift Münchens, der »Hauptstadt der Bewegung«, zu durchblättern. Wir wollen die Leser nicht langweilen und uns auf eine kleine Auslese beschränken.

Im Juniheft 1940 von »Mosaik« preist *Dr. Sperr* jene Münchener Dichter und Erzähler an, die ihm damals als »Garanten« dafür erschienen, daß sie »sich gerade im Kriege ihrer Verpflichtung für das deutsche Volk bewußt seien«. Damals wurden von Dr. Sperr gefeiert die Zeitromane von *Herbert Böhme* und *Hermann Stahl.* Er rühmt »das wahrhafte Füllhorn junger deutscher Lyrik: *Anacker, Weiß, Becker, Anita Franck,* gewachsen auf dem so fruchtbaren Boden Münchens«. Über *Herbert Böhme* läßt er sich ganz besonders ausführlich aus. Der Leser wird den *grauenhaften Blubostil* verzeihen, damals hatte Dr. Sperr ja noch nicht die Schule Herrn Süskinds hinter sich:

»*Herbert Böhme,* der in der zeitgenössischen Lyrik einen besonderen Platz hat, legt seinen ersten großen Roman vor: Andreas Jemand. Der Dichter führt uns in seine ostdeutsche Heimat ... Der Bauernsohn Andreas Jemand, dessen Vater im Weltkrieg gefallen ist, fast noch ein Knabe, die Ehre des Jemandshofes zu wahren, da seine geliebte Mutter den Verführungen eines von den Landsknechten des Krieges, die keine echten Soldaten waren, erliegt und seine Frau wird. Hart bricht das Schicksal in das scheue Heiligtum der Jugend des Knaben Andreas ... Der Dichter, dessen Sprache Musikalität und Bildkraft des Lyrikers verrät, weiß in der weit ausgebreiteten Handlung an die

seelischen Tiefen dieser Zeit zu rühren. Mit dem inneren Werden seines Andreas Jemand begleiten wir ihn auf dem Weg unseres Volkes, den es gehen mußte, *um sich wieder zu besinnen und weiterzuschreiten* ...«

Und *so schreiten wir mit Dr. Sperr* weiter zurück durch die Bände seiner Zeitschrift »Mosaik«: An der Spitze seiner literarischen Betrachtungen steht in jedem Monatsband: »*Neue Bücher aus dem Zentralverlag der NSDAP*«.

Im Märzheft 1940 lesen wir, wie die Werke dieses Verlages

»das historische Geschehen im nationalsozialistischen Deutschland begleiten. Diese Darstellungen werden einmal das Werk des Geschichtsschreibers unserer Zeit auf das idealste ergänzen ... In diesen Erlebnisberichten, die in alle Zukunft hinein *Künder sein werden von der vorwärtsdrängenden, staatsbildenden und schöpferischen Kraft des jungen nationalsozialistischen Reiches, wird der heiße Atem unserer großen geschichtlichen Zeit spürbar.* Natürlicherweise hat das Erleben der jüngsten militärischen Leistung des Reiches diesem Werk Inhalt und Ausrichtung gegeben.«

Dazu gehört das Erinnerungswerk »*Wir zogen gegen Polen*«. Sperr preist es an:

»Der vorwärtsstürmende Geist des ruhmreichen Feldzugs hat die Darstellung mitgerissen und ein mustergültiges Kriegsbuch eigenster Prägung entstehen lassen ...«

Als nächstes wird das Gemeinschaftsbuch »*Auf den Straßen des Sieges*« angepriesen:

»*Reichspressechef Dr. Otto Dietrich*, der den Führer auf seinen Frontfahrten im Sonderzug und im Kraftwagen begleitete, hat mit seinen im Führerhauptquartier tätigen Mitarbeitern *H. Sündermann, W. Bade, Gunter D'Alquen, H. Lorenz* ein Gemeinschaftsbuch ‚*Auf den Straßen des Sieges*' herausgegeben. Auch dieses Werk gibt auf seine Art *Zeugnis von der Größe und Gewalt des deutschen Sieges in Polen* und hält darüber hinaus in für eine spätere Geschichtsschreibung wertvollsten Aufzeichnungen den *Frontaufenthalt des Führers bei seinen Truppen fest, der als erster Soldat des deutschen Volkes überall da stand, wo eine junge nationalsozialistische Wehrmacht ihre großen ruhmreichen Entscheidungsschlachten schlug.*«

Und dann rühmt er die Frontberichte des »politischen Soldaten *Eugen Hadamovsky*« in dem Buch »*Blitzmarsch nach Warschau*« auf dem gewaltigen Hintergrund der politischen und militärischen Aktion des Führers«.

Und wieder *schreiten wir weiter durch Sperrs* »*Mosaik*« bis zum Novemberheft 1938, wo er wieder aus dem »*Zentralverlag der NSDAP*« den neuen Gedichtband *Heinrich Anackers* »*Ein Volk, ein Reich, ein Führer*«, »zugeeignet den Kämpfern der Ostmark«, mit »erschütternden« Worten ankündigt:

»Es ist an dieser Stelle nicht nötig, über die Bedeutung und den Wert von Anackers Schaffen für die nationalsozialistische Dichtung zu sprechen. *Die vorliegenden Gedichte, die sämtlich aus dem heißen, mitreißenden Erlebnis jener erhebenden Tage, da Österreich heimkehrte ins Reich, erwuchsen, rufen die Erinnerung wach an die stolzen Jubeltage des deutschen Volkes und begleiten mit der Kraft des dichterischen Wortes ein ewiges Stück deutscher Geschichte.*«

Und das Buch »*Meilensteine des Dritten Reiches*« des Pressechefs Goebbels', *Berndt*, gibt Dr. Sperr Gelegenheit, zu bekennen, daß

»dem langjährigen Mitarbeiter *Dr. Goebbels*' der heute an führender Stelle in der deutschen Presse steht, mit diesen Erlebnisberichten eine begeisternde Darstellung dieser Tage gelungen ist, *so daß das Buch dereinst als ein dem lebendigen Pulsschlag großer Tage abgelauschter Erlebnisbericht eines der besten deutschen Journalisten* (wenn das Herr Süskind liest!) *neben das darstellende, deutende und würdigende Geschichtswerk unserer Zeit treten wird* ...«

Im Dezemberheft 1940 feiert *Dr. Sperr* das natürlich ebenfalls im *Zentralverlag der NSDAP* erschienene Buch von *Hanns Johst* (was Herrn *Süskind* und Herrn *Märker* recht ist, darf auch Dr. Sperr billig sein) »*Ruf des Reichs – Echo des Volks*«:

»Hanns Johst erbringt beispielhaft den Beweis, daß schon heute der deutsche Dichter Aufgaben anpacken kann, die die *stürmende Gewalt unserer herrlichen Zeit* aufwirft. Johst, der als Begleiter des Reichsführers SS den letzten Treck der Wolhyniendeutschen miterlebte, hat die ihm aus diesem gewaltigen deutschen Umsiedlungswerk zugewachsenen Eindrücke zu einem Bericht von höchster Lebendigkeit und unmittelbarster Zeitnähe verdichtet«

Es bereitet mir einiges Vergnügen, der kritiklosen Lobhudelei des heutigen Kulturpapstes der »Süddeutschen Zeitung«, soweit es sich um Bücher des »Zentralverlages der NSDAP« handelt, eine Buchbesprechung gegenüberzustellen, die *ich* fast zum *gleichen* Zeitpunkt, nämlich am 28. Januar 1940, im »*Neuen Wiener Tagblatt*« mit vollem Namen veröffentlicht habe, und zwar auch über zwei Bücher, von denen das eine im Zentralverlag der NSDAP und das andere im Verlag der Deutschen Arbeitsfront, der Büchergilde Gutenberg, erschien. Es handelt sich um das Buch »*Deutsche Dichter unserer Zeit*«, zu dem *ich* schreibe:

»Im Eher-Verlag München ist das reichbebilderte Werk ‚*Deutsche Dichter unserer Zeit*' erschienen, das mit kurzen Proben ihrer Werke und kleinen Einzeldarstellungen rund fünfzig Dichter dem deutschen Volk näherbringen möchte. Als Herausgeber zeichnen *Hermann Gerstner* und *Karl Schworm*. Die Auswahl ist nicht sehr umfassend. Wir vermissen darin die wesentlichen Dichter, deren Fehlen auch eine entsprechende Einleitung nicht ganz entschuldigen kann, zumal manche Dichter aufgenommen sind, die ebenfalls eigentlich unter die ‚Entschuldigten' gehören müßten.

Noch einseitiger ist das im Verlag der *Büchergilde Gutenberg* erschienene Werk ‚*Dichtung der jungen Nation*' aus der Feder von *Dr. Gerhard Dippel*. Die Dichtkunst, auch die der jungen Generation, ist nie und niemals nur in der stofflichen Hinwendung zur Zeit zu begrenzen. Es kann in einer Dichtung, die ausschließlich aus dem Erlebnis der Landschaft oder der Schau auf große und leidenschaftlich erlebte Menschenschicksale kommt, tiefer und reiner das Dasein unseres Volkes gespiegelt und gestaltet sein als im gehämmerten Vers der politischen oder kämpferischen Vision. Die oben genannte Eingrenzung ist eine Verleugnung der Fülle und Weite des geistigen Raums, in dem sich unser Volk rührt. Die Einleitung des Herausgebers vertieft noch diesen Eindruck der Einseitigkeit. ‚Das Kommunizieren des einzelnen mit der Gemeinschaft' ist kein Maßstab für den Wert einer Dichtung, sondern höchstens einer Gesinnung, und *die Gesinnung ist weder ein Vorrecht noch eine besonders erwähnenswerte Leistung künstlerischer Art*. Der Verfasser behauptet, daß ‚die neue Kunstgesinnung eine Beurteilung des Künstlerischen an sich' ablehnt. *Diese Behauptung ist eine gefährliche Irrlehre. Die künstlerische Beurteilung ist die Voraussetzung aller weiteren Maßstäbe. Fällt sie negativ aus, dann entfällt die Notwendigkeit aller weiteren Beurteilung.*«

Deutlicher ging's wohl nicht mehr. Dafür bin ich auch heute in den Augen der Kulturpäpste Süskind, Sperr und Konsorten und bei den meisten Lizenzzeitungen und Sendern der »gefährliche Nazi«, da er auch heute nicht so schreibt, wie es dem nunmehr herrschenden Klüngel gefällt.

Im Novemberheft 1940 preist *Dr. Sperr* auch in den Fußstapfen seines Meisters Süskind ein paar *antisemitische* Bücher an: so das Buch von *Dr. Frenzel* »*Juden-*

gestalten auf der deutschen Bühne« und den Band »*Dr. Martin Luther wider die Jüden*«,

»eine kulturhistorisch höchst interessante Ausgabe der beiden berühmten antijüdischen Kampfschriften Martin Luthers ...«

Im Oktoberheft 1941 finden wir einen flammenden Nachruf Dr. Sperrs zum Tod des Münchener Verlegers *Hugo Bruckmann:*

»Das verlegerische Gesamtwerk ist durchdrungen vom Bewußtsein ernster völkischer Verpflichtung ... Man müßte Namen wie *Döllinger, Stieler, Kaulbach, Lenbach, Stuck, Chamberlain, George, Rilke, Grimm, Johst, Kolbenheyer, K. A. von Müller* nennen, um nur einige herauszugreifen, die dem Hause oder dem Verlag eng verbunden sind. Sein größtes Verdienst war jedoch die Publikation der Werke Chamberlains ... Die Geselligkeit des Hauses Bruckmann ... schuf für die NSDAP eines der frühesten gesellschaftlichen Zentren in München. *Äußeres Zeichen dieser für das ganze Leben der nationalsozialistischen Bewegung verpflichteten Gefolgschaft Bruckmanns und seiner Gattin ist die NSDAP-Mitgliedsnummer 91 und 92* ...«

Und im Februarheft 1942, als Herr Süskind zu Generalgouverneur Frank nach Krakau pilgerte, bekennt sich Dr. Sperr leidenschaftlich zu der berühmten *Literaturgeschichte Josef Nadlers* aus Anlaß des Abschlusses des vierbändigen Werkes. Es ist jener Dr. Nadler, den Dr. Sperr in der »Süddeutschen Zeitung« nach 1945 als einen »literarischen Strauchritter« abschlachten läßt. 1942 aber schreibt er:

»Man weiß nicht, wem man mehr seine uneingeschränkte Bewunderung zollen soll, dem Verlag ... oder dem Verfasser, Professor Nadler, von dessen Fleiß, Geschichts-, Literatur- und kulturhistorischen Kenntnissen, von dessen Urteilskraft und Darstellungskunst sich nur der eine rechte Vorstellung wird machen können, der das Gesamtwerk wenigstens einigermaßen zur Kenntnis genommen hat ... *eine kulturelle Tat ersten Ranges, die zu den imponierendsten Kundgebungen deutschen Geistes unserer Zeit gehört...* Mit dem letzten Band führt er uns mitten hinein in die lebendige Gegenwart mit ihren weltgeschichtlichen Entscheidungen.«

Dr. Sperr möge über diese unfreundlichen Zitate nicht böse sein, denn er ist ja auch nur *ein* Opfer der verlogenenen Situation unserer publizistischen Wirklichkeit. So wie er haben fast alle Kulturredakteure von Hamburg bis München früher geschrieben, und er bildet keine nennenswerte Ausnahme gegenüber seinen Kollegen, die an den anderen Lizenzzeitungen sitzen.

Damit der Leser nicht etwa glaube, mit Herrn Süskind und Dr. Sperr sei die »nazistische Unterwanderung« der »Süddeutschen Zeitung« bereits beendet, seien noch ein paar andere erwähnt, die heute als »Stars« auf dem Gebiet des Films, des Theaters und der Musik die modernistische und nihilistische Kunst von heute in diesem Blatt mit allen Mitteln verkünden, Publizisten, die alle im Dritten Reich nicht nur »gelebt«, sondern auch in den führenden nationalsozialistischen Zeitungen das Gegenteil von dem geschrieben haben, was sie heute verkünden.

Da ist zum Beispiel der avantgardistische *Gunter Groll,* der in der Süddeutschen Zeitung Filmkritik in der von *Alfred Kerr* entliehenen Form betreibt. Im Dritten Reich hatte sein Name schon einen so guten Klang, daß er dazu berufen wurde, am Tag der deutschen Kunst, am 13. Juli 1939, einen großen Vortrag im *Reichssender München* über den »*künstlerischen deutschen Film*« zu halten.

Daher ist er auch heute natürlich als Kommentator im Bayerischen Rundfunk der richtige Mann. Damals predigte er allerdings anders. Man findet einen Auszug der Rede in der Zeitschrift »*Das innere Reich*«, Novemberheft 1939:

»Und schließlich setzte der dritte große Kampf um die Filmkunst dort ein, wo das deutsche Naturgefühl sich des Films bemächtigte und der Film das monumentale Pathos einer großen Natur entdeckte, deren Flächen und Silhouetten, deren Berge und Wälder mit ihren grandiosen Bildreizen bisher noch nirgends dargestellt waren. Hier entstand ein neuer Bildstil. Einer der frühen Versuche war *Leni Riefenstahls* ‚Blaues Licht', dessen Kamerastil sich wandelte und festigte bis zu dem *optischen Stil der großen dokumentarischen Filme ‚Triumph des Willens' und ‚Olympia'*. Und aus dieser Schule trat später auch eine große Einzelerscheinung hervor, *einer unserer stärksten und eigenwilligsten Regisseure,* der den deutschen Bildstil besonders klar repräsentiert: *Luis Trenker.* In all diesen Filmen fiel ihr starkes Naturgefühl und ihr *thematisches Ethos auf, das alles Private einer großen Idee unterordnete.*«

Man muß aber lesen, was der gleiche Mann heute von »ethischen Filmen« oder gar von Künstlern wie *Leni Riefenstahl* und *Luis Trenker* hält. Aber es kommt noch schöner. In der gleichen Rede beteuert Gunter Groll weiter:

»Die Übersicht kann nicht beschlossen werden ohne den Namen des Regisseurs, dessen Filme seit Trenkers ‚Rebell' am klarsten und stärksten *das Gesicht dieser Zeit und das deutsche Schicksal gestalteten: Karl Ritter.* Sein auf *Kilian Kolls* gleichnamiger Novelle fußender *‚Urlaub auf Ehrenwort'* bedeutete einen neuen Höhepunkt des lebensechten Filmstils, *der den Weg des Films vom Panoptikum der Sensationen zu einer neuen Kunstform des bewegten Lebens vollenden half.*«

Zu der Wiederverfilmung der *gleichen* Novelle durch *Wolfgang Liebeneiner* im Jahre 1957 haben die »*Süddeutsche Zeitung*« und die im gleichen Verlag erscheinende »*Abendzeitung*«, also jenes Zeitungsunternehmen, in dem der gleiche Gunter Groll als Filmkritikerpapst wirkt, mit besonderer politischer Schärfe Stellung genommen, nicht nur in einem eigenen »Streiflicht« auf der ersten Seite ihrer Ausgabe vom 21. März 1957, sondern auch in einer ausführlichen Filmkritik vom 20. März 1957, zu der allerdings Gunter Groll seine Vertreterin in der Filmkritik, *Franziska Violet,* vorschickte, die auch sonst alles herabsetzt, was auch nur den leisesten Versuch macht, Werte zu repräsentieren. Da kann man nun plötzlich über den einst gefeierten »Höhepunkt lebensechten Filmstils« lesen:

»Im Sinne der psychologischen Vorbereitung auf das, was kommen sollte, konnte das Spiel mit Treue und Glauben geschickter kaum gespielt werden. Daß hier und heute nun dieser Stoff wieder aufgebügelt werden mußte, der zwangsläufig auf die Propagandaparole von der Frontkameradschaft hinausläuft, ist ein trauriges Zeichen.«

Und Frau Violet

»beschleicht das kalte Grausen«, weil in diesem Film ein junger Leutnant versichert, daß er »stolz auf seine anständigen Männer sei«.

Wie infam man alles verdrehen kann, dokumentiert die Filmkritik der »*Abendzeitung*« vom 17. März 1957, in der die Tatsache, daß der junge Leutnant stolz auf die Anständigkeit seiner Männer ist, *die ihn,* der ihnen *auf eigenes Risiko* Urlaub gab, *nicht im Stich lassen,* (weil er sonst vor ein Kriegsgericht käme) obwohl sie, was der Film deutlich genug macht, alles andere als »wehrfreudige Helden« sind, folgendermaßen »interpretiert« wird:

»Dieser Leutnant behauptet also stolz zu sein, weil sich seine Mannschaft auch weiterhin an einem hoffnungslosen und als verbrecherisch bekannten Unternehmen (nämlich dem Hitlerkrieg!) beteiligt.«

Da kann man nur mit dem alten Goethe feststellen, daß nichts widerlicher ist als der Zeitungsschmock.

Auch in dem von Gunter Groll im Jahre 1937 verfaßten Buch »*Film, die unentdeckte Kunst*« findet man besonders nachdrückliche Hinweise »auf die stärksten Gestaltungen des Dokumentarfilms: die Filme über die Reichsparteitage«, er wirft mit *Zitaten von Goebbels* freigebig um sich und bekennt dort noch unter anderem:

»Aber ähnlich wie die abstrakte Malerei ein Selbstgespräch des Malers blieb und sich durch die Lösung von Welt und Leben auch von der Kunst löste, endeten auch die filmischen Abstraktionen in formalem Nihilismus.«

Auch der Star der modernistischen Musikkritik, eine der umstrittensten Figuren unserer Publizistik, der Musikkritiker der »Süddeutschen Zeitung« *K.H. Ruppel,* hat im Dritten Reich überall ungehindert und eindeutig publiziert. Außer im »*Reich*« von Herrn Goebbels findet man seine Spuren natürlich auch – wo denn sonst? – bei Herrn Süskind in der »*Literatur*«. Dort belehrt er zum Beispiel *noch im August* 1938 die »nicht genug linientreu gewordenen Österreicher« aus Anlaß seines Berichtes über die *Reichtstheaterwoche in Wien:*

»So ergibt sich aus der gegenwärtigen Situation wohl der Schluß, daß für absehbare Zeit *die aktivierenden Impulse des großdeutschen Theaters mehr aus dem Altreich in die Ostmark als in die umgekehrte Richtung gehen.* Das Problem der Stilverjüngung, die Notwendigkeit, von der dekorativen zur dramaturgischen Regie überzugehen, ist für Wien akut. Die Auseinandersetzung zwischen dem Beharrungsvermögen der Überlieferung und *der Energie des von den deutschen Bühnen seit Jahren verwirklichten Erneuerungswillens kann nicht ausbleiben.* Denn die Zukunft einer so bedeutenden Kunststätte, wie es das Burgtheater ist, kann nicht darin bestehen, daß es an einem *angesichts der neuen geistigen Kräfte des deutschen Theaters* über kurz oder lang bedeutungslos werdenden Formalismus festhält, sondern daß es sich mit diesen Kräften aufs engste verbindet und sich von ihnen zu neuen Formen anregen läßt.«

Fast das gleiche hat die »Süddeutsche Zeitung« durch ihre kritischen Theaterpäpste erst unlängst wieder verkünden lassen, als bei einem Gastspiel des Burgtheaters in München festzustellen war, daß man dort immer noch an der bösen »formalistischen Tradition« festhält, gegen die die Nazikritiker à la Ruppel einmal Sturm liefen und an der die demokratisch-nihilistischen Ruppels von heute wiederum, *allerdings aus anderen Gründen* Anstoß nehmen.

Man könnte eine Reihe von weiteren Mitarbeitern und Redakteuren der »Süddeutschen Zeitung« in der gleichen Weise überführen, doch denke ich, der Leser hat von diesen Proben schon genug.

Überlassen wir daher die Redakteure der »Süddeutschen Zeitung« ihrem Gewissen und gehen wir aus der Höhe literarischer Ambitionen im Hause des Süddeutschen Verlages eine Etage tiefer zum Boulevardblatt »*Die Abendzeitung*«, in der wir ähnliche Blüten der demokratischen Publizistik finden, nur im Niveau noch viel tiefer. Dort prangt, zwischen den Busen und Schenkeln aus der Halb-

welt des Films ansprechend eingepackt, seit Jahren jeden Sonntag das physiognomisch etwas aufreizende Bild eines politischen Kommentators, der sich den Namen »*Voluntas*« zugelegt hat. Wer diese Kommentare las und von Journalisten nur ein Minimum an Niveau erwartet, fand sich hier einem Stil gegenüber, den wir seinerzeit fast nur im »Stürmer«, dem Hetzorgan des Gauleiters Streicher, und nur selten in kleinen Parteizeitungen fanden. Als ich das erste Mal diese Artikel zu Gesicht bekam, in denen gegen alles gehetzt wurde, was früher nur jemals im geringsten nationalsozialistisch gewesen war, in denen die Soldaten und ihre Offiziere mit Schmutz beworfen wurden, in denen unentwegt gegen Versöhnung und für ewige Rache geschrieben wurde, hatte ich ohne jede Kenntnis der Zusammenhänge sofort das Gefühl, *das ist einer jener drittklassigen Nazischreiber*, die uns anständigen Nationalsozialisten und Publizisten schon damals ein Brechmittel waren. Mein Instinkt hat mich auch hier richtig beraten, denn inzwischen hat man entdeckt, daß dieser im Catcherstil schreibende Kommentator im Dritten Reich einer der wildesten Propagandisten Hitlers war. Sein bürgerlicher Name ist *Jochen Willke*, und der Süddeutsche Verlag hat seine »Verdienste« auch noch gleichzeitig mit dem Chefredakteurposten der »*Münchner Illustrierten*« belohnt. Während des Dritten Reiches ist er rundum in Großdeutschland von Redaktion zu Redaktion gewandert und hat überall ein paar Jahre lang *seine Leitartikel für Hitler geschrieben, genau in dem Stil und Jargon, in dem er heute hetzt*. Noch im September 1956, also elf Jahre nach dem Zusammenbruch, schreibt dieser Mann als Kommentator der »Abendzeitung« in München zu einem Appell des Bundesinnenministers *Schröder*, endlich eine Versöhnung mit der Vergangenheit herbeizuführen:

»Eine solche Versöhnung kann und darf es nicht geben.«

Derselbe Mann schreibt – »Abendzeitung« vom 28. Februar 1957 – anläßlich einer Aufführung des Stückes »*Das Tagebuch der Anne Frank*« in den *Münchener Kammerspielen*, wobei er die Tatsache, daß *Kristina Söderbaum* dieses Stück besucht hatte, zu einem an Niedrigkeit nicht mehr zu überbietenden Angriff gegen diese Schauspielerin benützt:

»Ich sah Männer, denen der kalte Schweiß auf der Stirn stand, und mir fielen die Pensionen der KZ-Schergen und der Paladine Hitlers ein, und ich mußte auch daran denken, daß *viele jener Verantwortlichen in stattlichen und staatlichen Stellungen sind*, die damals kommandierten und zu den einwandfrei Schuldigen gehören.«

»Für Mitläufer kann man allenfalls noch Entschuldigungen finden«, war die durch Jahre nach 1945 vertretene These dieses Superdemokraten, »wer aber dem System gedient hat und *es propagandistisch gefördert hat*, für den gibt es keine Versöhnung.«

Der gleiche Mann, um nur einiges zu zitieren – mir liegen dreißig spaltenlange, hundertfünfzigprozentige nationalsozialistische Leitartikel des Herrn Willke aus den Jahren des Dritten Reiches vor –, schrieb im Gaublatt der NSDAP für die Steiermark in Graz in einem *Geburtstagsartikel für Hitler* unter dem Titel »*Der erste Soldat seines Volkes*« *noch am 19. April 1942:*

»Freilich, er ist nicht erst Soldat, seit er wieder diese Uniform anziehen mußte, er war Soldat, als dieser Krieg für die meisten vorüber war, er ist Soldat geblieben, als er das höchste Amt erlangte: der erste Soldat seines Volkes. *Und die höchste soldatische Tugend, die Tapferkeit, hat er zu seiner Lebensform gemacht* ... Neben der Tapferkeit ist es noch eine andere soldatische Eigenschaft, die zum Leben *Adolf Hitlers* gehört: *die Bescheidenheit.* In den zweieinhalb Kriegsjahren erlebten wir manche Überraschung, und so auch jene, daß der Führer selbst die neue Strategie, die unserer Wehrmacht immer wieder den Sieg gab, entworfen hat ... *Friedrich der Große* ist sein Leben lang einsam geblieben, und ebenso einsam ist wohl der Führer. *Er weiß, daß wir alle bei ihm sind, wenn er uns braucht* ... Wenn wir an diesem Geburtstag an den Führer denken, wollen wir uns ruhig wieder einmal die Frage vorlegen: *Sind wir nun so, wie er will, sind wir Nationalsozialisten nicht nur der Worte, sondern auch der Gesinnung und Tat? Sind wir immer anständig und tapfer?* ...»(Dreimal dürfen Sie raten, Herr Willke!)« Auch wir glauben an den Stern Adolf Hitlers ... und wir sollten uns an ihm und an der Unabwendbarkeit seines Amtes und seiner Verantwortung ein Beispiel nehmen ...«

Von den von ihm gepriesenen Eigenschaften seines Führers, wie da vor 1945 waren: Tapferkeit, soldatische Haltung, Bescheidenheit, Anständigkeit, ist allerdings auf seinen Gefolgsmann Willke nicht viel überkommen. Seit 1945 beschimpft er die einstigen Soldaten als Kriegsverbrecher, seit 1945 heißt der »geliebte Führer« böhmischer Gefreiter. Und was die Versöhnung betrifft mit den Propagandisten des Führers, so hat er sich wenigstens offenbar nur mit sich *selbst* versöhnt.

In der »Abendzeitung« der Demokratie beschimpft er Beamte des Staates, die nach seiner Ansicht nicht demokratisch genug handeln. 1942 hat er den Generalgouverneur von Polen, Minister Frank, angehimmelt. Offenbar haben einige Redakteure des Süddeutschen Verlages einen besonderen Drang nach Osten schon damals gehabt. Da kann man aus der Feder Willkes lesen:

»*Dr. Frank* faßte das Recht als eine der wichtigsten Kultursendungen auf und leitete es von der Antike in unsere Zeit hinüber ... Dr. Frank sagte nämlich, daß er in den über zweitausendvierhundert Prozessen, die er während der Kampfzeit im ganzen Deutschen Reich geführt hat, keinen deutschen Richter gefunden hat, der das Recht gebeugt hätte . . .«

Nach 1945 beschimpft der gleiche Herr Willke bei jeder Gelegenheit die demokratischen Gerichte von heute, wenn sie nicht mit der notwendigen Schärfe und gegen »lächerliche formale Skrupel« seine nazistischen Genossen von einst verurteilen. 1942 aber schrieb er:

»Die Richter sollen sich immer ihrer Verantwortung bewußt sein und für ihre Meinung und Unabhängigkeit einstehen. Sie werden das allerdings nur dann können, *wenn ihnen das Bekenntnis zum Nationalsozialismus mehr ist als nur ein Beamteneid* ...«

Schon damals huldigte also dieser das Recht so liebende Demokrat von heute der Auffassung, daß *politische Augenblickssituationen und Systeme über dem Eid des Beamten* stehen. Die gleichen Richter, die er heute beschimpft, daß sie schon früher »willfährige Diener Hitlers« gewesen seien und daher heute die Demokratie zu wenig schützen, hat er damals dazu animiert, mehr auf die Interessen des Nationalsozialismus und weniger auf den Eid zu achten.

Noch 1943 schrieb Herr *Willke,* der nie einen Schuß gehört hat, *flammende Durchhalteartikel* voller Phrasen, die uns Soldaten schon damals den Magen umdrehten:

»Es weiß heute ein jeder, daß alle Pläne unserer Feinde auf eine Vernichtung der bei uns errichteten Ordnung hinauslaufen, das aber würde das Chaos für Deutschland, ja, für die ganze Welt bedeuten. Deshalb soll der Mut nicht müde werden ... Wenn wir so handeln, wird der Ansturm unserer Feinde an einem Wall von Stahl zerschellen und der Frieden von uns gewonnen werden. Der Krieg muß so ausgehen, daß die Opfer, die er fordert, nicht umsonst dargebracht werden, es sei denn, die Weltgeschichte hätte ihren Sinn verloren ... *Wer sein Leben gibt, opfert dem Vaterland das letzte* ...«

Und den Alliierten ruft er pathetisch zu (in einem Artikel vom 11. Oktober 1942):

»Sie können ihr moralisches Kriegsziel – Verteidigung der Demokratie gegen die Diktatur – durch eigene Beispiele nur schlecht stützen. Denn einmal ist doch ihre Demokratie gar nicht das, was man im edlen Sinn unter einer Demokratie versteht, es herrscht bei ihnen, wenn nicht eine politische, dann zum mindesten eine wirtschaftliche oder soziale Diktatur, *die jedem die Daseinsmöglichkeit schwieriger macht oder sogar ganz nimmt, der es wagt, den allgemeinen Kurs nicht gutzuheißen, und dies auf eine demokratische Art ausdrückt: durch das offene Wort.* Ganz zu schweigen von Methoden, die der sowjetische Alliierte seinen Untertanen gegenüber verwendet.«

Ob es Herrn Willke nicht heute im Hinblick auf seine koexistentiellen Anbiederungsversuche nach Moskau sehr peinlich ist, so etwas einmal geschrieben zu haben?

Mit Recht äußert sich die gewiß jeglicher neonazistischen Haltung unverdächtige »*Andere Zeitung*« in Hamburg dazu unter anderem in ihrer Nummer vom 11. April 1957:

»Haben Sie, Herr Willke – so möchte man fragen –, als Sie Frau Söderbaum (die mit knapp zwanzig Jahren die weibliche Hauptrolle in dem Film ‚Jud Süß' gespielt hat) den Zuschauerplatz und den gerechten Anteil an der allgemeinen Erschütterung über das jüdische Schicksal der Anne Frank streitig machten, *nicht die Spur Scham für die eigene Niedertracht empfunden?* Haben sich nicht die Tasten Ihrer Schreibmaschine verklemmt, als Sie eine Wehrlose zur Zielscheibe Ihrer Denunziation machten? Oder war am Ende Ihr simulierter Anfall ein Rückfall in Ihre Anschauungen aus der vordemokratischen Epoche, als Sie noch nicht für die ermordete Anne Frank, sondern für den Mörder Hans Frank schrieben und den neuen blutigen ‚Sinn des Rechts' brillant verfochten, zu dessen Maximen neben schrecklichen anderen Grundsätzen die Sippenhaftung gehört?«

Herr Willke ist auch nur eine wenn auch besonders suspekte Figur in dem Ringverein unserer Meinungsmacher, aber erstaunlich ist die Tatsache, daß dieser besonders kraß Entlarvte im gleichen Süddeutschen Verlag an der gleichen Zeitung *trotzdem unangefochten weiter Chefredakteur und an der gleichen Stelle weiter Kommentator der »Abendzeitung« spielen darf.* Herr Voluntas hetzt also weiter zwischen Klatschgeschichten und halbnackten Weibern und einem Anzeigenteil, in dem sich junge Mädchen älteren Herren als Freundinnen anbieten, und gibt vor, den hohen Idealen und der Sauberkeit der Demokratie zu dienen. Und der Herausgeber der »Süddeutschen Zeitung« und oberster Papst des Münchener Zeitungspalastes ließ es sich auch nicht nehmen, in einem Leitartikel vom 7. April 1957 unter dem Titel »*Schmutzige Waffen*« sich seines entlarvten Kollegen persönlich anzunehmen. Der gleiche Herr *Friedmann,* dessen Blatt seit 1945 unentwegt gegen ehemalige Nationalsozialisten hetzt, sofern

sie sich nicht zu jener Art von Demokratie bekehren, die er für alleinseligmachend hält, die gleiche Zeitung, die schon im Jahre 1946 vor der Wahl in Bayern einen führenden Politiker der CSU durch Veröffentlichung unvollständiger Zitate aus Gestapoprotokollen, in denen der im Dritten Reich Verhaftete, um sein Leben zu retten, ihn damals entlastende und heute belastende Aussagen gemacht hatte, in der übelsten Weise menschlich und politisch umbringen wollte, die gleiche Zeitung, die noch 1957 den verdienstvollen *Dr. Buchner*, Leiter der Bayerischen Kunstsammlungen in einen öffentlichen Skandal wegen seiner Haltung im Dritten Reich verwickeln wollte, die gleiche Zeitung, die unentwegt in holder Eintracht mit dem Bayerischen Rundfunk in der politischen Vergangenheit jener Politiker wühlt, die ihr nicht genehm sind, der gleiche Herr Friedmann verkündet nun plötzlich im Brustton der Empörung:

»Es geht den Veranstaltern des Rufmordes nicht etwa wirklich um die politische Vergangenheit von Personen, die ihnen zu kritisch sind. Wer nicht wider den Stachel lökt und sich freiwillig dem jeweils offiziellen Kurs anschließt ..., darf ruhig ein Nazi gewesen sein oder auch eine allzu rote Vergangenheit haben ... Aber wehe, wenn er von den vorgeschriebenen Geleisen abweicht und eine ‚oben' nicht gewünschte Meinung vorträgt; dann beginnt gleich ein eifriges Schnüffeln in Akten und geheimen Papieren...«

Ein vollendeteres Selbstporträt dessen, was die »Süddeutsche Zeitung« und die ihr verwandten Organe seit zehn Jahren treiben, konnte bei Gott nicht mehr gegeben werden.

Daß es jedoch bei Herrn Voluntas-Willke gar nicht darum geht, was er heute für eine politische Meinung vertritt, sondern ausschließlich darum, daß er über jene Kollegen und Anhänger Hitlers herfällt, die größtenteils viel weniger laut als er im Dritten Reich geschrien oder sich zu ihrem Führer bekannt haben, das verschweigt der schlaue Herr Friedmann natürlich. *Es geht hier um eine menschliche Unanständigkeit und gar nicht um ein Politikum.* Daß Herr Friedmann sein diesbezüglich demokratisches und humanes Herz erst entdeckt, wenn man in das eigene Haus etwas genauer leuchtet, und erst dann, wenn die Regierungsseite sich darüber empört, daß ein führender Mann der SPD bis 1946 zu den prominentesten Männern des Kommunismus gehörte und in Moskau eine Starrolle spielte, gibt der Sache dann allerdings ein sehr politisches Gewicht. Ich glaube, Herr Friedmann ist nicht so naiv und unbelesen, daß er nicht weiß, daß es für Kommunisten kein anderes Gesetz gibt als das Interesse der Weltrevolution. Man hat unzählige schriftliche und mündliche Beweise, nach denen es für einen Kommunisten keinen Vertrag, keine Treue, keinen Verzicht auf eine taktische Tarnung, nichts mit einem Wort gibt, was sonst in einer menschlichen oder Völkergemeinschaft als selbstverständlich gilt, denn dort gibt es nur ein Ziel und eine Moral: die Weltrevolution. Ich will jenem führenden Mann der SPD nicht nahetreten, aber *theoretisch* besteht doch die Möglichkeit, daß sein Erscheinen in der Bundesrepublik im Auftrag Moskaus geschieht, und daher ist es eigentlich die *Pflicht eines Staates und vor allem seiner Presse,* die angeblich für die Demokratie und die Erhaltung der Freiheit kämpft, eine solche auch nur *theoretische* Möglichkeit dadurch auszuschließen, daß man es einem solchen Mann unmöglich macht, *in eine Spitzenstellung*

des um seine Freiheit kämpfenden Staates zu gelangen. Schwäche gegenüber Diktaturen und Liebäugeln mit ihnen haben uns schon einmal ins Unglück geführt. Es mutet fast wie ein Witz an, wenn die gleiche Presse, die unentwegt politisch, literarisch und geistig den Verteidigungswillen, die soldatische Abwehrbereitschaft unseres an der gefährdetsten Grenze der Freiheit stehenden Landes untergräbt, verächtlich macht und zerstört, sich dann über die heldenhaften halbwüchsigen ungarischen Knaben begeistert, die sich mit Benzinflaschen gegen russische Panzer wehren. Eine Presse, die den Geist solcher Aufopferung seit zehn Jahren in Deutschland nicht nur durch das, was sie politisch verkündet, sondern auch durch die Unterstützung alles Zersetzenden, Negativen in der Literatur, im Film und in der Kunst systematisch zerstört, hat unsere Volkskraft und unsere Jugend allerdings langsam in einen Zustand gebracht, der solchen Opferwillen ausschließt.

Dafür aber können die Lizenzträger und mächtigen Herausgeber jener Zeitungen, die ihr Entstehen einer Lizenz der damaligen linksorientierten amerikanischen Umerzieher verdanken und die sich jetzt, nachdem die Amerikaner ja gewissermaßen wieder »reaktionär« geworden sind, mehr an Tito und Gomulka anlehnen, wenigstens für sich persönlich einen »Erfolg« ihrer zehnjährigen publizistischen Tätigkeit buchen. Denn wenn man zum Beispiel in der »*Nationalen Rundschau*«, Karlsruhe, vom 17. Mai 1957 liest, daß ein Herausgeber der »Süddeutschen Zeitung« – *es soll sich um Herrn Schwingenstein handeln – beabsichtige, sich zur Ruhe zu setzen und seinen Anteil von 20% heute um siebeneinhalb Millionen Deutsche Mark zu verkaufen,* dann kann man nur der »heimatlosen Linken« und »sozialistischen Klassengesellschaft«, die Herr Friedmann und seine Redakteure vom Grünwalder Kreis so eifrig vertreten, von ganzem Herzen zu diesem »sozialistischen Aufstieg« gratulieren. Den gesamten Komplex des Verlages samt Grundstücken und Häusern haben die lizenzierten Herausgeber in langjährigen Raten vom bayerischen Staat nach 1945 um knappe 4 Millionen Mark erhalten. Er repräsentiert heute also nach Herrn Schwingensteins Forderung 35 Millionen stabile Mark. Herrn Friedmann hat also seine sozialistische Masche als Publizist seit seiner Entlassung 1945 als mittelloser *Feldwebel der deutschen Wehrmacht* aus amerikanischer Gefangenschaft einen erstaunlichen »Arbeitslohn« gebracht, zumal er sich mit Geschick mehr als 20% der Anteile dieses für die Linke schwärmenden Zeitungspalastes gesichert hat. Wurden deshalb viele Redakteure und Mitarbeiter der »Süddeutschen Zeitung« trotz ständiger Appelle des Journalistenverbandes noch bis vor kurzem weit unter dem Tarif bezahlt? Es bedurfte erst einiger revolutionsartiger Aufstände in der Redaktion, um von Herrn Friedmann und Goldschagg ein Minimum an sozialem Verständnis zu erzwingen. Auch über die steuerlichen und »wohltätigen« Hintergründe des »*Werner-Friedmann-Institutes*« für den journalistischen Nachwuchs könnte der »Spiegel« eine hübsche Story schreiben. Der Kampf der »Süddeutschen Zeitung« als treuer Schildgefährte der SPD, gegen die »kapitalistisch orientierte« Bundesrepublik erhält jedenfalls unter diesem Gesichtspunkt für die gläubige Arbeiter-

schaft, deren Interessen Herr Friedmann so überzeugend vertritt, einen besonders hübschen Aspekt.

Doch beenden wir diesen politischen Exkurs: und wenden wir uns nun einigen typischen Fällen der *literarischen* Hexenküche zu, wie ich und viele andere Schriftsteller sie seit mehr als zwanzig Jahren erleben!

Hinter den Kulissen der deutschen Literatur

»Die Deutschland am schmerzlichsten liebten, hat es am niedrigsten mißhandelt, und jeder Kühnheit jede Niedrigkeit entgegengestellt. In diesem Lande, wo die offiziell Arrivierten und die sanften Mittelmäßigkeiten sich in die Erfolge teilen, und wo die vogelfrei erklärt sind, die für die Wahrheit eintreten. . .«
Kasimir Edschmid, in der Zeitschrift »Die Kultur«, 1957

Wir haben in unserer Darstellung über die heutige deutsche Publizistik schon vielfach Berührungspunkte mit der Literatur gehabt, aus denen hervorging, daß nicht nur in der Journalistik des Tages, sondern ebenso in den »höheren Regionen« der Literatur mancherlei faul ist, sowohl in Bezug auf die Menschen wie die Sache. Es ist einigermaßen schwierig, in einer gedrängten Übersicht dem Laien vor allem ein überzeugendes Bild von dem zu geben, was heute in Deutschland auf dem Gebiet der Literatur vorgeht, und von jenen Männern, die sie *einerseits schaffen* und *anderseits beurteilen.* Wir berühren damit einen mehr als peinlichen und in seinen wesentlichen Zügen mit verdächtiger Beharrlichkeit verschwiegenen Komplex, der in fast allen öffentlichen Diskussionen, die sich mit dem Thema »Literatur« beschäftigen, obwohl er ihre Kernfrage ist, umgangen wird und ähnlich wie die Problematik der Presse-Freiheit eine Art von Tabu darstellt, in das man nicht eindringen kann, ohne sich erheblichen Gefahren auszusetzen. Auch hier steht in erster Linie die *Haltung der Menschen* zur Diskussion, ihre *Lauterkeit einerseits* und ihre *Gewissenlosigkeit anderseits.*

Ich will nicht leugnen, daß meine Darstellung natürlich nur subjektiv sein kann, subjektiv durch den Standort meiner eigenen Haltung zu literarischen Fragen sowohl wie auch im Hinblick auf die eigenen Erfahrungen als schöpferisch Tätiger wie als Kritiker der Literatur. Doch kommt diese Subjektivität aus dem unbeugsamen Wollen einer Verantwortung für das Allgemeine, für die Menschen und für unser Volk. Vieles, was ich bereits bezüglich der Presse und ihrer Vertreter im Politischen, Geistigen und Menschlichen erörtert habe, trifft in ähnlichem Maße auch für das literarische Leben in Deutschland zu. Die These von der *»Zerstörung der deutschen Literatur«*, wie sie der Schweizer Literaturprofessor *Walter Muschg* mit bestechender Logik und ungewöhnlichem Freimut in seinem gleichnamigen Buch, wenn auch in Bezug auf die innerdeutschen Verhältnisse zwischen 1933 und 1945 von bedauerlicher Einseitigkeit, vertritt, deutet die Lage der deutschen Literatur von heute umfassend aus. Deutschland als das klassische Land der Literatur, von dem jahrhundertelang die großen literarischen

Revolutionen und Evolutionen ausgingen, die das Gesicht der Weltliteratur entscheidend mitbestimmt haben, hat schon nach dem ersten Weltkrieg mit dem abrupten Verlassen einer in der Tradition begründeten kontinuierlichen Entwicklung einen Weg beschritten, der zu einer fast *völligen Entmachtung der geistigen und seelischen Potenz im literarischen Bereich führte.* Der Einbruch des Modernismus, des Avantgardismus und wie die sonstigen Ismen der nach ihren ewigen Systematisierungen hungrigen Deutschen heißen, hat, gespeist und verwirrt von politischen Fehden und politischen Fehllenkungen, gerade in Deutschland eine so hektische Übersteigerung erfahren, eine hemmungslose Verirrung in Tagesmoden, die ebenso heftig bald nach links, bald nach rechts ausschlugen, daß es nunmehr seit drei Jahrzehnten nicht mehr gelingt, *echte Leitbilder* zu schaffen, daß es unmöglich war, noch geniale Naturen ganz zum Aufblühen zu bringen, wie sie bei den Franzosen, bei den Amerikanern und Engländern, ja, sogar im skandinavischen Raum sich in so reicher Fülle entfalten konnten.

Wie immer in der politischen und geistigen Geschichte der Deutschen hat das fehlende Maß hier in einer Art von selbstzerstörerischer Raserei jenes zur Sterilität führende Chaos erzeugt, eine Lage, die man mit Recht als geistige Wüste bezeichnen kann, in der jeder jeden bekriegt, in der weder im Formal-Ästhetischen, noch im Modernistisch-Avantgardistischen, noch auf den Spuren der großen Tradition im Epischen, Dramatischen oder Lyrischen irgend etwas wirklich Entscheidendes geschaffen wird, in der statt um *Werke* um *Menschen* diskutiert wird, auf einer Ebene, die sich dem modernen Catcherunwesen und Freistilringen verwandter zeigt als dem erhabenen Geist von Akademien und literarischen Turnieren, wie man sie heute noch in Frankreich, ja selbst in England und den USA erlebt.

Es ist meiner Ansicht nach ein Irrtum, dafür allein den Einbruch des technischen und des geschäftlichen Zeitalters der Manager verantwortlich zu machen oder das Primat des Visuellen in Film und Funk oder auch die Verlagerung der Vormachtstellung des Schöpferischen auf eine Vormachtstellung des Virtuosen und Nachschaffenden, ich glaube vielmehr, es ist jene erbarmungswürdige *Unfähigkeit zur geistigen Solidarität, zur Achtung vor der schöpferischen Potenz,* es ist, um es ganz deutlich zu sagen, *der Verlust von Humanität und Gewissen unter den geistigen Eliten Deutschlands,* der für die Zerstörung der Literatur und ihrer Wirkungskraft auf das Volk in erster Linie verantwortlich ist. Die Fragen der Generationsunterschiede, der Politik, der politischen Sünden oder Irrtümer treten an zweite Stelle. An erster steht die Achtungslosigkeit, ja, die vielfache Vulgarität jener Männer, die heute die Literatur repräsentieren. *Eine Art von chronischem Bruderkrieg der Literatur hat ihre Möglichkeit zur künstlerischen Formung und Weiterentwicklung geradezu lahmgelegt,* und ich bin überzeugt, solange dieser Bruderkrieg dauert und solange die Kräfte, die er verbraucht, nicht radikal an eine brüderliche Einigung der geistigen Menschen gewandt werden, an die Achtung vor jeder Persönlichkeit, jeder Anschauung, jedem Lebensweg und jeder politischen Entwicklung, wird die deutsche Literatur immer tiefer absinken und nur mehr in einem wirkungslosen Schattendasein im Leben unseres Volkes dahinvegetieren. Sie wird sich weiterhin in Haarspaltereien,

sinnlosen Kämpfen, gegenseitigen Verleumdungen und Schnüffeleien erschöpfen und damit einen fluchbringenden und nie wieder gutzumachenden Schaden erleiden, und dies gerade in einem Augenblick, in dem die Vermassung unseres Zeitalters, sein Hang zur Oberflächlichkeit und Zerstreuung, die immer mehr um sich greifende Minderachtung vor Bildung und Geist in der Welt *dringender als je Eliten brauchen, die dieser Entwicklung ein geistiges Konzept, eine künstlerische Macht entgegensetzen, Eliten, um die sich als einen Hort des Widerstandes gegen die Entgöttlichung des Menschen und des Lebens alle guten Kräfte unseres Volkes sammeln müßten.*

Die Krankheit der deutschen Literatur, die, wie gesagt, schon nach dem ersten Weltkrieg mit der zügellosen Experimentiersucht avantgardistischer Formzerstörer begonnen hat, unter deren hektischem Treiben aber immer noch einige geniale Entfaltungen sowohl aus der Tradition wie aus dem Naturalismus und Expressionismus möglich waren, hat durch den Pendelschlag auf die andere Seite im Jahre 1933 eine Art von Schocktherapie erfahren, die leider in ihrer Überdosis die Krankheit erst recht zu einer schleichenden gemacht hat, den Todeskeim in den geschwächten Organismus versenkte, und deren ganze Gefährlichkeit nach 1945 sichtbar wurde. Heute hat sie zu jenem ausweglosen Siechtum und Verfall geführt, die den mit Giften jeder Art überfütterten Körper zu einem Skelett abmagern ließ, dessen gelähmte Muskeln und Nerven nur mehr in Zuckungen ihren Lebensrest andeuten.

In den letzten zehn Jahren habe ich auf kulturpolitischem Gebiet in zahlreichen Aufsätzen unentwegt versucht, der literarischen Hexenverfolgung, dem Mangel an Brüderlichkeit geistiger Menschen zueinander entgegenzuwirken, vielleicht selbst im Zorn manchmal über das Ziel hinausschießend, aber doch nur von dem Willen beseelt, dieser Überwucherung durch den Managergeist und das Denunziantentum, der simplifizierten Einteilung in weiße und schwarze Schafe Einhalt zu gebieten. *Es war für mich erschütternd, zu erleben, wie wenige Schriftsteller bereit waren, mir dabei zu helfen - ich kann sie an den Fingern einer Hand abzählen -, und es war ebenso erschütternd, zu erleben, daß ein großer Teil der Presse und vor allem ihre Literaturkritiker allen solchen Bemühungen, jedem Appell an Brüderlichkeit, an Humanität, an Achtung vor dem geistigen Lebenswerk anderer Menschen entweder überhaupt kein Verständnis entgegenbrachten oder sie absichtlich mißdeuteten und daß es nur ganz wenige Zeitungen gab, die den Mut hatten, solchen unpopulären und der Tagesmeinung widersprechenden Ansichten Raum zu geben.* Es hat mich oft mit Verzweiflung erfüllt, zu sehen, wie klein, feig und opportunistisch sich geistige Menschen zeigten, Männer, die doch in ihren Büchern mit so großen, nicht nur künstlerischen und ästhetischen, sondern auch moralischen Ansprüchen auftraten, und ich habe mich oft gefragt, wie nur eine solche Diskrepanz zwischen künstlerischer Potenz und charakterlicher Substanz möglich sei. *Drei besonders markante Eigenschaften unserer geistigen Eliten, sowohl der Schriftsteller wie der Literaturpäpste in Rundfunk und Presse boten sich mir dabei an: Eitelkeit, Feigheit und Neid.*

Der Leser hat schon an einigen Beispielen vernommen, mit welcher Eilfertigkeit 1933 bedeutende Publizisten und Schriftsteller der Weimarer Republik sich

vor den Karren Hitlers spannen ließen und damit zweifellos viel mehr und tiefere Schuld auf sich luden als die idealistischen Toren, die aus Begeisterung und Überzeugung dem Dritten Reich dienten. Es gehörte für mich nach 1945 zu den empörendsten Erfahrungen der Demokratie, daß man nun die Sünden des Dritten Reiches fast ausschließlich von den Idealisten büßen ließ, während sich jene Opportunisten aus allen Lagern mit den unwahrscheinlichsten Beteuerungen und Ausreden ihrer viel größeren Schuld mit Erfolg zu entziehen wußten.

Als mir der Dichter *Walter von Molo* einmal während des Dritten Reiches erzählte, in welcher Weise er vor und nach 1933 von seinen Kollegen im Geiste behandelt worden sei, wie sie ihn zuerst als Präsidenten der Preußischen Dichterakademie hofiert und nach 1933 geschnitten und desavouiert hatten, ahnte ich noch nicht, um wieviel schlimmer sich nach 1945 wiederum in genau derselben Weise die charakterliche Fragwürdigkeit geistiger Größen enthüllen würde. Es erschien mir damals unfaßbar, was Walter von Molo mir erzählte, daß man Menschen, mit denen man vor Hitler verkehrt, die man seinem engsten Freundeskreis zugezählt, über die man in begeisterten Worten geschrieben und gesprochen hatte, nach 1933 nicht mehr kennen wollte, oder daß man mit ihnen höchstens unter außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln verkehrte, um nicht etwa selbst in den Geruch eines gefährlichen »Demokraten« zu kommen. Walter von Molo berichtete mir zum Beispiel, daß zu jener Zeit, als er noch Präsident der Akademie war und eine gewisse Spitzenstellung in der Berliner Gesellschaft einnahm, ein damals noch verhältnismäßig junger Dichter zu ihm kam und sich unentwegt um Förderung bemühte, daß er eine Vorstellung beim damaligen preußischen Kultusminister Becker erbat und sonstige Protektion in der Akademie, bei Verlagen und Zeitungen. Als man Walter von Molo 1933 aus der Akademie entfernte, verstand es jener Schriftsteller, er hieß *Hans Friedrich Blunck,* sich an die Spitze der deutschen Literatur zu setzen und eine tonangebende Rolle als Präsident der Reichsschrifttumskammer und in der Akademie zu spielen. Heute versucht er sich zwar mit seltsamen Bocksprüngen von jener Position zu distanzieren, war jedoch damals so ängstlich darauf bedacht, den neuen Herren auch treu zu dienen, daß er es vermied, sich durch allzu nahe Berührung mit seinen früheren Freunden und Mentoren verdächtig zu machen. So, wie er seinen Freund und Verlagskollegen Dr. Stapel in Stich ließ, tat er es auch mit Walter von Molo, der, von dem nunmehr mächtig gewordenenen Kollegen seinerseits Sicherheit für sein eigenes Schaffen erwartend, von Hans Friedrich Blunck zurückgewiesen wurde mit der Bemerkung: »Ich bitte Sie, mich nicht mehr anzurufen, Herr von Molo, es ist mir in meiner amtlichen Stellung peinlich und könnte mir schaden.« Daß der gleiche Hans Friedrich Blunck nach 1945, als sich das Blatt wieder gewendet hatte und die Stimme Walter von Molos neues Gewicht bekam, bei ihm erschien und um Hilfe bat, unter Hinweis auf das, was er für den »Freund«, den er sogar jetzt ungebeten mit »Du« ansprach, nach 1933 getan habe, erscheint nach dem Vorangegangenen fast selbstverständlich.

Ich befasse mich so ausführlich mit Hans Friedrich Blunck, um zu zeigen, daß man Männer seiner Art keineswegs mit Hans Grimm oder Kolbenheyer in einen Topf werfen darf. In einer merkwürdigen, von Halbwahrheiten raffiniertester Art strotzenden »*Lebensbeichte*« hat er übrigens 1951 in einem Buch von fast sechshundert Seiten versucht, der staunenden Mitwelt klarzumachen, wie sehr er während des Dritten Reiches, beschattet von SD und SS, bemüht war, als Apostel der Humanität für Europas Kultur und für seine gefährdeten Kollegen im Geiste zu wirken. Ich selbst habe zum Beispiel erlebt – abgesehen von der schon geschilderten Episode mit Wilhelm Stapel –, daß Hans Friedrich Blunck sich als Altpräsident der Reichsschrifttumskammer 1941, als meine Anthologie »Krieg und Dichtung« erschienen war, an mich wandte und seine Verwunderung aussprach, daß ich ihn als führenden Dichter des Dritten Reiches in diese Anthologie nicht aufgenommen habe. Ich wies in meiner Antwort damals darauf hin, daß es sich ja um eine Anthologie von Dichtern handle, die Soldaten waren oder wieder sind, und er meines Wissens auch im ersten Weltkrieg nur in einer Verwaltungsstelle im Hinterland tätig gewesen sei, außerdem sei das Buch nunmehr abgeschlossen und eine Erweiterung der Anthologie nicht mehr möglich. Er forderte jedoch in einem weiteren Brief mich nochmals auf, ihn in einer neuen Auflage mit einer Biographie und einigen Kriegsgedichten zu berücksichtigen. Ich schickte ihm diese zurück und wiederholte meine ablehnende Begründung. Die zweite Auflage hatte ich aber tatsächlich erheblich erweitert, meinem Verlag zur Herstellung übergeben und kehrte selbst an die Front zurück. Inzwischen bekam mein Verlag einen Brief von Hans Friedrich Blunck, in dem er im Ton einer geharnischten Pression von meinem Verlag verlangte, er möge bei einer Neuauflage ihn mit Beiträgen berücksichtigen, die er erneut beilege, und machte unverblümt aufmerksam, daß es für den Verlag im Hinblick auf die strengen Papierzuteilungen »nicht günstig« sein dürfte, den Altpräsidenten der Reichsschrifttumskammer zu ärgern. Mein Verlag fürchtete Böses und nahm daher die eingesandten Beiträge von Herrn Blunck in die zweite Auflage meiner Anthologie ohne mein Wissen auf. Ähnliches mögen viele andere mit Hans Friedrich Blunck erlebt haben; er leitete zum Beispiel das Auslandswerk der Reichsschrifttumskammer, dem die Aufgabe gestellt war, deutsche Dichter zu Vorträgen ins Ausland zu bringen, Lesungen zu organisieren und für die Verbreitung ihres Werkes und ihres Namens zu sorgen. Diese Funktion benützte Hans Friedrich Blunck vorwiegend, um selbst als »geistiger Diplomat des Führers« durch die ganze Welt zu reisen und sich und sein Werk dort bekanntzumachen. Dies war sein Beitrag zur europäischen Kultur.

Die Abschweifung möge deutlich machen, daß das, was nach 1945 geschah, auch schon 1933 üblich war. Damals begann das gleiche Rennen nach Positionen und Beziehungen, und die sogenannten inneren Emigranten rannten am schnellsten. Uns junge Menschen widerte es geradezu an, wie viele Schriftsteller der Weimarer Demokratie, die nicht emigrierten oder emigrieren mußten, sich beeilten, ihren »Frieden mit dem Nationalsozialismus« zu machen, wie

sie das nannten. Von den Literaturpäpsten jener Zeit, wie Herrn Süskind, Herrn Dr. Werner und anderen, publizistisch begleitet, zogen sie in die gereinigten Kulturhallen des Dritten Reiches ein oder versuchten es wenigstens. Gewiß, vieles, was damals geschah, war menschlich, man kämpfte um seine Existenz, sein Werk, oft um sein nacktes Leben. Ich begreife manches heute eher als damals, wo ich als junger Mensch gegen diese Hoch-Zeit des Opportunismus ebenfalls publizistisch zu Felde zog, und ich habe sogar viele jener Autoren, die ich wegen ihrer Wandlung vom Demokraten zum eifrigen Apostel Hitlers verurteilt hatte, später zu Freunden gewonnen, und es gibt einige, die mir diese Freundschaft auch über 1945 hinweg bewahrten; aber ihre Zahl war nicht groß.

Wir haben damals ja alle mehr oder weniger fest geglaubt, nach den überhitzten Bücherverbrennungen und Femeurteilen der ersten Zeit würde sich das hektische Anfangstreiben der Revolution wieder beruhigen, es würden von selbst sich Maße einstellen, und viele von uns taten in ihren Bereichen das ihre dazu. Zwar waren wir gegen die Besudler jedes deutschen Nationalgefühls, gegen Beschmutzer soldatischer Ehre, wir hielten nicht viel von Modernisten und Formzerstörern, aber wir bemühten uns doch, den Weizen von der Spreu zu trennen und einen *Emil Ludwig* nicht in den gleichen Topf mit *Thomas Mann* oder *Stefan Zweig* zu werfen. Selbst in jener Zeit entwickelte sich eine Welt von wirklicher Brüderlichkeit und Humanität. Männer wie *Bergengruen* oder *Klepper* oder *Binding*, die jüdische Frauen hatten, wurden gegen die offizielle Kulturpolitik von vielen gefördert, so gut man es vermochte. Ich selbst habe zum Beispiel jahrelang in meinem Feuilletondienst, den ich in Hamburg herausgab, bewußt fast jeden Monat Erzählungen oder Gedichte von Bergengruen veröffentlicht, die in vielen Zeitungen, auch Parteizeitungen darunter, nachgedruckt wurden. Und wenn manchmal ein wildgewordener, besonders eifriger Nazi, es war meistens zugleich ein neidischer Kollege, einen publizistischen Vorstoß gegen sie unternahm, gab es gerade unter uns begeisterten Nationalsozialisten viele, denen so etwas über alle Maßen suspekt und verächtlich erschien. In den *»Tagebüchern« Jochen Kleppers* findet man dafür eine Fülle von Beweisen.

Vielleicht kann ich die Lage jener Monate und Jahre am deutlichsten machen, wenn ich etwas Persönliches darüber erzähle, das in mehrfacher Weise typisch dafür ist, nicht nur für jene Zeit, sondern auch für die Verschiedenheit, in der man in literarischen Dingen Mensch zu Mensch stehen, ja, wie sich aus Gegnerschaft Freundschaft entwickeln, aus Unverständnis tiefes Begreifen für den anderen wachsen kann. Ich schrieb im Herbst 1933, mit knapp zweiundzwanzig Jahren also, eine meiner ersten Literaturkritiken über den Roman *Walter von Molos »Holunder in Polen«*. Es war eine ablehnende Kritik, die im *»Völkischen Beobachter«* erschien. Ich fand nach meinem damaligen Gefühl diese Geschichte eines heimlichen Deutschen ein wenig zu weich, und dennoch versuchte ich, obwohl Molo persona ingratissima war, mit einiger Wärme auf sein Lebenswerk hinzuweisen. Im ganzen war es jedoch ein recht jungenhafter und respektloser

Verriß, auf den ich zu meinem Erstaunen nach einigen Tagen einen freundschaftlich-ironischen Brief des getadelten Autors erhielt. Ich folgte seiner Einladung und besuchte ihn, ließ mich belehren, schämte mich auch, und von diesem Tag an datiert unsere Freundschaft, die über alle Zeiten hinweg gehalten hat. Und es war mir eine besondere Freude, daß Walter von Molo nach 1945 schrieb:

»In den Jahren von etwa 1935 an, als ich immer brutaler verfolgt und totgeschwiegen wurde und meine Bücher keinen Verleger mehr finden konnten (über 80% meines Lebenswerkes durften überhaupt nicht mehr erscheinen), hat Herr Ziesel sich immer wieder angeboten, mir behilflich zu sein, doch noch einen Verleger ausfindig zu machen, der es wagte, mit mir zu arbeiten. Alle seine Bestrebungen scheiterten allerdings an den Intrigen und Warnungen des Propagandaministeriums und des Amtes Rosenberg. Von allen diesen Vorgängen, der gemeinen Art des geheimen Kampfes gegen mich, hat er mir, im Gegensatz zu beinahe allen anderen, stets aufrichtig Nachricht gegeben, wie er auch einmal vor dem Kriege im Rundfunk den Mut besessen hatte, etwas Gutes über mich zu sagen. Das war eine große Seltenheit, eigentlich kann ich mich überhaupt nicht erinnern, daß dies im damaligen Hitlerdeutschland sonst noch jemand gewagt hätte. Im Jahre 1936 und 1937, als es mir wirtschaftlich besonders schlecht ging, hat er aus freien Stücken Beiträge von mir in der Presse untergebracht und mir so zu kärglichen Einnahmen verholfen ...«

Mir war es *schon damals* selbstverständlich, für jemand einzutreten, den ich menschlich als lauter und mutig erkannt hatte und dessen künstlerisches Werk mir Achtung abnötigte. Nicht zuletzt dieser Freundschaft mit Walter von Molo verdanke ich manche Einsicht über das, was in Deutschland zwischen 1933 und 1945 geschah, und wenn es noch einer Steigerung meiner Achtung bedurft hätte, die ich für den väterlichen Freund empfand, so war es sein Verhalten nach 1945. Er, dem es die Herren des Dritten Reiches wahrlich nicht leicht gemacht hatten, gegen den sich damals eine ganz ähnliche Femeverschwörung gebildet hatte, wie heute etwa gegen Kolbenheyer oder Hans Grimm, hat sofort nach 1945 begriffen, daß und warum ich mich für Kolbenheyer einsetzte. Er selbst war Kolbenheyer feindlich gesinnt, sie hatten schon vor 1933 in der Akademie nicht harmoniert. Es erregte immer den Zorn beider, ob ich nun bei Kolbenheyer vor 1945 für Molo sprach oder nach 1945 bei Molo für Kolbenheyer. Doch über diesen gewissermaßen klassischen Streit zweier eigenwilliger Geister von großem Format hinaus blieb ihnen beiden die Humanität ein unverletzbares Siegel, das sie verband. *Als Kolbenheyer 1946 fast am Verhungern war und nicht einmal Kohlen zum Heizen hatte, war sein »Feind« Walter von Molo einer der ersten, die bei einer Sammlung für Kolbenheyer einen namhaften Betrag spendeten,* und niemals hat er versucht, meine Motive, die mich für seinen »Feind« eintreten ließen, zu mißachten oder gar zu mißdeuten.

»Du mußt immer das tun, was dein Gewissen dir vorschreibt«, sagte er mir.

Es erscheint für normale Menschen irgendwie selbstverständlich, daß man so handelt, und vielleicht findet der Leser es unnötig, darüber zu berichten. Aber der Leser möge mir anderseits glauben: *die Literaten, die heute in Deutschland so nach ihrem Gewissen handeln, kann man an den Fingern einer Hand abzählen.* Ich kenne außer Walter von Molo nur ganz wenige, die nicht nur nach dem Zweck

des Augenblicks handeln, für die der Begriff der Brüderlichkeit und Humanität im Geiste nicht nur so lange besteht, als es ihnen Vorteile bringt oder bestenfalls nicht schadet. Nachdem man 1933 nicht nur die unvorstellbare Dummheit, sondern auch beispiellose Gemeinheit beging, Dichter um ihrer politischen Haltung, um ihrer Weltanschauung willen zu verfemen, totzuschweigen oder gar einzusperren und zu verjagen, hätte man meinen können, daß die sichtbaren Folgen solcher Barbarei, die ja, ganz abgesehen von der Unmenschlichkeit, auch einen tiefen geistigen *Substanzverlust für das ganze Volk* bedeutet haben, eine heilsame Lehre sein würden, derartiges nie mehr zu wiederholen. Aber statt aus der Geschichte und aus Erfahrungen zu lernen, hat sich nach 1945, angeführt von meistenteils drittklassigen Literaten und solchen, die durch ihr Geschrei wohl die eigenen Sünden zudecken wollten, die Bücherverbrennung, die Hexenjagd mit anderen Vorzeichen wiederholt.

Dabei stand eines wohl eindeutig fest: Weder ein *Kolbenheyer* oder *Hans Grimm* weder *Zillich, Johst, Agnes Miegel, Alverdes, Ina Seidel,* weder *Carossa* noch *Jünger* noch *Benn* haben irgendwo und irgendwann Verbrechen Hitlers verherrlicht oder selbst Verbrechen begangen. Sie haben an Hitler geglaubt, haben bestenfalls, nachdem der Weg, den er nahm, selbst für die politisch ja meistens etwas unreifen Poeten nicht mehr zu verkennen war, weiter geschwiegen oder sich eingeredet, nach dem Krieg würde man alles ändern, aber kein einziger von ihnen war ein bewußter Barbar, Kriegshetzer oder Mörder. Sie haben in oft tragisch-qualvollem Zwiespalt zwischen ihrer Liebe zu Deutschland und einer Bewegung gestanden, die das Vaterland in Unrecht und Barbarei verstrickte, sie haben vielleicht allzulang geirrt und auch allzulang ihr Gewissen beschwichtigt, aber Verbrecher sind sie niemals gewesen.

Und dennoch hat man sie, und tut es vielleicht heute noch, als solche behandelt, man hat ihre Bücher verboten, sie aus Bibliotheken entfernt, hat sie aus ihren Häusern verjagt, in Lager gesteckt, die feilen Opportunisten der Presse haben sie in der niedrigsten Weise beschimpft, minderwertige Literaten, deren Tätigkeit sich hauptsächlich auf pornographische Machwerke und Modebücher erstreckt, haben ihr Mütchen an ihnen gekühlt, sie wurden in die politische Arena gezerrt, man unterstellte ihnen die ungeheuerlichsten Dinge, vielfach stempelte man ihre Lebenswerke, die schon lange vor Hitler Weltgeltung besessen hatten, zu bezahlten Machwerken der Diktatur. Es war, kurz gesagt, wieder genau wie 1933 ein großer Ausverkauf deutschen Geistes und ein Verlust jenen Respektes, den man dem Geist früher einmal in Deutschland entgegengebracht hatte, es wiederholte sich das, was *Rudolf Pechel* als konservativer, national empfindender Publizist in den dreißiger Jahren in seiner »*Deutschen Rundschau*« schon in der Weimarer Republik so leidenschaftlich bekämpfte: die Gosse triumphierte, der skandalierende Tagesschreiber, der ehrgeizige Literat und intrigante Ästhet, kurzum, das Zeitalter des Feuilletonismus und der Kolportage erklomm den Höhepunkt seiner Fieberkurve. Und während sich die wiederum mit einer neuen Garnitur geistiger Pseudogrößen besetzten Akademien installierten, deren Mit-

glieder sich zu Reklamestars für Zigarettenindustrien erniedrigten, stieß man eine ganze Generation bedeutender Dichter und Schriftsteller in ein politisches und geistiges Ghetto. Statt *geistig* den Faschismus zu überwinden, bediente man sich seiner Terrormethoden und schändete die Demokratie.

Dichter und Schriftsteller, die sich Christen nennen, deren Werke überquellen von christlichen Phrasen, schämten sich nicht, ihren Haß gegen ihre Brüder im Geiste zu wenden, unversöhnlich und hart zu sein, mit der ganzen pharisäischen Selbstgerechtigkeit jener Händler, die Christus schon einmal aus dem Tempel vertrieben hat. Ihre persönlichen kleinen Ressentiments, den meistens recht mageren Kummer, den ihnen ihre mangelnde Geltung im Dritten Reich gemacht hatte, und es ist nicht immer ein Mangel aus politischen Gründen gewesen, reagierten sie ebenso klein und gehässig ab. Sie setzten sich eigenmächtig zu Richtern ein, verteilten, ohne ein Maß zu haben, Unschuld und Schuld, beugten sich widerspruchslos den suspekten Rachefeldzügen der Publizisten und schüttelten unbedenklich alles ab, was ihnen oft in Jahrzehnten an Bindungen der Freundschaft und gemeinsamer Interessen zugewachsen war. *In diesem von Ungeist und Barbarei strotzenden Klima gedieh natürlich die Sumpfblüte der Denunziation und Schnüffelei. In kleinlichen Intrigen, fast immer von Neid oder verletzten Eitelkeiten diktiert, vergaß man den letzten Rest ener Würde, die geistigen Menschen, und vor allem Dichtern, angemessen ist.* Vereinsmeierei und eine neue Abart von Untertanengeist, die alten Kardinalfehler der Deutschen, feierten wahre Orgien. Man gründete Akademien, Verbände und Gruppen, deren Ziele nicht Sammlung und positive Leistungen waren, sondern der Verhärtung der Fronten, der Schaffung von Femegemeinschaften dienten, die alles, was außerhalb von ihnen stand, bewußt in Ghettos trieben. Ein solcher Sumpf bot natürlich keinen Boden, aus dem noch wirklich Schöpferisches wachsen konnte. *Die Zerstörung des Charakters zerstört unweigerlich auch immer die geistige und künstlerische Potenz.* Der kostbarste Wein wird ungenießbar, wenn man ihn auf stinkende Flaschen abzieht, und Gärung und Kelterung zu Spitzengetränken bedürfen eines besonders sauberen Fasses, in dem der Schimmel vorher mit Schwefel ausgebrannt wird. *Wie kann in Deutschland Dichtung, Literatur entstehen, die den Menschen noch etwas gibt, wenn sich das geistige Leben in Kloaken abspielt und Literaten den Ton angeben, die statt Liebe und Brüderlichkeit Haß und Verfolgung predigen?*

Die große Chance einer wirklichen Erneuerung der Literatur in der reinen Luft edelster Freiheit wurde nach 1945 schmählich vertan. Jeder rettete sich auf eine Insel: dort die Emigranten von draußen, hier solche von innen, dort die Linke und hier die Rechte. Die einen setzten sich in Elfenbeintürme ab und ergaben sich fruchtlosen sprachlichen Formspielereien, oder sie ereiferten sich über das Nichts in formvollendeten Essays, und die anderen schrien als Sprache des Jahrhunderts den billigsten Journalistenstil realistischer Reportagen aus, die sich bald der völligen Formzerstörung, bald der Abwertung aller Werte hingaben. Sogenannte Avantgardisten von gestern, die schon wie alte Fische rochen, erhoben sich, von williger Kritik hinaufgelobt, unter der Berufung auf ihre

Ausschaltung durch Hitler zu etwas spätreifen Pseudojünglingen einer »Literaturrevolution«. Und die Rechte verhärtete sich in überspitzten nationalen Ressentiments, zu denen ihnen das Treiben der Neudemokraten die billigen Argumente lieferte.

Und so wie die einen sich auf die einsamen Gipfel ihrer ästhetisierenden Geistreicheleien zurückzogen und sich mit einer Wolke eines Nimbus umgaben, die bestenfalls ein dürftiges Netz um ihre Blößen war, stiegen die anderen in die Gosse, proklamierten die Hure zur »literarischen Jungfrau des Jahrhunderts«, gaben vor, aus diagnostischen Gründen erst einmal zerstören zu müssen: die Form, den Glauben, die Hoffnung, jeden Ansatz zu Idealen. Die Problematik der Literatur verlagerte sich neben den Haßgesängen politischer Simplifizierung in das Bereich der Verbrechen. Das Böse war darstellenswert und modern, das Gute restaurativ und nazistisch; jeder Versuch, dagegen zu protestieren, verhallte in einem Wutgeschrei der Meute. Indessen saß, geschlagen, hungernd, am Leib und an der Seele frierend, das deutsche Volk in dem Unglück, in das sich zu stürzen ihm ein Großteil jener nunmehr »demokratischen Freiheitsapostel« jahrelang eifrig angeraten hatte, und wartete auf Hilfe. Doch für Therapie hatten die Apostel jetzt keine Zeit. Die Herren im Geiste interessierten sich nur für Diagnosen, psychoanalytisch und politisch, sie waren beschäftigt mit der Scheidung der Geister und der Verewigung von Fronten, mit angemaßten Richtersprüchen, Verdammungen und Vergottungen, aber zu heilen, dazu hatten sie auch keine Lust.

In großen Zeitungen und Zeitschriften wurde diese Entwicklung mit Eifer gefördert. Man blieb, offenbar von den Erfahrungen in der Diktatur beeindruckt, bei jener Art von Literaturkritik, die sich von der gelenkten des Dritten Reiches nur dadurch unterschied, daß man das, was man früher gefördert hatte, jetzt verschwieg und verdammte und umgekehrt. Das war einfach und erforderte auch keine übermäßige geistige Anstrengung. Die Urteile erflossen nicht mehr aus dem Werk; nicht das, was in den Büchern stand, war wichtig, sondern über Ja und Nein der Kritik entschied in erster Linie der Name des Autors. Wer dieses primitive Spiel nicht mitmachen wollte, wurde als Spielverderber empfunden und der Einfachheit halber zum »Nazi« gestempelt. Das Prinzip wurde nur durchbrochen, wenn es galt, jene Literatur populär zu machen, die der eigenen seelischen und geistigen Verfassung entsprach. *Wer also den Nihilismus als letzte Weisheit des zwanzigsten Jahrhunderts künstlerisch predigte, konnte ruhig früher Gauleiter gewesen sein, der galt nun als bekehrt und gewandelt.* Das gleiche konnte erreichen, wer sich der heimatlosen Linken bedingungslos verschrieb, der konnte, es gibt da einige köstliche Beispiele, sogar SS-Führer gewesen sein, er war nun tabu, und es galt als »schmutzig«, davon zu sprechen; auch konnte man, wie wir schon früher ausgeführt haben, im Dritten Reich ruhig Zensurpapst gewesen sein, Hitler gefeiert haben, gegen jüdische Emigranten öffentlich gehetzt und den Krieg Hitlers verherrlicht haben, wenn man jetzt nur in gleicher Lautstärke nachschwätzte,

was heute als hoffähig galt, dann war man als Literat in der Demokratie willkommen und des unbedingten Schutzes aller Mächtigen gewiß.

So entstand jene seltsame Vorstellung von Literatur, die sich heute bei vielen ahnungslosen jungen Menschen als die einzige Wirklichkeit schöpferischer und geistiger Leistung eingeprägt hat. Nach diesen Gesichtspunkten wurden Preise und Akademiemitgliedschaften verteilt, wurde man auf den Literaturseiten der großen Zeitungen und von den Rundfunkstationen gefeiert, alles andere fiel der Feme anheim. *Man möchte meinen, daß dieses Treiben, das nun zwölf Jahre andauert, einen Sturm der Entrüstung bei den besten Geistern des deutschen Volkes ausgelöst hätte und man begreift fast nicht, daß es in Deutschland heute keinen einzigen Mann von Format und Namen gibt, der es wagt, aufzustehen und zu sagen: Ich mache das nicht mehr mit.* Wortlos sehen selbst die geheimen echten Eliten (im Gegensatz zu den öffentlichen Pseudoeliten) diesem Treiben zu.

Wer lehnt sich zum Beispiel dagegen auf, daß *von allen Bühnen in Deutschland heute die besten Kräfte des deutschen Volkes verbannt sind?* Millionen Steuergelder werden ausschließlich in deutschen Theatern für minderwertige, gängige Modestücke aus Frankreich, England und den USA verbraucht, *fast kein einziger deutscher Dramatiker, ob jung oder alt, wird gespielt,* die Klassiker werden, wie es so schön heißt, entrümpelt und modernisiert und von Regisseuren, denen nichts heilig ist, zu modernistischen Zirkusdarbietungen auffrisiert oder nihilistisch entstellt. Wohin man blickt, triumphiert in beflissener Konkurrenz zum Film die kümmerlichste Primitivität von Erotik, von Sartres Gottlosigkeit oder Becketts sinnlosem Nihilismus. Wenn aber manchmal sich die Menschen, das Publikum, in einer Art von Verzweiflungsakt empören und es zu einem öffentlichen Theaterskandal kommt, durch den man diese geistigen Scharlatanerien unserer Literatur und Schauspielkunst attackiert, setzt ein Trommelfeuer der Tyrannei unserer führenden Kritiker ein, die mit einer unglaublichen Unverfrorenheit und Anmaßung dem Publikum vorwerfen, es hätte keine Ahnung von wirklicher Kunst, die Theaterbesucher seien »Spießbürger« und »verkappte Nazi«. Wenn sich zuweilen aus der gesund gebliebenen Substanz unseres Volkes Stimmen gegen die Verhöhnung aller sittlichen Werte erheben, gegen die ewigen Huren- und Zuhälter- und Verbrechergeschichten, bringt man sie schnell mit den Knüppeln politischer Diffamierung zum Schweigen. *Das Lächerlichste an diesem Treiben aber ist die erstaunliche Tatsache, daß man mit den Methoden von einst und fast genau in jenem anmaßenden Stil Andersdenkende und vor allem Andersfühlende des Neonazismus bezichtigt.* Einen so einheitlichen Terror in führenden Zeitungen wie heute gab es jedoch nicht einmal im Dritten Reich, denn man konnte sehr wohl, und ich habe es selbst wiederholt getan, gegen nationalsozialistische Kunstauffassungen polemisieren, ohne deswegen gleich als »Kulturbolschewist« verschrien zu werden.

Was sich diesbezüglich heute abspielt, kann man am besten an einigen Beispielen deutlich machen. Vor etwa drei Jahren erschien aus der Feder des Komponisten und Dirigenten *Alois Melichar* eine aufsehenerregende Schrift *»Di-*

Überwindung des Modernismus«. Sie kam im richtigen Augenblick, war scharf und polemisch gehalten und traf die Sache im Kern. Melichar befaßte sich mit der Entartung der Musik und Malerei und stellte die modernistischen Eiertänze *dem Wesen und der Macht wirklicher moderner Kunst* gegenüber. Die Schrift wurde weit über Deutschland hinaus beachtet und brachte dem Verfasser begeisterte Zustimmung führender Musiker und Maler ein. Die Gemeinten und mit Recht Betroffenen aber, die »Superdemokraten« und »wildesten Nazigegner«, für die die bildende Kunst überhaupt erst bei *Picasso* angefangen hat, die Plastik etwa bei *Wotruba* und die Musik bei den unverständlichsten Neutönern, wenn nicht gar bei den Kakophonien der Elektronenmusik, demaskierten sich nun in gehässigsten und wütendsten Angriffen und fielen in der Manier von Halbstarken über den Autor her. Ein so moderner und des Neonazismus oder Restaurativen gewiß unverdächtiger und genialer Künstler wie *Strawinsky* aber bekannte sich begeistert zu Melichar. Er schrieb ihm:

»Mit Genugtuung stelle ich fest, daß Sie mit mir gemeinsame Sache machen, und das mit größter Wirksamkeit.«

Und einer der Abgötter unserer modernistischen Kunstkritiker (vermutlich ein Mißverständnis!), *Oskar Kokoschka*, der berühmte Maler, schrieb an den Autor:

»Sie haben von Anfang bis zum Ende mit jedem Wort recht. Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Mut und begrüße Sie auf das allerwärmste als Mitstreiter.«

Mit dem gleichen Enthusiasmus bekannten sich *Furtwängler, Hans Sedlmayr, Otto Dix, Rudolf Schlichter,* bekannten sich viele der bedeutendsten Musikwissenschaftler der ganzen Welt, Schriftsteller, Verleger und Maler zu Melichars Schrift.

Zugleich aber veröffentlichte einer der Kunstpäpste von Deutschland, der führende Apostel modernistischer Kunst, *Dr. Franz Roh* in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »*Die Kunst und das schöne Heim*«:

»Wir haben es hier mit einem Pamphlet des hauptsächlich durch Kinomusik bekannten Komponisten Melichar gegen die heutige Kunst zu tun. Einen wutschnaubenden Angriff ... ein Traktat, das zum Unsachlichsten, Pöbelhaftesten zählt, das man kennt ... Jeder spürt, daß wir es hier mit einem Anpöbler und Verleumder schlimmster Sorte zu tun haben, gegen den man juristisch vorgehen könnte ...«

Und sein ebenso prominenter Kollege von der Zeitschrift »*Baukunst und Handwerksform*«, *Hans Sperlich,* drückt sich noch freundlicher aus:

»Während er mit der Rechten die Sätze eines randalierenden Zuhälters niederschrieb ..., selbst wenn sie sich in der Redensart von Kaschemmenbesuchern präsentieren... Einen brauchbaren Schlüssel zur dramatischen Neurose des Autors usw.«

Dazu gab dann der gleichfalls prominente Kunstkritiker *Will Grohmann,* der natürlich auch im Dritten Reich emsig die Kulturpolitik des Herrn Goebbels propagiert hatte, *nunmehr* als repräsentativer Kritiker der amerikanisch bezahlten Zeitschrift »*Der Monat*« seinen ganz besonders freundlichen Senf:

»Die Broschüre war ein großer Erfolg in Deutschland, es ist des deutschen Spießers

Wunderhorn geworden ... Auch das Nazideutsch wollen wir festhalten, Melichar ist leider nicht der einzige, der sich seiner bedient.«

Nach Herrn Grohmann gehören also Strawinsky, Kokoschka und Furtwängler zu den »deutschen Spießern«, und sie spenden dem »Nazideutsch« von Melichar begeisterten Beifall!

Zwar dürfte jeder denkende Mensch eher finden, daß der Stil der Grohmanns, Rohs und Sperlichs, die wir soeben zitierten, geradezu »*klassisches Nazideutsch*« darstellt, aber schon Hitler und Goebbels haben ja immer behauptet, sie seien die einzigen »Demokraten« der Welt.

Jedenfalls haben sich im Für und Wider zu dieser wahrhaft mutigen und leider so sehr vereinzelten Schrift Alois Melichars die Geister in Deutschland in erschreckender Weise geschieden und demaskiert. Dennoch beherrschen die also Demaskierten und weithin Blamierten mit dem gleichen Terror weiter die Kunst- und Literaturkritik, sie sitzen in allen Gremien und Ausschüssen, in denen man die Preise verteilt, sie terrorisieren ängstliche Museumsdirektoren und Ausstellungsleiter. Kein einziger Kultusminister in Deutschland wagt diesen Meinungsmachern entgegenzutreten, kein Kunstbeamter sich ihrer Pressionen zu erwehren. Auch wenn jeder von ihnen anderer Meinung ist.

Das gleiche Schauspiel erlebt man seit Jahr und Tag in unserer Literaturkritik, die wir nun mit ein paar besonders typischen Fällen sachlich und personell vorführen wollen. Eine ähnliche Demaskierung wie bei Melichars Schrift erfolgte, allerdings verbunden mit einer unfreiwilligen Komik, bei dem vor einigen Jahren geplatzten Skandal um die Affäre des Dichters *Georg Forestier*. Der angesehene *Eugen Diederichs-Verlag* hatte 1952 unter diesem Namen einen Gedichtband »*Ich schreibe mein Herz in den Staub der Straße*« herausgebracht, der in einer bei Lyrik ganz ungewöhnlichen Weise die Öffentlichkeit bewegte und einen Begeisterungssturm unserer gesamten Literaturkritik hervorrief. Das Buch erlebte zahlreiche Auflagen. Diese Sensation um einen Gedichtband war vor allem dadurch entstanden, daß man um den Verfasser eine Legende wob, nach der er als Fremdenlegionär, Sohn eines französischen Vaters und einer elsässischen Mutter, in Indochina gefallen sei. Ein Freund habe das Notizbuch mit den Gedichten nach Deutschland gebracht, und so sei die Lyrik eines Genies erhalten geblieben. Die gesamte Kritik und die ganzen Stars der Literatur fielen auf diesen Schwindel herein, und die Bewertung der Gedichte war vorwiegend von diesem Schicksal des Autors bestimmt, denn das war eine so rührende, heldische, tragische Geschichte, die sich aus den Versen förmlich verströmte.

In der »*Süddeutschen Zeitung*« verkündete damals *Curt Hohoff:*

»*Forestier* ist ein naiver Dichter. Bei ihm sind Geschehnis, Erlebnis und Gedicht eins, daher spricht er gerade heraus, verschmäht nicht das Klischee der Sprache und hat trotzdem Wirkung ..., eine Täternatur, für die auch Dichten noch Pathos ist.«

Gottfried Benn pries die Gedichte als »Wanderverse eines Soldaten, der durch viele Länder kam, Verse eines Heimatlosen«, der »*Rheinische Merkur*« verglich ihn mit *Elliot, Kafka, Valery* und *Lorca*. *Karl Krolow* beteuerte,

wie »leidenschaftlich, leidend, dichterisch bis in die Nuance« die Aussage sei. Nach Hunderten solchen *vorwiegend,* wie man sieht, *von dem Schicksal des Autors beeinflußten Lobpreisungen* kam schließlich heraus, daß diese »Täternatur eines Heimatlosen«, bei welchem »Geschehnis, Erlebnis und Gedicht eins« sind, der ehemalige hohe HJ-Führer *Krämer* war, der nunmehr als Werbeleiter im Diederichs-Verlag saß. Der Verlag selbst hatte davon nichts gewußt. Man hatte ihm geschickt durch dritte Seite das Manuskript zugespielt. Was aber tat nun die Presse? Sie schrieb einfach fast überall genau das Gegenteil von dem, was sie vorher behauptet hatte. Ein typisches Beispiel dafür:

Die »*Rheinische Post*«, Düsseldorf, am 23. Oktober 1954:

»Dichterischer Ton von bezwingender Kraft, der noch das Stupide und Öde vor dem blitzend klaren Spiegel der dichterischen Wahrheit prüft.«

»*Rheinische Post*«, Düsseldorf, 24. September 1955:

»Daß diese Imitationen für echt genommen werden, wie so manches andere Simili in unseren Tagen, das könnte der Angelegenheit einen komischen Klang geben, und das Gelächter der Berufsliteraten könnte überlaut werden, wenn die Herkunft von Forestiers Versen aus *Dr. Krämers* schlecht gelüfteter Literaturschublade endgültig bestätigt würde.«

Die »*Süddeutsche Zeitung*«, wo *Curt Hohoff* die Verschmelzung »von Geschehnis, Erlebnis und Gedicht« der »Täternatur Forestiers« 1954 angepriesen hatte, ließ ihren Redakteur Fred Hepp 1955 dagegen kontern:

»Schließlich könnten wir lernen, *uns von der Person eines Autors zu distanzieren,* um so einen größeren Grad von Unbefangenheit zu erreichen. Denn in der Poesie beginnt die Wirklichkeit dort, wo der Bereich des gemeinen Sachverhaltes aufhört, wichtig zu sein.«

In Gottes Ohr! kann man da nur der »Süddeutschen Zeitung« zurufen.

Klassisch war die Erklärung, die der Autor Forestier - Dr. Krämer zu der Affäre dem Sinne nach abgab:

»Wenn ich als HJ-Führer und mit dem biederen Namen Krämer diese Gedichte veröffentlicht hätte, kein Mensch hätte davon Notiz genommen, und die Lobpreiser *Benns* in den Stuben der Literaturpäpste von München bis Hamburg hätten mich als militaristischen Neonazi oder faschistischen Heroiker beschimpft.«

Ich glaube, es hat lange in Deutschland nichts mehr so schlagend bewiesen wie dieser Fall Forestier, daß *unsere führende Literaturkritik und die Presse geistig durch und durch korrumpiert sind und jedes innere Gespür für die Wahrheit der Kunst vermissen lassen.* Sie zeichnen sich entweder aus durch eine Verherrlichung alles Negativen oder Unverständlichen, oder indem sie in den jeweils aktuellen Rummel bald um einen verschollenen Fremdenlegionär, bald um ein halbwüchsiges Dämchen aus Paris einfallen oder anderseits, indem sie mit schnoddriger Überheblichkeit all das abkanzeln, was noch einigermaßen werthaft ist. Über Autoren wie *Wolfgang Koeppen* oder die mit ihren Sexualkomplexen spätpubertärer Art die Welt in Atem haltende *Françoise Sagan* ergeht man sich in seitenlangen, schwulstigen Feuilletons und verfällt in eine Begeisterung, die einer besseren Sache würdig wäre. Wenn Wolfgang Koeppen seine poetische Phantasie in Bildern entfaltet, in denen er etwa die Schornsteine des Ruhrgebietes mit »erigierten männlichen Gliedern« vergleicht, dann finden *Paul Hübnerfeld*

von der »*Zeit*« oder *Erich Franzen* vom »*Süddeutschen Rundfunk*« oder *Karl Korn* in der »*Frankfurter Allgemeinen Zeitung*« und wie sonst alle unsere Literaturpäpste heißen, von wahren Schauern der Ehrfurcht geschüttelt, daß sie »seit 1945 nichts mehr gelesen hätten, das sie so erschüttert« habe, ja daß »hier endlich die wahre Aufgabe der Dichtkunst erfüllt sei gegenüber der Gartenlaubenrestauration der Ewiggestrigen«.

Die wahrhaft grandiosen Themen Herrn Koeppens, wie etwa der fette Bundestagsabgeordnete, der sich eine sechzehnjährige Gauleiterstochter ins Bett holt, oder der ausführlich geschilderte Geschlechtsverkehr eines SS-Bonzen in Rom, sind natürlich zweifellos von viel größerem Gewicht als etwa die klassische Schönheit der Prosa in den afrikanischen Novellen Hans Grimms oder der Spinozaroman Kolbenheyers. Gegen Koeppens revolutionäre Literatur ist Carossa natürlich ein mittelmäßiger Schriftsteller und Ina Seidel bestenfalls etwas für die Leihbücherei.

Was es ansonsten vor allem mit der »modernen Lyrik« auf sich hat, die von unserer gesamten führenden Kritik als die heute gewissermaßen noch allein mögliche Form von Poesie angesehen wird, kann man zum Beispiel anschaulich an dem »*Lyrikbuch der Jahrhundertmitte*« ablesen, das von *Walter Höllerer* in dem literarisch angesehensten deutschen Verlag, dem *Suhrkamp-Verlag* in Frankfurt, 1956 herausgegeben wurde. Die Anmaßung, mit der hier reiner Unsinn den Snobs unserer literarischen Moden serviert wird, die es sich als Bildung anrechnen, wenn sie jeden Humbug mitmachen, der ihnen literarisch vorgesetzt wird, ist kaum noch zu überbieten.

Bernt von Heiseler schreibt über diese Pseudoanthologie moderner Lyrik unter Voranstellung des Gedichts »Die Windschnur« aus diesem Band folgendes:

»Die Windschnur
Ging von ihm das Wort er habe
Pyrenäen und trocknend sein Buch seine Haut gar machtvoll
In Rot und Gallerte
Versehn und behütet seit jenem Wank
Auf tausend Pfaden gedrungen mit
Laken und Haut Geblieben aber
Der Stolz Nur wenige Pässe führen hinauf und hinüber
Und gar zu erreichen die wenigen –
Sind mühvoll im Bewußtsein in seinem
Bild gegenüber dem Bilde Aber der Blick
Auf die schimmernde Kette hoch über den
Wassern seegrün schäumender
Lang riegelt
Eine schmalste Stelle eine Kette von
Drei eine Kette von Schroffen und Kuppeln
Lang dahinfließt Dort aber mit der Klinke von
Fuenterrabia haben sich fast die gleichen
Gebildet hüben und drüben Le Roussillon.

So zu lesen (ohne Interpunktion, die übrigens hier auch nichts bessern würde) in

seinem »Lyrikbuch der Jahrhundertmitte«, herausgegeben von Walter Höllerer, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main (1956, 334 S.). Das Produkt (S. 244) ist von *Franz Mon*, und der Herausgeber fügt wie zu den meisten Stücken seines Buches so auch zu diesem eine Erklärung bei, die folgendermaßen anhebt: »Die Montage verlangt nach Sättigung der Welt. Zwar erscheint die Sprache noch zerstückt, doch ist sie im Verborgenen um Weltzusammenhang bemüht; dieser Zusammenhang hat aber an jeder Stelle seine Mitte und ist nach allen Richtungen zu durchschreiten. Das Poetische, das dem Gedicht entrissen schien, kommt, abgeschirmt, wieder zur Sprache: in dem Wort Le Roussillon am Ende des Gedichts ...« Die »Erklärung« geht noch weiter, aber man sieht schon, es ist keine, sondern sie fügt nur dem Blödsinn in abgeteilter Rede (denn wer wollte das »Verse« nennen?) den Blödsinn in unabgeteilter Rede hinzu.

Das ist nun ein angesehener Verlag und ein als führend anerkannter deutscher Lyriker der Gegenwart; das Buch tritt auf mit dem Anspruch, »Bewegungszentren der Moderne« vorzuführen. Dabei ist das alles gar nicht modern, sondern – ich habe das Beispiel beliebig herausgegriffen und könnte viele weitere gleichartige danebenstellen – ein aufgewärmter Dadaismus-Tee der 20er Jahre. Es fällt schwer, zu glauben, daß Verlag, Herausgeber und Verfasser hier *nicht* den Versuch gemacht haben, sich über uns lustig zu machen *und zu probieren, wieviel man einem heutigen deutschen Publikum zumuten könne.* Leider ist aber das alles bitter ernst gemeint, und es wird eben dadurch zu einem Probestück geistiger Falschmünzerei.

Um Mißverständnisse möglichst auszuschließen: daß die Kunst, wie der Herausgeber sagt, eine »seismographische Aufgabe« hat, ist richtig. Sie *soll* die geistige Lage kund geben, in welche die Katastrophen der Zeit den Menschen gebracht haben, und sie kann auch gar nicht anders. Aber die Kunst darf, wenn sie ihren Namen verdienen will, bei der bloßen Reaktion nicht stehen bleiben. Das Lallen des wiederausgegrabenen Infanteristen, der in seiner Stellung verschüttet war, das Stottern des Kindes nach dem Bombenangriff sind keine *Kunst*-Zeugnisse über den schauerlichen Hergang des modernen Krieges, sondern sind medizinische Symptome. Und die Kunstübung, die solche Symptome bewußt nachahmt, begeht damit eine zwiefache Unredlichkeit: erstens, indem sie sich den erschütternden unmittelbaren Ausdruck geschöpflichen Leidens anmaßt, zweitens, indem sie das *Symptom* als *Symbol* unterschiebt. Zwar könnte auch ein Gedicht, wie das vorstehend zitierte, aus dem Gemüt eines Geistverwirrten hervorgegangen, ein medizinisches Symptom sein; dann aber gehört es in den Arztbericht einer Nervenheilanstalt, jedoch nicht auf den Buchmarkt. *Es muß ausgesprochen werden, daß es nicht Irrtum ist, sondern Schwindel, was hier getrieben wird.*

Schwindelhaft ist auch die Beifügung von Proben aus dem Werk einiger durchaus bedeutender Dichter, von *Hofmannsthal* bis *Britting*. Eine Flasche Coca-Cola wird durch Zufügung von ein paar Tropfen edlen Weines nicht in Wein verwandelt. Aus der Erfahrung, die man mit diesem Buche macht, wird der Dichter, der sich noch wehren kann, die Lehre ziehen, daß er zu einer Aufforderung, zu einer neuen Anthologie beizusteuern, nicht vertrauensvoll ja sagen, sondern sich vorbehalten muß, erst die Zusammenstellung zu kennen. Das größte Unrecht aber geschieht hier nicht dem bekannten Lyriker, dessen Art und Rang durch ein jahrelanges Wirken schon deutlich wurde, sondern dem noch unbekannten, der Echtes zu geben hat (es gibt auch solche in Höllerers Buch, ich möchte auf *Hellmuth Nürnberger* als auf einen mir hoffnungsvoll erscheinenden Namen hinweisen); und der aber durch die Aufmachung und Zusammenordnung dieses Buches einen literarischen Küchengeruch mitbekommt, der nicht leicht wieder abzustreifen ist.«

Soweit der Dichter Bernt von Heiseler. Der Leser kann sich vorstellen, wie diese Anthologie bestellt ist, wenn selbst ein so zurückhaltender Poet wie Bernt von Heiseler sich so deutlich zu ihr äußert. Der Leser wird jedoch vergeblich in der gesamten sich als »literarisch führend« gebärdenden großen Presse unseres

Landes, die sich enthusiastisch zu dieser Anthologie bekannte, einen Hinweis auf ihren tatsächlichen jämmerlichen Gehalt suchen.

Im »*Rheinischen Merkur*«, dem großen konservativen und katholischen Blatt hat ein Herr *Beckmann* offenbar jede Freiheit im kulturellen Teil, der sich als ganz besondere Bastion für Modernität und Wertzerstörung erweist. Dort schreibt er spaltenlang mit dreispaltiger Überschrift über den Zauber des unbeschreiblich sinnlosen Geschwätzes des modernen »Dramatikers« Beckett aus England und entdeckt gewissermaßen triumphierend in dem *ganzen* Stück einen *einzigen* Satz, bei dem man allenfalls bei sehr großer Phantasie vermuten könne, daß, ganz im Verborgenen natürlich, vielleicht sogar Herr Beckett eine »Möglichkeit für die Existenz Gottes« offenläßt. Für ein *katholisches* Blatt ist das ein »Fundstück«, das einen dreispaltigen Artikel über den Nihilisten Beckett rechtfertigt. Dafür beschimpft Herr Beckmann dann persönlich ein anderes Mal einen amerikanischen Universitätsprofessor, der es wagt, eine wissenschaftliche Arbeit über die »*Dekadenz in der Literatur*« zu veröffentlichen, eine überdies gänzlich unpolemische, sachliche Arbeit, in der lediglich untersucht wird, wo und wann und weshalb in Werken deutscher Autoren dekadente Gestalten vorkommen. Nach diesem Gesichtspunkt untersucht er Bücher von *Thomas Mann, Kafka,* aber auch von *Kolbenheyer* und *Grimm,* und bei allen findet er solche Gestalten, die er im einzelnen analysiert. Nach Herrn Beckmann ist das »amerikanischer Neonazismus«, denn es gibt keine Gestalten, ja, überhaupt keine Bücher von Kolbenheyer und Grimm. Es hat sie nie gegeben und wird sie nie mehr geben, und wer etwas anderes behauptet als Wissenschaftler in einem literaturgeschichtlichen Werk, der kann, auch wenn er amerikanischer Professor ist, nur neonazistisch verseucht sein. Man muß ihm dringend empfehlen, zur Erlernung demokratischer, neudeutscher wissenschaftlicher Methoden bei den Opportunisten und Hexenverfolgern in Deutschland in die Schule zu gehen, ehe er wieder Bücher schreibt. Da der Professor aus Mississippi das Pech hat, *William Eickhorst* zu heißen, vermutet Herr Beckmann sogar, daß sich vielleicht dahinter ein »Wilhelm« verstecke, also der Abstammung nach ein Deutscher, und das macht nach Herrn Beckmann diesen Professor besonders »verdächtig«. Man kann also ausländischen Professoren, deren Ahnen vielleicht aus Deutschland kamen, nur dringend empfehlen, ihre Namen besser zu amerikanisieren, wie das Herrn Krämer mit seinem Forestier auf Französisch gelang. Nur dann hat man Aussicht, von der »demokratischen Literaturkritik« in Deutschland ernst genommen und nicht als »Faschist« an den Pranger gestellt zu werden.

In der »*Zeit*« in Hamburg, wo ein sehr junger Mann namens *Dr. Paul Hühnerfeld* bis vor kurzem sein diktatorisches Regiment ausgeübt hat (vermutlich ist dieser Hang noch ein letzter Rest aus den Jahren der Hitlerjugend), sind die Maßstäbe, die man an die Literatur legt, besonders streng. Da Hühnerfeld 1945 wohl noch zu jung war, um von dem, was vorher geistig in Deutschland geschah, etwas zu wissen, beginnt die Literatur für ihn mit dem Jahre 1945 mit null. Seine Redaktionskollegen dagegen haben ihre Tätigkeit im Dritten Reich

energisch verdrängt und bezeugen ihre erstaunliche Wandlung durch eine ironisch-gepflegte, aber doch unverblümte Hetze gegen Soldaten, Offiziere und alle ehemaligen Nationalsozialisten. Sogar der Bundestagspräsident, *Dr. Gerstenmaier,* der sich als Christ zur Versöhnung mit früheren Anhängern Hitlers unlängst zusammengesetzt hat, mit dem Versuch und Wunsch, alte Wunden endlich zu heilen, Fronten zu entkrampfen und daher etwas Gutes zu tun, wird von den Redakteuren der »Zeit«, wenn auch verklausuliert, der Naivität und Dummheit bezichtigt und ihm vorgeschlagen, er solle doch lieber die Politik vor seine christlichen Neigungen stellen. Zuerst also Politik und dann erst Christentum! Und das letztere nur so weit, als es politisch den alten Nazis der »Zeit« paßt! Denn auch dort sind natürlich, genau so wie überall auf den Rundfunkstationen und wie in der »Süddeutschen Zeitung« in München, die einstigen Nazis und heutigen Demokraten seltsam und schon fast unkenntlich vermischt und verfilzt.

Einer der führenden Redakteure der »Zeit« war (oder ist es noch) der Wiener Journalist *Walter Petwaidic.* Er ist einer der prominentesten nationalsozialistischen Publizisten des Dritten Reiches gewesen, und sein Einfluß auf viele Bereiche des damaligen publizistischen Lebens war außerordentlich.

Auch der Chefredakteur der »Zeit«, Herr *Josef Müller-Marein,* der nach Ausbootung des bisherigen, offenbar zu konservativen Chefredakteurs, *Dr. Richard Tüngel,* der »Zeit« ihren politischen Mißton gibt, in Gemeinschaft mit der *Gräfin Dönhoff,* die den Lesern als besondere Attraktion verkündet, daß die Feldmarschälle der deutschen Armee im Osten sich »gegenseitig auf ihre Erfolge neidig waren und sich königlich freuten, wenn die nachbarliche Heeresgruppe ihres Kollegen Niederlagen erlitt«, hat sich die ersten publizistischen Lorbeeren im Dritten Reich geholt. Er war Star unter den Kriegsberichtern der Luftwaffe, und seine Berichte, die in allen führenden Zeitungen des Dritten Reiches erschienen, waren so linientreu, daß er es außerordentlich schnell bis zum Oberleutnant brachte.* Das sei ihm unbenommen und wirft ihm auch niemand vor; wenn er jedoch seinerseits nunmehr sich in gehässigster Weise gegen ehemalige Soldaten ausläßt und wortgewaltige Leitartikel gegen seine einstigen Mitstreiter unter der Überschrift »Nach dem Vorbild Goebbels'« losläßt, so entbehrt das nicht einer gewissen Peinlichkeit. Die Bescheidenheit, die er und seinesgleichen ständig von ehemaligen Nationalsozialisten fordern, dürfte seiner Person ganz besonders gut anstehen.

Auch mit dem Musikpapst der »Zeit«, Herrn *Walter Abendroth,* hat sich Herr Hühnerfeld ein etwas fragwürdiges Kuckucksei in sein demokratisches Nest legen lassen. Genau wie Herr Süskind ist auch Herr Abendroth keineswegs ein jüdischer Emigrant. Im Gegenteil: er hat im Dritten Reich jahrelang als besonders betonter *Fanatiker von Rasse und Volkstum im Bereich der Musik* gewirkt, und als Nachfolger *Dr. Wilhelm Stapels* während des Dritten Reiches die Re-

---

* wie die Augustnummer 1957 der »*Deutschen Soldatenzeitung*« berichtet

daktion der Zeitschrift »*Deutsches Volkstum*« in Hamburg übernommen und dort in flammenden Aufsätzen die *deutsche* Musik und den *Wert der Rasse* für sie besungen.

Im Januarheft 1939 des »*Deutsches Volkstum*« steht an der Spitze der Leitartikel von Walter Abendroth »*Freiheit in der Verantwortung*«. Das ist allerdings heute gar nicht mehr aktuell. Dort kann man lesen:

»Als *Heinrich Kleist* die Einleitung für seine ‚Germania' entwarf, stellte er einen lapidaren Satz an die Spitze: ‚Diese Zeitschrift soll der erste Atemzug der deutschen Freiheit sein.' Er hätte auch als Motto über dem ‚Deutschen Volkstum' stehen können, als es vor zwanzig Jahren seinen Kampf gegen eine Übermacht inferiorer Kräfte der Selbsterniedrigung, Selbstversklavung, Selbstverheerung und Selbstzersetzung unseres Volkes, unseres Geistes und unseres Wesens aufnahm.«

In dem gleichen Aufsatz heißt es dann später über die »*Intellektuellen*«:

»Es ist schade und tief bedauerlich, daß dieses Wort und der ihm innewohnende Begriff zu einem Schimpfwort werden mußte ... Wir begreifen recht gut, was in Beethovens Herz vorging, als ein auf seinen Beutel trumpfender Dummkopf ihm seine Visitenkarte mit dem Zusatz ‚Gutsbesitzer' sandte und er jenem die seinige mit dem Zusatz ‚Hirnbesitzer' zurückreichte. Allein von diesem berechtigten Selbstbewußtsein des wahrhaft Überlegenen bis zur anmaßenden Lostrennung des ‚Denkfatzken' von jeder natürlichen Bindung von Blut, Art und Schicksal seines Volkes, bis zur snobistischen Uninteressiertheit an der Arbeit und den Kämpfen, die doch seiner eigenen Erhaltung und Seinsmöglichkeit dienen, ist noch ein weiter Schritt. Viele ‚Intellektuelle' haben ihn in entscheidenden geschichtlichen Augenblicken zu tun sich nicht entblödet. *Sie waren dabei, ob mit oder ohne eigenes Wissen, willkommene Opfer der jüdischen Strategie. Dem Juden selbst ist Intellektualität ein wirksames Zersetzungswerkzeug, ein Sprengstoff zur Aufteilung der beherrschten Völker in machtlose Klassen. Ein Jude war es, der es für eine fruchtbare Aufgabe hielt, ein dickleibiges, zweibändiges Buch zu schreiben über ‚Die Lehre von den Geistigen und dem Volke'* ... Das deutsche Volkstum kann nur eine Angelegenheit aller durch gemeinsames Blut und gemeinsames Schicksal Verbundenen sein ...«

Heute aber schaut der gleiche Walter Abendroth stillschweigend zu, wie sein junger Kollege Hühnerfeld zum Beispiel einen so lauteren und verantwortungsbewußten Dichter wie *Bernt von Heiseler* von einem allerdings sehr zu Unrecht den Namen *Hans Rittermann* tragenden Schreiberling anfallen läßt, nur weil Heiseler es in seinen »*Sendschreiben für deutsche Dichtung*« wagt, sich für *deutsche* Kunst einzusetzen. Bei beiden Redakteuren der »Zeit« rührt sich nicht einmal das Gewissen, wenn man ihren seltsamen »Rittersmann« öffentlich überführt, daß er bei seinem Angriff mangels besserer Argumente Zitate fälscht, die Auszüge entstellt bringt und sogar *Hugo von Hofmannsthal* in diesem Zusammenhang mißbraucht. Ich selbst habe dieses publizistische Glanzstück der »Zeit«, eine einwandfreie und bewußte Fälschung öffentlich angeprangert. Die »Zeit« hat es jedoch nicht einmal für nötig befunden, sich davon zu distanzieren und der Wahrheit die Ehre zu geben. Denn ein Mann wie Bernt von Heiseler ist diesen Päpsten unserer literarischen Giftküchen ein Dorn im Auge. Er nimmt sein Christentum ernst, er liebt sein Volk und sein Vaterland, sein großer Nachkriegsroman heißt »*Versöhnung*«. Das allein ist ja schon ein Affront gegen die Demokratie. *Denn wovon würden alle diese Apostel noch leben, womit ihre Leser füttern, wenn sie statt Haß*

und Unversöhnlichkeit und ihrer nihilistischen Sensationen Liebe, Brüderlichkeit, Verständnis für alles, was deutsch ist, verkünden und für den ganzen großen, von der Tagesmode niemals zu erfassenden Bereich deutscher Geistigkeit in all ihren heute verstopften und versiegten Quellen eintreten sollten?

Wir sprachen hier auch schon einmal von *Karl Korn,* dem Kulturpapst der »*Frankfurter Allgemeinen Zeitung*«. Er gibt sich und gilt als konservativer und doch moderner, aufgeschlossener Mann, natürlich auch als »unerbittlicher Feind und Widerstandskämpfer« gegen Hitler. In seinem Kultur- und Literaturteil wird manchmal vornehm und manchmal recht gewöhnlich gegen diejenigen zu Felde gezogen, die er selbst einst im Dritten Reich gefördert hat. Er gehörte nämlich damals zu jener »geistigen Elite«, die sich *Goebbels* bei Kriegsanfang nach Berlin geholt hat, zur Gründung und Ausgestaltung seines publizistischen Lieblingskindes, der Wochenzeitschrift »*Das Reich*«.

Diese Zeitschrift spielte in den Kriegsjahren eine ganz besondere Rolle, eine Rolle, deren Wirkung man auch heute noch selbst im Ausland kennt, und die so bedeutend war, daß sich Herr Korn und seine damaligen Mitarbeiter sogar in der Demokratie noch bemühten, dieses *Spitzenorgan des Nationalsozialismus* als einen »Hort geistiger Unabhängigkeit« darzustellen. Und dem Verlagsleiter der Zeitung, Herrn *Sparing* hat die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« sogar bei seinem Tode vor 3 Jahren einen Riesennachruf gewidmet, offenbar um damit selbst ihre Herausgeber und Mitarbeiter post festum zu entnazifizieren. In der Zeitschrift »Das Reich« erschien *Jahre hindurch fast ausnahmslos jede Woche ein Leitartikel von Goebbels persönlich.* Sie war sozusagen sein offiziöses Organ. Er hatte sie aus der breiten Masse der anderen Zeitungen durch eine gewisse Selbständigkeit emporgehoben, die vor allem darin bestand, daß man hier nicht im primitiven Stil der täglichen Propaganda kleiner Parteizeitungen schrieb, sondern sich vornehm gebärdete, im Hinblick auf das Ausland den Inhalt gestaltete, also gewissermaßen *das international gesellschaftsfähige Naziblatt.* Hier schrieben zum Beispiel nur die Stars unter den Kriegsberichtern. Sie sitzen heute auch alle wieder in führenden Positionen der Demokratie. Hier sollte nach dem Willen von Goebbels der Welt, den Neutralen vor allem, jede Woche demonstriert werden, wie sehr doch der Nationalsozialismus und der neue Staat Hitlers die höchste Geistigkeit pflegen, wie sehr sie der Kultur dienen und mit welchem weltoffenem Blick. Hier wurden die großen Probleme der Zeit mit »nobler Zurückhaltung« erörtert, hier wurde natürlich nicht im Stürmerstil geschimpft und polemisiert, dafür aber den geistigen und literarischen Potentaten jener Zeit ein Forum eröffnet. Es war, um es schlicht und deutlich zu sagen, eine Art von »*trojanischem Pferd*«, eine ganz besonders perfide politische Erfindung des schlauen Goebbels, um der Welt Sand in die Augen zu streuen. Kein einziger Publizist, den er dorthin geholt hat, konnte den leisesten Zweifel haben, welcher Sache und welchen Plänen er diente. Und dennoch kamen sie alle, denn erstens bedeutete das ein großes Gehalt. Der vornehme Ton, in dem man schreiben konnte, entsprach dem eigenen geistigen Niveau, und drittens verhieß die Position an der

Zeitung natürlich Befreiung vom Dienst an der Front, und zusätzlich brachte es Ruhm, in diesem Blatt mit seinem Namen vertreten zu sein. Und so eilten sie also alle herbei, die ganze »innere Emigration«: Herr *Korn,* Herr *Süskind,* Herr *Petersen,* Herr *Weyrauch,* Herr *Schüddekopf* und wie sie sonst alle heißen, die heute behaupten, Widerstandskämpfer gegen Goebbels und Hitler gewesen zu sein.

Man braucht aber nur einen einzigen Jahrgang dieser Zeitschrift aufmerksam durchzublättern, um festzustellen, was für ein »Widerstandskampf« sich dort abgespielt hat. Der Jahrgang 1942 zum Beispiel bietet dafür schon reichliches Material. Wir finden als Mitarbeiter neben unseren heutigen demokratischen Stars und angeblichen Todfeinden Goebbels' und Hitlers mit Gedichten, Novellen, Essays, kulturpolitischen Leitartikeln unter anderem *Hans Friedrich Blunck, Erwin Guido Kolbenheyer, Bruno Brehm, Gerhard Schumann, Kurt Eggers, Josef Magnus Wehner, Wilfried Bade, Peter Hagen, Heinrich Zerkaulen, Herybert Menzel, Richard Euringer, Hanns Johst, Eberhard Wolfgang Möller,* kurz, es fehlt fast keiner von denen, die man heute mit seinem Haß verfolgt. Damals waren sie die Mitarbeiter der Korns und Süskinds und Genossen. Hat seit 1945 Herr Korn nicht fast jeden von ihnen schon einmal in seiner nunmehrigen Stellung in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« beschimpfen lassen? Der humane Apostel der Demokratie ließ zum Beispiel in einer Besprechung eines neuen Romans von *Eberhard Wolfgang Möller* in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, noch dazu eine Frau, klagend ausrufen:

»Eberhard Wolfgang Möller war nach dem Krieg verschollen. Nun ist er aus Rußland zurückgekehrt. Leider verschallen Stehaufmännchen nicht.«

Das ist der Empfang für Spätheimkehrer, den die prominenten Kollaborateure von Goebbels ihren früheren Mitarbeitern bereiten!

Hat Herr *Jürgen Petersen,* der Kulturpapst von Goebbels' »Reich«, vielleicht einen einzigen seiner damaligen Mitarbeiter als Kulturpapst am »*Norddeutschen Rundfunk*« bzw. *jetzt* am »*Hessischen Rundfunk*« in der Demokratie wieder zu Wort kommen lassen? Wir haben zum Beispiel früher den Kunstkritikerpapst *Will Grohmann,* der heute in der amerikanischen Zeitschrift »*Der Monat*« sich über das »Nazideutsch von Melichar« aufregt und alle einschließlich *Strawinsky, Kokoschka* und *Furtwängler* als »deutsche Spießer« beschimpft, die sich zu Melichars Buch bekennen, vorgestellt. Selbstverständlich ist auch dieser »Nazivertilger nach 1945« schon im Dritten Reich umgekehrt tätig gewesen. Im Jahrgang 1942 des »Reich«, und zwar in der Nummer vom 4. Januar, kann man zum Beispiel *eine Lobhudelei von ihm auf den vierten Band von Josef Nadlers »Literaturgeschichte« finden,* der heute von den literarischen Stars à la Korn, Süskind und Petersen als der »oberste nazistische Literaturprofessor« beschimpft wird. Damals haben sie ihres Kollegen Grohmann Lobhudeleien in Ordnung gefunden und abgedruckt.

Vor einiger Zeit fragte mich in einem Gespräch der Dichter *Bernard von Brentano,* der als Emigrant die Umstände nicht kennt, unter denen sich während

des Dritten Reiches das kulturelle Leben abgespielt hat, ob ich Herrn Jürgen Petersen näher kenne.

Ich bejahte: »Aus dem ‚Reich'«, erklärte ich ihm. »Als linientreuen Propagandisten seines Herrn und Meisters Goebbels!«

»Das sei unmöglich«, widersprach Brentano. »Ich habe ihn unlängst in einer Gesellschaft erlebt, und was er dort alles erzählt hat, erweckte den Eindruck, als sei er ein ganz besonders unerbittlicher und wilder Gegner Hitlers gewesen, ein mutiger Held des Widerstandes und der inneren Emigration.«

Darauf gibt der Jahrgang 1942 des »Reich« entsprechend Antwort. In der Nummer vom 11. Januar 1942 z. B. stand neben einem Leitartikel von *Kolbenheyer* auf der Kulturseite, die ja von Herr Petersen verantwortlich redigiert wurde, auch ein zwei Sonderseiten füllender Aufsatz, gewidmet dem »größten Baumeister des Jahrhunderts«, dem heute in Spandau sitzenden »Kriegsverbrecher« *Albert Speer* und zwar aus der Feder von Herrn Petersen *persönlich*. Er schrieb unter anderem:

»Die Tragödien des *Aeschylos* und *Sophokles*, die Gesänge *Homers*, die Zeugnisse der Plastik belegen es ebenso wie die Tempelbauten. Kultur im antiken Sinne ist nicht denkbar ohne die Bindung an Staat und Religion. Übertragen auf die Gegenwart will das bedeuten: *der Wille und die Kraft des nationalsozialistischen Bauens sind Ausdruck eines politischen Glaubens und eines Anspruches auf Herrschaft*. ‚Zur Stärkung dieser Autorität entstehen unsere Bauten', heißt es in der Kulturrede des Führers von 1937. *Architektur um ihrer selbst willen bleibt hier ohne Sinn. Sie erhält ihre wahre Begründung aus dem Leben. Es ist das Leben der Nation, das zugleich auch die Kunst bewegt. Es gibt keine Trennung beider Sphären. Die deutsche Architektur will das Antlitz des Kampfes zeigen.* Sie will etwas aussagen von jenen harten Entscheidungen, unter denen das politische Dasein dauernd steht. *In den Bauten ergänzt sich das Wort des Führers zum ‚Wort aus Stein'. Man hat vom ‚gebauten Nationalsozialismus' gesprochen, und das will besagen, daß es der gegenwärtigen deutschen Baukunst nicht um technische Fragen oder ästhetische Werte geht, sondern um eine politische Lebensform, die aus den Bauten spricht.* Es galt noch der letzten Generation als Selbstverständlichkeit, daß Politik und Kunst durch Abgründe voneinander getrennt sind. Die Bindung zwischen beiden Bereichen im nationalsozialistischen Bau ist so eng wie möglich ... *Es galt, den repräsentativen Ausdruck für das Großdeutsche Reich zu finden, dessen Gestalt sich schon damals, mit der vom Führer ... beschlossenen Lösung der Frage Österreich, abzuzeichnen begann.* Es galt, die preußische Strenge *Gillys* und *Schinkels*, den ideellen Grund des neuen Stils, zu verbinden mit den Anforderungen, die das wachsende, zur Großmacht aufgestiegene Reich stellte ... Die innere Vorstellung jener erneuten politischen Lebensform ... bestimmt die Tragweite und das geistige Gesicht des Werkes von *Albert Speer. Er wird, wenn einmal die Kulturgeschichte unserer Epoche geschrieben ist, in der Reihe jener schöpferischen Männer genannt werden, von denen der Führer auf einem Parteitag sagte: ‚Sie werden unsere Städte erlösen aus der Verworrenheit der tausendfältigen Niederschläge fremden Geistes aus Vergangenheit und Gegenwart und ihnen den gewaltigen Stempel unseres Willens und unserer Kraft aufprägen.'*«

Leider hat uns das Jahr 1945 nicht von der geistigen »Verworrenheit« dieser Opportunisten erlöst. Und sie sind nun dem deutschen Volk als »etwas Fremdes« aufgeladen worden.

Es bleibt mir beim besten Willen unverständlich, wieso es solchen Leuten nicht die Schamröte in die Stirn treibt, wenn sie sich heute als »Opfer der Nazis«

aufspielen. Es beginnt mich langsam und wahrscheinlich auch den Leser zu ermüden und anzuwidern, weiter in dieser Art zu zitieren. Ich darf dem Leser nur nochmals versichern – und ich könnte das Zitieren uferlos fortsetzen –, daß es fast keinen einzigen der heutigen wildesten Hexenverfolger und unversöhnlichen Prediger gegen frühere Nationalsozialisten gibt, der nicht selbst einmal irgendwann und irgendwie Hitler *gehuldigt* hat. Wie ist das möglich gewesen, wenn sie ihn innerlich so sehr gehaßt haben, wie sie heute behaupten? Anders Kolbenheyer, denn er schrieb damals genau das, was er glaubte und dachte. Seine Schuld ist höchstens sein *Irrtum*, die Schuld der anderen ist ein *Charakterfehler*. Sie gehören alle zu jener skrupellosen Schicht von Intellektuellen, die wir wunderbar dargestellt und in ihrem Wesen erfaßt in einem Leitaufsatz finden, den auch »Das Reich« vom 30. August 1942 in seinem Kulturteil veröffentlicht hat. Damals gaben die Herren Korn und Petersen und Genossen dem Autor *Kurt Westphal* das Wort zu einem Aufsatz »*Die Intellektuellen*«. Er ist so lesenswert, daß wir einige Stellen zitieren:

»... Grundsätzlich geschieden werden muß zunächst zwischen Intelligenz und Intellektualismus. Wir können diesen Unterschied auf folgende Formel bringen: Intelligenz ist eine Kraft, Intellektualismus bezeichnet eine Haltung. Darüber hinaus ist sie ein Werkzeug zur Wahrheitsfindung. Diese Haltung ist eng gebunden an den Relativismus des 19. Jahrhunderts und von ihm nicht trennbar. Sie ist nur möglich innerhalb einer Weltanschauung, die das Absolute in der Erscheinungen Flucht aufhebt und damit jede echte Verbindlichkeit einer weltanschaulichen, moralischen oder staatlichen Position leugnet. Nur im Namen des Relativismus konnte sich eine geistige Haltung bilden, deren Träger von vornherein darauf verzichten, eine bestimmte weltanschauliche Position zu beziehen, um sie nicht doch sogleich wieder relativistisch selbst aufheben zu müssen. Dies ist die Haltung des hier gemeinten ‚Intellektualismus', der somit bestimmt ist durch die absolute Gesinnungsindifferenz jeder weltanschaulichen Position gegenüber.

Der Intellektuelle bekennt sich nicht, er kann sich gar nicht bekennen. ... Den Intellektuellen reizt nur noch das Spiel der geistigen Möglichkeiten, die ihm, dem geistig und lebensmäßig nicht Gebundenen, in die Hand gegeben sind. *Der Intellektuelle ist darum nichts, aber er hat alles.* Er wurzelt nicht. Er besitzt nicht das, was wir mit dem Wort ‚Substanz' nur ungefähr umschreiben können. Durch diesen Mangel unterscheidet er sich grundlegend von dem echten Geistigen; dieser wird aus dem Gehalt heraus schöpferisch, während der Intellektualist es fast stets nur aus dem dialektischen Widerspruch heraus wird. Der Intellektuelle glaubt sich von allem frei, er will auch von jeder Bindung frei sein und merkt nicht, daß Freisein im Sinne von Nichtwurzeln Überhauptnichtsein bedeutet ... Der Intellektuelle schwebt im luftleeren Raum über den verteidigten Positionen der anderen. Er verschreibt sich keiner. Ihn reizt es nur, die verschiedenen Betrachtungs- und Positionsmöglichkeiten, die einmal eingenommen worden sind und die noch eingenommen werden können, kennenzulernen und mit ihnen ein vergleichendes Spiel zu treiben.

Er ist darum auch nie ein aktiver Mensch; denn Aktivität setzt Entscheidung für eine Haltung, der man seine Aktivität leiht, voraus. Der Mangel an Entscheidungsfähigkeit aber bedingt die *Lahmheit intellektualistischer Haltung*, sie ist dadurch zum Unvermögen, zur im letzten Grunde unschöpferischen Kritik und damit zur Zersetzung verdammt. Der Intellektuelle wünscht daher auch nicht den langen geschichtlichen Bestand einer bestimmten Weltanschauung. Er wünscht vielmehr den raschen Wechsel, weil er ständig Neues sehen und hören will. Der Intellektuelle will sich nicht verpflichten. Wenn von dem Ästheten einmal gesagt wurde, daß er genießen wolle, ohne zu bezahlen,

und daß ihn nichts treffender charakterisiere als die Weigerung des Selbsteinsatzes und des Risikos, so gilt das Gleiche für das Verhältnis des Intellektuellen zum Geist. Auch er macht den Geist, demgegenüber er das Ethos der Verpflichtung nicht kennt, ‚zum Komfort, zum lässigen Spiel' ...«

Stimmt das nicht Wort für Wort? Ist das nicht ein vollendetes Porträt der Herren Süskind und Korn und aller der anderen, die in dieser Schrift vorgestellt sind, und ist es nicht ein geradezu köstlicher literarischer Witz, daß sie offenbar damals gar nicht gemerkt haben, wie schön sie da abkonterfeit wurden in ihrem eigenen Blatt? Ganz richtig: jedes Engagement ist solchen Leuten zuwider! Man legt sich möglichst nicht fest; Freiheit, wie diese Leute sie meinen, heißt Freisein von Verantwortung und von Gewissen, von jenem Maß, an dem Völker wieder gesunden können. Ihr Spiel mit der Welt ist ein ewiges Experiment. Und es ist ganz gleich, ob die Akteure Hitler, Stalin oder Demokratie heißen. Plato nannte sie etwas deutlicher Drohnen. Sie überdauern alle Systeme und sind immer im Recht. Einer ihrer prominentesten Wortführer, der Präsident der Unesco, *Huxley*, hat es einmal besonders prägnant formuliert: *Gewissen gibt es nur als Anpassungsfunktion des Menschen.* Das ist auch in etwa der Schlachtruf der Existentialisten um Sartre: das Ich ist der Gott, die anderen sind nur der Stoff, mit dem man experimentiert. Auch wenn die Menschheit daran zugrunde geht.

Dies führt mich zu einer anderen Figur unseres literarischen Lebens, den Anführer der »*Gruppe 47*« und Wortführer des »*Grünwalder Kreises*«, *Hans Werner Richter.* Das ist nun ein völlig anderer Fall, wenn auch wiederum ein Symptom für unsere literarisch-geistige Situation. Aus allen Büchern Hans Werner Richters sowohl wie aus seiner betriebsamen politischen und literarischen Tätitgkeit in den von ihm geführten Gruppen und Kreisen gewinnt man den Eindruck, daß es sich bei ihm und einem kleinen Teil derer, die ihm nahestehen (während die die meisten nur ein Interessentenschwarm sind, der wie Fliegen auf Marmelade losgeht), um einen der letzten teils beklagenswerten, teils tadelnswerten, teils aber auch fast ein wenig zu bewundernden Idealisten in Deutschland handelt. Er ist auch einer der wenigen, die wirklich niemals mit Hitler paktiert haben, auch nicht mit der sogenannten inneren Emigration. Was er sagt und verkündet, hat also das Gewicht persönlicher Lauterkeit, man muß sich mit ihm ernsthaft auseinandersetzen. *Er bietet vielleicht heute allein einen der wenigen Ansatzpunkte in dem Sumpf unseres literarischen Lebens für ein echtes Gespräch.*

Hans Werner Richter ist der literarische Wortführer der heimatlosen Linken (kein Avantgardist in dem etwas anrüchig-muffigen Sinn der spätreifen Epigonen der Hoch-Zeit des Avantgardismus nach dem ersten Weltkrieg), mehr von politisch-publizistischen Motiven als formal-künstlerischen bewegt, ein betonter Apostel des Engagements in der Literatur. Aber wie bei allen »Linken« ist sein Horizont mit Scheuklappen begrenzt und seine Argumentation auf den etwas tönernen Füßen der Dialektik gewachsen, die den echten Diskussionen, deren Grundpfeiler die Toleranz, die »*Feindesliebe*« ist, um mit *Fritz Heer* zu sprechen, aus dem Wege geht. *Wenn man diskutieren will, muß man einen echten Gegner haben.*

In der Zusammensetzung seiner Gruppen und Kreise aber herrscht ein geistiger Konformismus (trotz einiger kümmerlicher Versuche, Linkskatholiken in sein Lager zu ziehen), der seine eigenen politischen und literarischen Bekenntnisse entweder ad absurdum führt oder in lächerliche Widersprüche verstrickt.

In der Zeitschrift »*Die Kultur*«, die Richters Verleger, *Kurt Desch*, finanziell auf den Beinen hält, dessen neudemokratische Tätigkeit mit ihrem erheblichen Linksdrall übrigens auch in bemerkenswertem Widerspruch zu seiner propagandistischen Tätigkeit für das Dritte Reich steht, hat Richter ein Organ, in dem er seine Thesen mit viel Publizität an den Mann bringen kann. Es versteht sich, daß ihm dafür auch besonders der *Bayerische Rundfunk* zur Verfügung stand, wo er die stark links gerichteten Kommentare des *Dr. Guggenheimer* literarisch-geistig ergänzte. Der Bayerische Rundfunk ist diesbezüglich übrigens ein erstaunliches Phänomen, denn er vertritt damit Ansichten mit meinungsmonopolistischer Intoleranz, die in striktem Gegensatz zur Ansicht von mindestens neunzig Prozent seiner Hörerschaft stehen. Offenbar ist dies ein besonders eindrucksvolles Zeugnis »demokratischer« Auffassung. Hier kämpft Hans Werner Richter gegen die »Restauration und Renazifizierung der Bundesrepublik«, in politischer und auch literarischer Beziehung, und beteuert zuweilen, daß sein Kampf sich *auch* gegen den Kommunismus richte. Daß er damit niemanden überzeugt, solange er nur nach rechts schießt und sich in ständigen Rechtfertigungsversuchen bezüglich der Entartung von links überschlägt, darf ihn nicht wundern.

In einer Rede vor dem »Grünwalder Kreis«, die auch in der »*Kultur*« veröffentlicht wurde, hat Hans Werner Richter unlängst einmal die Katze aus dem Sack gelassen und seinen seltsamen Standpunkt dahingehend enthüllt, daß man wohl einen Unterschied machen müsse zwischen den *emotionalen* Verbrechen des Nazismus und den *rationalen* des Kommunismus. Das ist dieselbe These, aus der die Anschauung wächst, daß zwar ein Hitlergedicht Kolbenheyers ein unverzeihliches, bis ins fünfte Glied zu verfolgendes Verbrechen sei, daß alles, was dieser bedeutende Dichter in einem achtzigjährigen Leben geschaffen hat, seine große Paracelsus-Trilogie, sein Spinozaroman, seine Dramen, von seiner umstrittenen Bauhüttenphilosophie jetzt einmal abgesehen, durch dieses Hitlergedicht ausgelöscht sei, während es einem Sakrileg gleichkomme, wenn man die prokommunistischen Gedichte Brechts verurteile und gar noch darauf hinweist, daß Brecht heute, im Gegensatz zu Kolbenheyer damals. ja in voller Kenntnis der langjährigen Verbrechen Moskaus und Pankows dieses System verherrlicht habe (auch wenn er gelegentlich in Bezug auf gewisse Kunstfragen rebelliert hat, denn mehr hat er nie gegen seine östlichen Herren nach 1945 getan).

Das ist ein Messen mit zweierlei Maß von erschreckender Unwahrhaftigkeit. Man fragt sich ernstlich, wohin es denn führen soll, wenn Literaten, die behaupten, der Humanität und Freiheit und Menschenwürde zu dienen, *einen Unterschied machen, ob man Millionen Menschen emotional oder rational umbringt,* ob man ganze

Völker emotional oder rational ausrottet, ob der Terror und die Diktatur emotional oder rational gehandhabt werden. Ich fürchte, daß es den Millionen ermordeten Juden und ihren Angehörigen genau so wie der noch viel größeren Zahl Ermordeter des bolschewistischen Systems im Laufe vierzigjähriger Herrschaft, daß es vor allem auch den Ermordeten und Verschleppten und mit Panzern niedergewalzten Ungarn ziemlich gleichgültig sein dürfte, ob sie das emotionalen oder rationalen Gründen verdanken.

Um bei der These Hans Werner Richters zu bleiben, ist also die rationale Niederwerfung Ungarns im Grunde viel weniger tadelnswert als der aus rein emotionalen Gründen, nämlich aus einem tiefen Nationalgefühl, entstandene Aufstand der Ungarn.

Im Juniheft 1957 der Zeitschrift »*Die Kultur*« liest man (in einem massiven Angriff gegen den deutschen *Außenminister von Brentano,* der sich weigerte, westdeutsche Steuergelder für *Brecht*-Aufführungen im Ausland als repräsentativen Ausdruck deutscher Kultur 1957 zur Verfügung zu stellen):

»Es mangelt an Sauerstoff der Freiheit, es mangelt an Achtung vor der geistigen Leistung ... Das Übel, das sich immer stärker offenbart, ist die mangelnde Achtung und Wertung alles Schöpferischen ...«

Da kann man nur sagen: Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen! Gerade von der heimatlosen Linken, die nunmehr, da es um Brecht geht, *meiner persönlichen Ansicht nach übrigens mit Recht,* gegen den Terror gegen schöpferische Menschen auftritt, die politisch andere Meinungen vertreten oder geirrt haben, ist aber denn doch seit 1945 ein so beispielloser Terror in diesem Sinne ausgeübt worden, daß man sich fragen muß, ob hier blinde Naivität oder bösartige Dialektik am Werke sind.

Hans Werner Richter huldigt der Ansicht, und er steht damit nicht allein, daß der »Kommunismus als Idee« etwas Großartiges sei und daß er nur durch die stalinistische Realisierung entartet wurde, während Tito und Gomulka gewissermaßen eine Vorstufe für eine »reine und edle Verwirklichung« des Kommunismus darstellen, die man nur noch weiter entwickeln, auflockern, sich dienstbar machen müsse, die nur der Ermutigung und Steigerung bedürfe. Das fast Komische solcher Auffassungen liegt darin, daß sich in ihnen wieder einmal die mit tragischen Aspekten behaftete Naivität offenbart, der wir junge Nationalsozialisten vor fünfundzwanzig Jahren mit fast haargenau gleichen Argumentierungen erlegen sind. Es ist jene kindische Hoffnung, man könne politische Doktrinen in der Praxis zu einem »Menschheitsparadies« gestalten. Dieser Irrglaube, dem ich einmal genau so erlegen bin, wie Herr Richter und seine Anhänger ihm heute erliegen, ist im Grunde für den Zustand der Welt verantwortlich. *Solange die Menschheit und vor allem ihre geistigen Eliten nicht begreifen, daß es niemals und unter keinen Umständen einen Grund geben kann, auch nur ein einziges Leben körperlich oder auch geistig und seelisch zu zerstören, um dafür das Pseudoleben eines konformistischen Staats- oder Wirtschaftsgebildes zu verwirklichen, wird es keine Freiheit und keine echte Demokratie geben.*

Gewiß, es liegt in der Natur des geistigen Menschen, daß er, wenn er wirklich Gewissen, Charakter und Verantwortungsgefühl besitzt, links stehen muß, wenn ich dies so ausdrücken darf; auch wir junge Nationalsozialisten kamen vorwiegend aus *sozialistischen* Gründen zu Hitler. *Der geistige Mensch wird sich immer wieder an die Seite des Schwächeren, des Ärmeren, des Verfolgten, des Ausgebeuteten, des Geschundenen stellen und auf die Seite der Freiheit.* Aber so, wie wir einmal dachten, daß mit Hitler durch eine ideologisch reglementierte Ordnung Freiheit und Sozialismus gewonnen werden könne, so denkt Hans Werner Richter jetzt, er würde einmal mit dem Kommunismus einen demokratischen Edelstaat verwirklichen können. Da muß ich denn doch bemerken, daß neben politischen Leitsätzen auch die Einsicht in die unumstößliche Struktur des Menschlichen im Historischen und Gesellschaftlichen für den geistigen Menschen ein selbstverständliches Fundament sein muß, auf dem er sein Wirken aufbaut. Es ist nämlich ungeistig und im höchsten Grade naiv, wenn man in Kenntnis dieser menschlichen Grundstruktur annimmt, daß dort, wo Menschen schrankenlose Macht über andere erhalten, daß dort, wo man um einer doktrinären These willen bereit sein muß, alle anderen Voraussetzungen menschlichen Zusammenlebens über Bord zu werfen, jemals etwas Gutes entstehen kann. Die alten und neuen Slogans: »Gut und richtig ist, was dem Volke nützt« und »Gut und richtig ist, was meiner Ideologie, der kommunistischen Partei und der Idee der Weltrevolution dient«, sie unterscheiden sich voneinander durch nichts und haben die gleichen Folgen: Aufhebung der Freiheit, des Rechtsstaates und der Menschenwürde. Wer denken kann, muß dies erkennen.

Ich halte jene, die auf eine »Renazifizierung« hoffen oder an sie glauben oder für sie wirken (ich muß allerdings gestehen, daß ich bisher nur sehr wenige dieser Art getroffen habe), für genau so dumm und unfähig, die Welt zu begreifen, wie jene, die sich von einer »humanisierten, geläuterten Form des Kommunismus« irgend etwas Gutes erwarten. Ein wesentlicher Unterschied liegt allerdings vor - und insofern hinkt mein Vergleich ein wenig - zwischen meinen und der jungen Nationalsozialisten genährten Hoffnungen vor fünfundzwanzig Jahren, man könne Hitlers Bewegung und Staat humanisieren, und Richters heutigen analogen Hoffnungen in Bezug auf die Realisierung der klassenlosen Gesellschaft: abgesehen von dem Altersunterschied, der doch recht verschiedene Reife- und Erfahrungsgrade bedingt oder bedingen sollte, konnten wir 1933 wirklich nicht ahnen, in welchem Meer von Blut und Tränen dieser unser »Hoffnungsstaat« untergehen würde. Hans Werner Richter und seine Genossen aber können dergleichen Entschuldigung für sich *nicht* in Anspruch nehmen. Denn die Geschichte der letzten vierzig Jahre Bolschewismus bis in die jüngste Zeit hat ihnen unzweideutig klar gemacht, wohin dieser »Idealstaat der Zukunft« in der Praxis führt. Ist Idealismus allein ein Entschuldigungsgrund dafür, daß man unzweifelhaft seine geistigen, literarischen und publizistischen Kräfte einsetzt, die Idee des Kommunismus, wenn auch »in geläuterter Form«, der übrigen Welt, die noch in einer wenn auch bescheidenen und vielfach, wie wir ja sahen, beschmutzten Freiheit lebt, schmackhaft zu machen und ihre Wirklichkeit und Gefahr zu ver-

niedlichen? Es gibt nichts absolut Gutes auf der Welt, und es gibt in der menschlichen Ordnung wie in der politischen *nur ein Bekenntnis zum kleineren Übel.* Alles andere ist utopisch, ist Ausdruck eines naiven Idealismus, es gehört in den Bereich einer unbeschreiblich primitiven Romantik oder geistigen Gewissenlosigkeit. Man kann mit dem Bolschewismus nicht paktieren. Das gleiche, was die ganze heimatlose Linke, um zur Literatur zurückzukehren, gerade jenen Schriftstellern und Publizisten vorwirft, die, sei es aus Idealismus oder Opportunismus, mit den Nationalsozialisten paktiert haben, übrigens in Eintracht mit einem Großteil der übrigen Welt, von Lord Halifax bis Stalin, der Vorwurf nämlich, *mit einem verbrecherischen System kollaboriert, Mangel an Mut bewiesen zu haben, dem Gewissen zu folgen, mit einem Wort Schuld an dem geistigen und politischen »München« des Jahres 1939 zu haben, genau das tun sie nun selbst.* Und dazu angesichts einer Lage und im Besitz einer geschichtlichen Erfahrung, die viel eindeutiger sind als zur Zeit »Münchens«.

Ich bin schon lange zur Überzeugung gekommen, daß die enttäuschten und geheilten ehemaligen Nationalsozialisten heute wesentlich bessere Demokraten sind als die ganze demokratische Linke, die ständig mit dem Bolschewismus liebäugelt, und in voller Kenntnis der Tatsache, was er bedeutet. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß man die Freiheit mit ständigen Appellen an die Angst schützen kann, es ist der gleiche Irrtum, als wenn jemand glauben würde, er könne sich vor Straßenräubern und Mördern schützen, die das eigene Haus belagern, indem er die kärglichen Waffen abliefert, die er hat, und alle Türen und Fenster des Hauses öffnet in der naiven Hoffnung, die mörderischen Straßenräuber würden, von soviel christlicher Demut und Vertrauensseligkeit gerührt, sich plötzlich in Gentlemen und weiße Lämmer verwandeln und befriedigt von dannen ziehen. *Man kann das Böse niemals mit Angst überwinden, sondern nur mit Mut und Willen zur Selbstbehauptung.*

Wenn ich an Hans Werner Richters Stelle wäre, würde ich beginnen, in meinem Volke für das Maß zu wirken, für Brüderlichkeit, für Freiheit nach allen Seiten, ich würde keine Universität zur Erforschung der östlichen Dialektik und Politik zu gründen versuchen, sondern eine für Menschlichkeit, Gewissensstärke, Glaubenskraft und Verantwortungsgefühl, ich würde den »Grünwalder Kreis« *nicht gegen jemanden, sondern für etwas einsetzen,* ich würde die Fronten unseres Volkes als Schriftsteller und Publizist nicht ständig zu verhärten, sondern aufzulockern suchen, ich würde mich und die Menschen freimachen von jeder politischen Engstirnigkeit und Ideologie und dafür die eminente politische Sendung des Schriftstellers aufgreifen: das Bild des Menschen über alle Fratzen politischer Verzerrung hinweg wieder zum Leuchten zu bringen.

Mit emphatischer Begeisterung hat Hans Werner Richter vor einigen Monaten das Bekenntnis des ungarischen Schriftstellers *Julius Hay* über die Freiheit des schöpferischen Menschen als Beispiel für alle Schriftsteller hingestellt. Es lautete:

»In der Literatur aber ist der ‚Reine Tisch' nur dann wirklich rein, wenn mit unsichtbaren Buchstaben ein unverletzbares Dekret geschrieben wird: ein Dekret über die Freiheit der Literatur ... Der Schriftsteller muß, wie jedermann, die unbegrenzte

Freiheit haben, die Wahrheit zu sagen, jeden, was immer er auch sei, zu kritisieren, traurig zu sein, verliebt zu sein, und über den Tod nachzudenken. Er muß nicht veranlaßt werden, in seinen Werken Licht und Schatten auszubalancieren. Er soll an die Allmächtigkeit Gottes genau so glauben dürfen, wie er anderseits das Recht haben muß, Gott zu leugnen ... Er soll manches ungerecht empfinden dürfen, was von offizieller Seite immer noch als gerecht empfunden wird. Auch darf man ihm nicht das Recht verwehren, einige leitende Persönlichkeiten nicht zu lieben ... Er soll die Art, wie einige leitende Personen leben, sprechen oder arbeiten, verurteilen können ... Er soll Schriften, die von wichtigen Personen als beispielhaft angesehen werden, als mangelhaft empfinden dürfen oder nicht, manche literarischen Gesetze wieder zum Leben erwecken dürfen und auf andere ‚pfeifen'. Wer kann es ableugnen, daß vieles von dieser Denkweise noch in der letzten Zeit verboten war und unter Strafe stand? Und auch heute werden diese Dinge höchstens toleriert und nicht, wie andere Dinge, als erlaubt betrachtet. So sieht die Art von Freiheit aus, für die wir Schriftsteller durch Feuer und Wasser gehen müssen.«

Wenn man sich solche wegweisende Postulate zu eigen macht, muß man sie in erster Linie selbst verwirklichen. Man muß demnach jedermann das Recht auf Irrtum zugestehen, man muß jedem, wirklich aber auch jedem das Recht einräumen, seine eigene Meinung zu vertreten, das anzugreifen, und das zu verteidigen, was jeder will. Man darf die Gnadensonne seiner publizistischen Anteilnahme dann nicht nur denen zuwenden, deren politische Haltung man bejaht, sondern *man muß ein Prinzip daraus machen, jeden Menschen, ganz gleich, was er war, was er ist oder was er will, als Mensch zu achten und ihm unter allen Umständen behilflich sein, jenes Reich der Freiheit zu bewahren, für das man als geistiger Mensch die Verantwortung mitzutragen sich vorgenommen hat.*

Sie haben in einer großen Sendung des *Bayerischen Rundfunks* am 8. Mai 1957 über die Verantwortung des Schriftstellers gesprochen, Herr Richter. Und Sie haben sich dort zu dem Grundsatz bekannt: Der Schriftsteller muß der Hüter der Humanität sein. Soweit ich über den Begriff Humanität unterrichtet bin, schließt er ein, daß man als Schriftsteller dort aufstehen muß, wo der Geist verfolgt wird, wo ein Mensch um seiner Weltanschauung, seiner Haltung, seines Irrtums willen verfolgt wird, selbst wenn er politisch mein Todfeind ist. Und selbst wenn ich hundertmal glaube, daß seine Ansicht falsch ist. *Aber er muß sie vertreten dürfen und können, und er muß frei sein in dem, was er sagt.* Obwohl Sie sich aber zu der These bekennen, daß der Schriftsteller ein Hüter der Humanität sein muß, nehmen Sie selbst seit einem Jahrzehnt an einem Terror teil, der Deutschland auch heute noch geistig überzieht. Sie decken durch Schweigen oder sogar durch aktive Anteilnahme Opportunisten und ehemalige Nationalsozialisten, die viel mehr auf dem Gewissen haben als die meisten von denen, die Sie angreifen, weil sie heute politisch anders liegen als Sie und Ihre Freunde. Sie maßen sich ein Richteramt über Menschen an, Herr Richter, jedoch nicht aus Ihrem menschlichen Gewissen und aus Ihrer humanitären Verantwortung, sondern aus einem rein *politischen Aspekt,* und das ist genau das Gegenteil dessen, was Ihr ungarischer Kollege mit seinem Bekenntnis meinte, das Sie zu Ihrem gemacht haben.

Wenn ich Ihnen so ausführlich dargelegt habe, was ich von Ihrem literarischen Wirken halte, so deswegen, weil ich, wie gesagt, an die Naivität Ihrer idealistischen Haltung glaube und weil Sie mir deswegen viel näherstehen als unsere ganzen eitlen, ästhetisierenden, sich als Grandseigneurs unserer Literatur aufspielenden Literaten, die ihr Gewissen vorwiegend nach opportunistischen und geschäftlichen Gesichtspunkten handhaben. Wenn Sie, Herr Richter, die deutsche Literatur wirklich erneuern und einen Beitrag zur Wiedererweckung der Humanität leisten wollen, ein Anliegen, das gerade unserer Zwischengeneration so sehr am Herzen liegt, dann *wird Ihnen dies nicht mit Haß und Krieg gegen andere Menschen gelingen, sondern nur dann, wenn Sie imstande sind, eine echte und große Brüderschaft im Menschlichen und Geistigen herzustellen, in der nicht das Primat des Politischen, sondern ausnahmslos und kompromißlos das des Menschlichen gilt.* Nur dann wird es vielleicht möglich sein, ein wirkliches Gegengewicht gegen jene verfaulte und geistig korrumpierte Schicht zu schaffen, die sich heute in ihrem pseudoliterarischen Ruhm als Schriftsteller und Literaturkritiker sonnt, die vorgibt, den literarischen Ton anzugeben, zwar ohne jedes entscheidende Echo in unserem Volk, aber sich gegenseitig zu einer Geltung hochlobend, gegenseitig mit Preisen bedenkend, gegenseitig in Akademien wählend und mit Orden und Professorentiteln auszeichnend, ein fürwahr gespenstiges, unwahrscheinliches Treiben, indessen überall die Menschen unseres Volkes hungrig sind nach geistiger Hilfe, nach Leitbildern, nach wirklichen Zielen und Erfüllungen ihres in Materialismus und Nihilismus erstickenden Lebens.

Verlassen wir damit die heimatlose Linke in unserer Literatur, über die natürlich viel mehr zu sagen wäre, als es der kleine Raum dieser Schrift zuläßt, und werfen wir einen kurzen Blick auf die sogenannte hohe Literatur unserer Zeit, insbesondere in Bezug auf ihre menschliche und moralische Beschaffenheit. Nur ein kleiner Blick hinter die Kulissen.

Vor allem möchte ich mich ein wenig mit der seit einem Jahrzehnt von Skandalen oder besser Skandälchen umwitterten *Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung* befassen, die einer der schuldigen Mittelpunkte unseres chaotischen literarischen Zustandes ist, mit erheblichen Mitteln aus Steuergeldern bedacht, durch geschickt ausgeteilte Ehrenmitgliedschaften an höchste Politiker diplomatisch nach außen abgeschirmt, im Grunde jedoch mit wenigen Ausnahmen nicht viel mehr als ein sehr leichtgewichtiger Interessenverein von Literaten. Gewiß waren Akademien und ähnliche echte oder angemaßte Gremien literarischer Eliten immer schon wahre Seuchenherde für Intrigen, Neid, Eitelkeiten und Kämpfe der sonderbarsten Art. Schon Schiller und Goethe konnten davon ein Lied singen. Die Literatur der Weimarer Republik genau so wie die unter Hitler. Früher ging es jedoch vielfach um Kämpfe unter wirklichen *Persönlichkeiten.* Es waren letztlich große *geistige* Diskussionen, die feindliche Lager schufen. Man hielt sich an gewisse ethische und moralische *Grundsätze* und beugte sich der Autorität und dem künstlerischen Niveau. Heute aber?

Die Darmstädter Akademie wurde nach 1945 von dem verdienstvollen Sprach-

forscher und Sprachpfleger *Dr. Oskar Jancke* gegründet. Er verstand es, in kurzer Zeit viele, wenn auch leider nicht alle wesentlichen Kräfte literarischer Art in der Akademie zu sammeln, bis es einer Reihe von Literaten gelang, die Akademie in ihrer ursprünglichen Absicht und Struktur zu sprengen und zu einem zügellosen Tummelplatz ihrer eigenen Eitelkeiten und Geltungsbedürfnisse zu machen. Ich hatte Gelegenheit, Einblick in den Briefwechsel einiger heute als führend geltender Literaten um diese Kämpfe oder vielleicht besser ausgedrückt Krämpfe der literarischen Vereinsmeierei aus jenen Jahren zu nehmen, und habe mich kopfschüttelnd gefragt, wie es möglich ist, daß so hochgeehrte, auf geistigen Thronen sitzende Schriftsteller sich wie die kleinen Kinder benehmen können. Nach einigem Hin und Her platzte schließlich die Akademie, und ihr Gründer kehrte ihr, zusammen mit den besten Kräften, den Rücken. Damit war nun endlich die Bahn frei für Männer wie *Hermann Kasack, Kasimir Edschmid, Max Stefl, Fritz Usinger* und viele andere weitum unbekannte. Mit einer erstaunlichen Naivität hat *Hermann Hesse* diese Interessengemeinschaft geltungshungriger zweitrangiger Literaten als »*Gewissen der Nation*« bezeichnet. Es stünde schlimm um das deutsche Volk und seine Geistigkeit, wenn dies wirklich der Fall wäre. Wir konnten dann später erleben, wie *Manfred Hausmann* die Akademie verließ, wie *Bernt von Heiseler*, der sich vergeblich gegen die Zigarettenreklame einer Reihe von Akademiemitgliedern wandte, schließlich die Konsequenzen zog, wir sahen mit Staunen, daß die Akademie einem so bedeutenden Publizisten wie *Friedrich Sieburg* die Aufnahme verweigerte unter Hinweis auf angebliche Sünden Sieburgs im Dritten Reich. In Wirklichkeit war man wohl nur böse, weil Friedrich Sieburg in einem Buch recht unfreundlich über die Akademie und ihr Versagen geschrieben hatte. Man benützte die Gelegenheit, ihn auch noch öffentlich zu diffamieren, denn die satzungsgemäß streng vertraulich zu behandelnde Entscheidung über seine Nichtaufnahme und ihre Gründe erschien auf dem Umweg über französische Zeitungen in der deutschen Presse.

Im Falle des Austritts *Bernt von Heiselers* veröffentlichte der Präsident *Hermann Kasack* in der »*Frankfurter Allgemeinen Zeitung*« sogar Einzelheiten aus einer solchen vertraulichen Sitzung, noch dazu entstellt, um den Kollegen, der sich nicht kaufen ließ, damit politisch anzuschwärzen, es war der gleiche Hermann Kasack, der sich wohl zur Erhöhung eigenen Ruhms auch unbedingt der Ehrenmitgliedschaft *Thomas Manns* versichern wollte und als »vorbildlicher Demokrat« diese Berufung zum Ehrenmitglied noch unbedingt »*einstimmig*« durchsetzen wollte. Mit Vergnügen war zu hören, daß diesen Versuchen der einstige Emigrant *Bernard von Brentano* ironisch entgegentrat und die Pressionen des Präsidenten zur Einstimmigkeit mit dem monotonen Zwischenruf zurückwies: »Einstimmig ist Nazi!« Weniger vergnüglich war dann zu hören, daß doch ein einstimmiger Beschluß zustande kam, nachdem eine Reihe von Mitgliedern bei der entscheidenden Abstimmung nicht anwesend war oder nicht anwesend sein wollte, die dagegen gestimmt hätte, wie *Brentano*,

Friedrich Bischoff und *Manfred Hausmann.* Letzterer hat danach seinen Austritt aus der Akademie erklärt in einem Schreiben an den Präsidenten, das er nicht, wie in der ersten Auflage dieses Buches irrtümlich mitgeteilt wurde, der Presse zur Publikation zur Verfügung gestellt hat, sondern das er fairer Weise nur einem kleinen Freundeskreis zur Kenntnis gab. Dieses Schreiben halte ich jedoch für so beispielhaft und die Öffentlichkeit in so hohem Maße interessierend, daß ich es hier publizieren will. Manfred Hausmann schrieb u. a.:

»Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung hat, wie ich aus der Zeitung erfahre, Thomas Mann aus Anlaß seines 80. Geburtstages die Ehrenmitgliedschaft angeboten. Vor 10 Jahren, an seinem 70. Geburtstag, hat derselbe Thomas Mann als amerikanischer Bürger und amtlich Zugehöriger eines amerikanischen Staatsinstitutes vor Amerikanern in der Library of Congress zu Washington eine Rede über ‚Deutschland und die Deutschen' gehalten. Sie wurde von der ‚Neuen Rundschau' gebracht und ist auch, in ihrer deutschen Fassung, als Broschüre erschienen.

In dieser Rede stehen Sätze über Deutschland – über das ganze Deutschland ohne jede Einschränkung – und über den deutschen Charakter, deren Zynismus und Gehässigkeit auch dann nicht zu entschuldigen sind, wenn man die Zeit und die Umstände ihrer Entstehung berücksichtigt. Die brillante und genaue Formulierung der Rede beweist, daß sie auf das sorgfältigste bedacht wurde.

Ich habe nicht gelesen oder gehört, daß Thomas Mann irgendwo bekundet hätte, er könnte diese Sätze heute nicht mehr aufrecht halten. Mithin bekennt er sich auch jetzt noch zu ihnen. Sollte ich mich jedoch irren, dann lasse ich mich gern eines besseren belehren. Ich wäre sehr glücklich darüber.

Es ist mir unbegreiflich, *wie die Akademie jemanden, der sich seinem ehemaligen Vaterland gegenüber in der Zeit der tiefsten Not so fragwürdig verhalten hat, zu ihrem Ehrenmitglied ernennen kann.* Um deutlich zu machen, daß ich diesen Schritt entschieden mißbillige, bitte ich Sie, sehr verehrter Herr Präsident, meinen Namen von der Liste der Akademiemitglieder zu streichen.«

Betrachten wir uns einmal ein paar Figuren dieses sogenannten geistigen Gewissens der Nation, Figuren, die unversöhnlich und pharisäisch eine unentwegte öffentliche, vor allem aber geheime Hetze gegen alle Schriftsteller veranstalten, die ihnen nicht genehm sind, teils, weil sie sich kritisch über die Akademie oder Werke ihrer Mitglieder äußern, teils, weil ihr Werk bedeutender, ihr Name im Volke größer ist, teils, weil sie früher einmal ein Hitlergedicht oder einen Artikel im Dritten Reich geschrieben oder eine sonstige Sünde dieser Art begangen haben. Es sind also Figuren eines Gremiums, das mitverantwortlich ist für jenen Geist, den das Blatt Hans Werner Richters so bitterböse an Außenminister von Brentano tadelt: die Mißachtung schöpferischer Persönlichkeit und Leistung, die stupide Einteilung in schwarze und weiße Schafe, Feme gegenüber den Kollegen, von deren Geltung und Wirkung man früher eine ganz andere Meinung vertrat.

Ich muß gestehen, daß mir die Einzelheiten, die mir zum großen Teil aus unmittelbarer eigener Erfahrung über das Treiben der literarischen Stars dieser seltsamen Akademie bekannt geworden sind, sowohl dem Niveau wie dem Moralischen nach so unfaßbar sind, daß ich lange überlegt habe, ob ich mich in dieser Schrift damit überhaupt befassen soll. Denn immerhin repräsentiert

dieser Verein nach außenhin teilweise das literarische Gesicht Deutschlands. Hervorragende Männer, angefangen von *Theodor Heuss* bis zu *Thomas Mann*, waren oder sind Ehrenmitglieder, und ich fürchte sehr, daß die nachfolgenden geschilderten Vorgänge und Charakterbilder eines Teiles der Mitglieder nicht gerade die Achtung unseres Volkes vor seinen Literaten steigern werden. Aber wenn ich bedenke, welches beispiellose *Mißverhältnis von äußerer Geltung und innerem Wert* hier vorliegt – ich habe mich in den vergangenen Jahren ja bereits mehrfach öffentlich mit diesem Verein auseinandergesetzt –, erscheinen mir diese Enthüllungen notwendiger als das Verschweigen eines solchen öffentlichen Mißstandes.

Einige Mitglieder dieser Akademie haben wir schon kennengelernt: *W. E. Süskind* gehört ihr an, ein – wie wir bereits nachgewiesen haben – besonders verdienter »Antifaschist«, allerdings erst *nach* 1945, und seiner ganzen Struktur nach ein sinnfälliges Beispiel für ein Gremium, das sich als »Gewissen der Nation« aufspielt. Auch *Bruno E. Werner*, der literarische »Galeerensträfling Hitlers« ist prominentes Vereinsmitglied.

Auch *Rudolf Pechel* gehört der Akademie als Ehrenmitglied an. Hier fällt mir allerdings nun die Pflicht zu, einige abschließende Worte zu sagen, nachdem der Leser im ersten Teil dieser Schrift vielleicht einen zwiespältigen Eindruck von dem Wirken dieses bedeutenden Publizisten gewonnen hat und so die Gefahr besteht, daß man Pechel auf eine Stufe mit den vielen Opportunisten stellt, die wir vorgeführt haben. Rudolf Pechel erscheint mir aber als ein typisches, ja, geradezu klassisches Beispiel für die tatsächliche innere Lage und Entwicklung und für die Gewissensnot, in der sich anständige Menschen seit 1918 bis zum heutigen Tage befinden. Pechel ist seiner Haltung nach national und konservativ. Er stand dem Kreis um Papen und Edgar Jung nahe. Nach dem ersten Weltkrieg hat er in der »*Deutschen Rundschau*«, wie er selbst bekannt hat, mit allen publizistischen Mitteln für eine Erneuerung und Gesundung unseres Volkes gekämpft, sich zu der Unverletzlichkeit soldatischer Ehrbegriffe, einem maßvollen nationalen Selbstgefühl und beispielgebend immer wieder gegen die Entartung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Kunst und der Literatur bekannt.

Nach der Machtergreifung Hitlers hat er mit vielen inneren Vorbehalten, wie dies seinem Kreise gemäß war und wie es sich in der Gestalt des ermordeten *Edgar Jung* tragisch, in der *Papens* mehr ins Absurd-Lächerliche zugespitzt hat, versucht, seinen Frieden mit dem Nationalsozialismus zu machen, und zwar durchaus in einem guten und lauteren Sinn. Ihm schwebte wohl vor, durch sein publizistisches Wirken, in kritischer Bejahung und zu stets mahnender Anteilnahme bereit, seinen Beitrag zu leisten zu einer idealen Entwicklung des neuen nationalen Staates im Sinne seiner seit eh und je verfochtenen Ideale. Er hat dies auch jahrelang bis weit in die Kriegsjahre hinein getan, immer mutig gegen Mißstände und Gefahren der Entwicklung ankämpfend, aber grundsätzlich das Ganze bejahend. So schrieb er in der »Deutschen Rundschau«, in die er sich nach 1933 den im gleichen Sinne nationalen *Paul Fechter* und *Eugen Diesel* als Mitherausgeber holte, ständig »*Zwischen den Zeilen*«, wie er dies auch in einem

nach 1945 erschienenen Buch dieses Namens überzeugend dargelegt hat. Es war eine erzieherische, bessernde und warnende Funktion, die er ausübte. Er tat damit etwas, was in jenen Jahren alle anständigen Publizisten zu tun trachteten, mit mehr oder weniger Mut, mit mehr oder weniger Glück gegenüber den Bedrohungen durch das System; vor allem taten dies aber auch die anständigen jungen Nationalsozialisten, und zwar weit mehr und weit mutiger als die Opportunisten vom Schlage *Süskinds* und *Dr. Werners.*

Rudolf Pechel möge versichert sein, daß die Zitate in diesem Buch aus seiner Zeitschrift nicht im leisesten meiner Hochachtung vor seiner Haltung Abbruch tun sollen. Es lag mir nur daran, an seiner doch heute unumstrittenen Figur zu beweisen, wie verlogen und pharisäisch jene Publizisten handeln, die wahllos und kritiklos bedeutende Dichter und Publizisten mit dem Bannstrahl ihrer Verdammungen richten, obwohl die meisten von ihnen nicht viel anders gehandelt haben als Pechel. Ich nehme es ihm auch nicht übel, wenn er nach 1945, oft weit über das Ziel hinausschießend und so das sonst reine Bild seines Wirkens trübend, Dinge geschrieben hat, die in einigem Mißverhältnis zu seiner Haltung zwischen 1933 und 1942 stehen. Dennoch muß ich hier nunmehr nachdrücklich feststellen, daß Rudolf Pechel, der 1942 nach Einstellung der Zeitschrift auf Grund seiner Kritik am Dritten Reich ins KZ kam und dort die Zeit bis Kriegsende, an Leib und Leben bedroht, verbringen mußte, einer der ganz wenigen echten und tapferen Widerstandskämpfer unter den Publizisten gewesen ist, der die Konsequenz aus seinen gewandelten Erkenntnissen gezogen hat, zu denen ihn die Erfahrungen zwischen 1933 und 1942 zwar langsam, aber unaufhaltsam geführt hatten. Die Achtung, die ich ihm für diesen persönlichen Opfermut zolle, schließt jedoch nicht aus, daß ich ihm auch meine Verwunderung ausdrücke, wie wenig es zu dieser Haltung paßt, wenn er heute in seiner Zeitschrift sich jenen Geist ausbreiten läßt, den die Süskinds und Korns, die Richters und Kasacks in die Literatur und Publizistik unserer Zeit gebracht haben, den Geist des völligen Unverständnisses für die sachliche und menschliche Wirklichkeit jener Zeit, in der sich doch im Schicksal jedes einzelnen in öffentlicher Wirksamkeit Stehenden mehr *Tragik* als *Schuld,* mehr *Anlaß für Mitgefühl und tiefes Verständnis* als für *Haß* und *Rache* verbirgt. Rudolf Pechel, der dies alles an sich selbst so furchtbar erfahren hat, kann daher niemals in das Geschrei gegen Männer wie *Kolbenheyer* und *Grimm* einstimmen, die zu lesen seine Zeitschrift uns 1933 mit solchem Nachdruck empfohlen hat. Es ist unmöglich und seiner unwürdig, daß seine Zeitschrift heute die Geschichtsfälschung, die billigen Verzerrungen und Simplifizierungen über jene schrecklichen Jahre mitmacht, an der alle jene ihre Suppe kochen, die entweder die Demokratie zerstören oder nur ihren eigenen Geschäfts- und Ruhmesinteressen dienen wollen. Wenn man einmal, wie Rudolf Pechel es in der »*Deutschen Rundschau*« zum sechzigsten Geburtstag im März 1935 getan hat, *Hans Grimm* mit folgenden Worten feiern ließ, so verpflichtet das auch heute:

»Das Entscheidende an der Gestalt *Hans Grimms* ist trotz dem großen Dichter der

Mann, *und daß dieser Mann in seinem Leben und Handeln nie andere Wege geht als in seinem Schreiben und Sprechen* ... Grimm hatte das Deutsche als Wesen von Anbeginn in sich und erwarb es draußen als bewußten Besitz: so wurde er einer der wenigen, denen, als sie im reifen Alter zu schreiben begannen, ihr Dichten von selber, ohne Pathos, ohne Phrase und ohne Übersteigerung natürliches Bekenntnis zu Land und Volk wurde. Aus diesem Bekennen wuchsen schon die Olewagensage und die Geschichten aus Südafrika, *aus diesem Empfinden empfing er die große Dichtung von ,Volk ohne Raum', die einzige, die wir den Angelsachsen und ihrem Kipling ernsthaft entgegenzustellen haben.* Sie hält den Vergleich mit dem großen Imperialismus des Engländers aus, weil sie *ohne* Imperialismus von der gleichen selbstverständlichen, stolzen Volksüberlegenheit, vom gleichen natürlichen Herrentum erfüllt ist wie Kiplings Erzählungen von den Knabengeschichten bis zu den indischen Soldatenlegenden. *Im Werk Hans Grimms spricht ein Mann, in dem die besten Züge des deutschen Wesens Gestalt und Ausdruck zugleich gewonnen haben, ein aufrechter, nur auf sich selber stehender Mann voll berechtigten Bewußtseins seines Wertes und zugleich voll feinsterBescheidenheit vor den großen Mächten des Lebens* – einer, der dieWelt seines Volkes im tiefsten liebt und in dieser Liebe nicht das Recht, aber die Verpflichtung zur herbsten Kritik fand, wo sie nötig ist ... *Hans Grimm ist einer der ersten Führer unserer Literatur zum Weltdeutschen,* der aus dem Leben draußen den gleichen großen Blick auf die Zusammenhänge mitgebracht hat; in seinem Imperium lernt, und gerade von da aus ist er wichtigster Besitz für dieses Land der Binnenhorizonte geworden. Denn das wirkliche Wesen der deutschen Nation wird erst gestaltet werden, wenn ihre repräsentativen Männer den inneren Reichtum des Volkes mit dem Weitblick solcher Welterziehung nicht nur zu vereinen, sondern zu verschmelzen wissen.«

Wer sich mit solchen Worten 1935 zu Männern wie Hans Grimm bekannt hat, kann nicht 1956 die gleiche Zeitschrift drittrangigen Schreibern öffnen, die den gleichen Hans Grimm, Kolbenheyer und andere als »braune Ratten« bezeichnen, die »endgültig totgeschlagen werden müssen«, wie das die »Deutsche Rundschau« Rudolf Pechels tut, *sondern der muß auch in der Demokratie jenes Maß an Takt, Anstand und Humanität wahren, das er im Dritten Reich zwischen den Zeilen gepredigt und schließlich mit dreijähriger KZ-Gefangenschaft besiegelt hat.* Hans Grimm ist als Mann und Dichter auch als Achtzigjähriger derselbe wie mit sechzig Jahren, selbst wenn er in seinem politischen Wirken eine Art von Michael Kohlhaas geworden ist, starrsinnig wie viele alte Männer, in seinem Konzept nicht mehr frei von Vorstellungen, die sich von der Wirklichkeit entfernt haben. Doch solche Einschränkung ändert nichts an seiner Bedeutung als deutscher Dichter von Weltrang, wie Sie das damals verkünden ließen, Herr Pechel. Ich zum Beispiel habe nie vor 1945 über Hans Grimm eine Zeile geschrieben, trotzdem betrachte ich es heute als Notwendigkeit, mich dazu zu bekennen, daß man einem Mann seines Ranges nicht Achtung versagen darf, zumal er geistig und menschlich turmhoch über den verkrampften Eintagsliteraten ästhetisierender, nie engagierter, nihilistischer oder avantgardistischer Art steht. *Wenn man, wie Sie, Herr Dr. Pechel, fast zwei Jahrgänge seiner »Deutschen Rundschau« zwischen 1933 und 1942 mit dem Vorabdruck eines Romans von Hans Grimm gefüllt hat, dann muß man auch heute als anständiger und humaner Publizist, der nach seinem Gewissen handelt, sich zu dem Dichter und Mann Hans Grimm bekennen und zu seiner Lauterkeit, auch wenn man sich schärfstens von dem »Politiker Grimm« distanzieren will oder muß.* Ihr Mitherausgeber von einst, *Paul Fechter,* hat Ihnen doch ein

e uchtendes Beispiel darin gegeben, als er als einer der wenigen Publizisten Deutschlands zu Hans Grimms achtzigstem Geburtstag, diesmal im Märzheft 1955 der »*Neuen deutschen Hefte*«, sich zu ihm unter anderem mit den folgenden Worten bekannte:

»Wie der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Sie behandelt hat, das kann man in den Tagebuchaufzeichnungen *Ulrich von Hassels* nachlesen, dem Sie unmittelbar hinterher jenen für das Dritte Reich nicht eben ruhmvollen Auftritt aus dem Jahre 1939 berichtet haben, in dem Ihnen laut und vernehmlich mit dem KZ gedroht wurde, wenn Sie sich nicht fügten.

Wie lange ist das her? Wenig mehr als ein Dezennium. Und heute? Hat die Nation Ihnen gegenüber auch so etwas wie eine Wiedergutmachung vollzogen oder auch nur das Gefühl einer Verpflichtung gegen Sie verspürt? Ach nein – im Gegenteil. *Was sich heute zu Ihnen und über Sie, lieber Hans Grimm, äußert, das hat fast überall die Tonart beibehalten, die Ihnen damals, wie Ulrich von Hassel berichtet, in Berlin im Propagandaministerium entgegenscholl. Sie haben die Ehre – seien wir aufrichtig: es ist eine Ehre –, heute der meistbeschimpfte Dichter der Deutschen zu sein* – ohne daß Sie oder ich oder wer sich sonst noch zu den Ihrigen zählt, sagen könnten, warum eigentlich! Hans Grimm, einst Ruhm und Stolz und Ansehen der Nation, im Dritten Reich wesentlichster Halt der jungen Generation und zum wenigsten für das späte Dritte Reich Gegenstand tiefsten Mißtrauens und zorniger Ablehnung – Hans Grimm ist heute für die sogenannte Literatur, die sich nach dem Krieg entfaltet hat, ungefähr das, was für die jungen Nachkömmlinge und Nachläufer der Kerr-Generation der Ostpreuße Sudermann war: ein Autor, *dem jeder, ohne den leisesten Schatten von Respekt, entgegentritt, an dem Jünglinge und Maiden sich die kritischen Sporen verdienen – ohne zu wissen, von welchen Voraussetzungen aus und mit welchem Recht sie sich an die Gestalt dieses Mannes heranwagen* ...«

Als Beispiel, welcher Art diese Jünglinge sind, die sich die kritischen Sporen an einer deutschen Gestalt von Grimms Potenz verdienen, kann ich mir nicht versagen, den schon vorgestellten *Paul Hühnerfeld* aus der »*Zeit*« zu zitieren, der sich eine von dem Pankower Literaturblatt »*Neue deutsche Literatur*« angegriffene Literaturgeschichte für bayerische Schulen von *Dr. Grabert* ebenfalls vornimmt und darüber am 28. Februar 1957 in der »*Zeit*« schreibt:

»Die dritte Auflage dieses Buches wird soeben vorbereitet ... eines Buches, in dem man liest: ‚Hans Grimm schrieb 1925 den politischen Roman der Zeit ‚Volk ohne Raum' ... Ernst und Gesinnung des Romans lassen die Bedenken über den politischen Mißbrauch, der mit ihm getrieben wurde, zurückstehen ... Nanu: Welch einen Mißbrauch haben denn da bloß die bösen Nazis mit dem braven Grimm getrieben? Daß sie aus seinem Buch eine ihrer Hauptthesen entwickeln konnten, daß sie in diesem Roman alles an berechtigten und unberechtigten Ressentiments fanden, mit denen sie die Massen dann verführen konnten – heißt das Mißbrauch mit einem Buch getrieben? Ich würde es eher eine werkgetreue Interpretation nennen ... Dem Dr. Grabert und dem Bayerischen Schulbuch-Verlag sei gesagt: Wir lassen unsere Jugend nicht noch einmal vergiften ...«.

Wer hier wen vergiftet, überlassen wir der Beurteilung der Leser.

Wenn man bedenkt, daß sich seit zehn Jahren nun die armseligsten Tagesschreiber und halbgebildeten Literaten die Füße an diesem Hans Grimm abwischen und ihn mit einer unbeschreiblichen Niveaulosigkeit zu einer Art von »Papst des deutschen Neofaschismus« machen, obgleich er denn wohl kaum mehr als ein tragisches Sinnbild der »heimatlosen Rechten« ist, vielleicht genau so einsam heute wie Sie einmal im Dritten Reich waren, Herr Dr. Pechel, dann

verstehe ich allerdings nicht, wieso Sie Ehrenmitglied einer Akademie sein und Männer zu Freunden haben können, die diesen einst doch von Ihnen so hochgeehrten Hans Grimm in der niedrigsten Weise behandeln.

Als vor einigen Jahren der mutige und mir ob seiner Lauterkeit und Zivilcourage ans Herz gewachsene *Bernt von Heiseler* in eben jener Akademie aufstand und vorschlug, man möge Hans Grimm im Hinblick auf die einmalige künstlerische Leistung seiner afrikanischen Novellen zum Mitglied machen, stand er vor diesem Gremium allein. Und als der gleiche Bernt von Heiseler dann zwei Jahre später die Akademie verließ, weil diese der Zigarettenreklame ihrer Mitglieder nicht Einhalt gebieten wollte, behauptete der ehrenwerte Präsident *Hermann Kasack* in der »*Frankfurter Allgemeinen Zeitung*«, Heiseler hätte schon seit jenem Tage sich nicht mehr um die Akademie gekümmert, als sie ihm den Vorschlag zur Aufnahme *Grimms*, *Kolbenbeyers* und *Bluncks* abgelehnt habe. In dieser massierten Nennung dreier doch nach der herrschenden Tagesmeinung »Spitzenautoren des Neonazismus« sollte Heiselers menschliches und literarisches Bekenntnis zu Hans Grimm *in ein Politikum umgefälscht* werden. Der ehrenwerte Präsident scheute sich nicht, sich dabei auch noch einer Unwahrheit zu bedienen, denn in jener – noch dazu streng vertraulichen – Sitzung war weder von Blunck noch von Kolbenheyer die Rede gewesen. Wenn der gleiche ehrenwerte Präsident dann in einem Atemzug weiter in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« erklärte, daß die Empörung Heiselers gegen die Zigarettenreklamemacher »stark an die Zeiten der Diktatur erinnere,« enthüllte er wohl neben der Primitivität solcher Verquickung von Reklame und Politik eine so eindeutige Absicht, daß man über die moralischen Auffassungen eines solchen Mannes kaum noch im Zweifel sein kann.

Erheiternd ist es, in diesem Zusammenhang auf einen ähnlichen Vorgang hinzuweisen, der sich allerdings nicht in der Diktatur, sondern vor 1933 in der Weimarer Demokratie in der *Berliner Akademie* abgespielt hat. Dort hatten nämlich einige Akademiemitglieder sich in ähnlicher Weise von einer Firma zu Reklamezwecken mißbrauchen lassen. In einer einberufenen Sondersitzung kam es zu einer so allgemeinen Empörung – die Mehrheit forderte den Ausschluß dieser »würdelosen Mitglieder« aus der Akademie –, daß niemand bemerkte, wie während der heftigen Diskussionen *Thomas Mann* eilig die Sitzung verließ. Als er zurückkam, ging er zum Präsidenten *Walter von Molo* und flüsterte ihm sichtlich erleichtert ins Ohr, er habe in letzter Minute noch seine Zusage zu eben dieser gleichen Reklame zurückziehen können. Offenbart sich in dieser hübschen Anekdote, die obendrein den Vorzug hat, wahr zu sein, nicht bereits der ganze Unterschied zwischen der Akademie von damals und heute? Damals gab es nämlich *Gentlemen*, die zwar einmal entgleisen konnten, aber sie waren *geistige Potenzen*. Heute gibt es *literarische Manager*, denen es auf Grund ihrer Struktur wahrscheinlich nicht einmal möglich ist, solche Haltung auch nur zu *begreifen*. Ihr einziger Ausweg aus solchem Dilemma bleibt daher immer die politische Denunziation. Das haben sie alle bei Goebbels ja gründlich gelernt.

Befassen wir uns nun noch ein wenig mit einigen dieser Darmstädter Größen und vorweg mit dem Präsidenten. Herr Kasack hat mir gegenüber – vielleicht aus schlechtem Gewissen – eine Art von traumatischer Neurose, die sich in einem systematisch seit Jahren gegen mich geführten Verleumdungsfeldzug entlädt. Der Ursprung dieser »präsidentialen Privattätigkeit«, zu der er sich allerdings immer des Glanzes seines Akademiepostens oder seit neuestem auch seines endlich erlangten Professorentitels bedient, liegt vermutlich in einer Besprechung seines Romans »*Das große Netz*«, die ich 1952 in einigen deutschen Zeitungen veröffentlichte. Es war eine stark negative Besprechung, und das ist natürlich für einen »Demokraten«, der dauernd von »geistiger Freiheit« redet, ein Grund, mein *literarisches* Urteil zu einem *politischen* Fall zu machen. Wer ein Buch von Herrn Kasack oder anderen Akademiemitgliedern nicht, wie sie das gegenseitig zu tun pflegen, lobt, ist ein »Nazi« und ein »Feind der Demokratie«. Etwas später, als Bernt von Heiseler seinen Austritt aus der Akademie mit einer Erklärung in meinem Pressedienst vollzog, die ich sehr deutlich kommentiert hatte und die zahlreiche deutsche Zeitungen abdruckten, wurde ich für Herrn Kasack ein rotes Tuch. Die vorhin genannte Veröffentlichung in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« mit der politischen Denunziation Bernt von Heiselers veranlaßte mich 1952, in meinem Pressedienst einen Artikel zu schreiben unter der Überschrift »*Müssen Schriftsteller eigentlich Charakter haben?*« Aus ihm wird deutlich, warum ich Herrn Kasack öffentlich angegriffen habe. Damals schrieb ich, unwidersprochen von Herrn Kasack, u. a.:

»Als kürzlich *Bernt von Heiseler* seinen Austritt aus der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung erklärte, weil ihm die Filterzigarettenreklame führender Mitglieder der Akademie unvereinbar mit dem Ansehen dieser Institution erschien, erhob sich in der deutschen Publizistik überraschenderweise ein Sturm, Verteidiger und Mitankläger wechselten sich ab, und die Betroffenen selbst versuchten, in zahlreichen Erklärungen den Fall entweder zu verharmlosen oder zu verteidigen. Diskussion ist bekanntlich die Grundlage der Demokratie, und so wäre die öffentliche Anteilnahme an diesem Literaturskandal durchaus als erfreuliches Zeichen zu werten gewesen. Selbstverständlich kann man über den Fall verschiedene Ansichten haben, kann diese vertreten, und die Öffentlichkeit wird sich aus solchem Gegeneinander der Meinungen selbst ihre Meinung bilden ...

... Aber selbst die Abwegigkeit der Argumentation gegen Bernt von Heiseler war noch hinzunehmen, bis dann langsam die Diskussion einen Punkt erreichte, bei dem man im Namen aller Anständigen in diesem Lande endlich einmal mit Nachdruck sagen muß: halt! Den traurigen Ruhm, damit den Anfang gemacht zu haben, darf der Präsident der Akademie, *Hermann Kasack,* für sich in Anspruch nehmen ...

Das Signal, das er damit gab, hat die übrigen Reklamehelden unserer Literatur sofort auf den Plan gerufen. Ausgerechnet bei der Verleihung des diesjährigen Friedenspreises in Frankfurt äußerte *Kasimir Edschmid,* der sich so gerne als Weltmann und Salonlöwe der Literaturen aufspielt, zum ehemaligen Geschäftsführer und Gründer der Akademie, *Dr. Oskar Jancke,* der die Partei Heiselers ergriffen hat, daß die ganze Sache doch von den ‚Nazis inszeniert' sei ... Diese durchsichtige ‚Haltet-den-Dieb-Methode', die uns in ähnlicher Form bereits von Herrn *Otto John* demonstriert wurde, erinnert unseres Erachtens nun wirklich, um mit Herrn Kasack zu sprechen, peinlich

an die Zeiten der Diktatur. Hitler kann sich noch im Grabe freuen, wie gelehrig gewisse Herren seit 1945 seine politischen Methoden in demokratischer Tarnung praktizieren. Und worin unterscheiden sich die Scheiterhaufen der Bücherverbrennungen 1933 von der Verewigung politischen Hasses gegen jene, die einmal an Hitler glaubten? Und was hat all das, so fragen wir die Schriftsteller Deutschlands, damit zu tun, daß man mit seinem angesehenen literarischen Namen die Geschäfte einer Zigarettenfirma besorgt ...

... Statt ernsthaft zu diskutieren, hat man es vorgezogen, Andersdenkende politisch zu beschimpfen. Ausgerechnet jene Herren, die Jahr für Jahr bei den Dichtertagungen in Weimar am Tische des Herrn Goebbels saßen, die, wie zum Beispiel *Kasimir Edschmid* während des Dritten Reiches 10 große Bücher verlegen konnten und sich dafür heute als Verfolgte ausgeben, besitzen nicht einmal das Maß von geistiger Haltung, eine Diskussion auch geistig zu führen und jene Prinzipien der Humanität und Brüderlichkeit zu praktizieren, von denen in ihren Werken und Reden immer die Rede ist ...

... Und wer profitiert von diesen Dingen? Doch *in erster Linie der Osten und die unbelehrbaren Rechtsradikalen im Lande*. Wenn wir die Frage stellen, ob ein Schriftsteller eigentlich Charakter haben müsse, so tun wir dies mit echter Verzweiflung über die heutige Lage in Deutschland. Wir haben alle erlebt, wie wenig Charakter sie während der Diktatur zeigten. Heute erleben wir, daß ihre demokratische Fassade ebenso brüchig ist. Wo aber sollen junge Schriftsteller eigentlich ihre Vorbilder hernehmen, wenn die, welche sich als ‚Grandseigneurs' der Literatur aufspielen, sich so benehmen? Unser Glaube und unser Idealismus wurden einmal von der Diktatur mißbraucht, und unsere Hoffnung auf die Demokratie wird heute zerstört von den Positionisten, die sie für ihre Eitelkeit mißbrauchen ...«.

Mein Angriff hatte mit dem Problem des Nationalsozialismus nichts zu tun. Trotzdem schrieb Herr Kasack, der es vorgezogen hatte, zu meinem Artikel *zu schweigen*, am 16. Mai 1955 auf dem offiziellen Briefpapier der »Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung« an die Frau des bayerischen Kultusministers folgendes:

»Mit dem Namen Kurt Ziesel wird ein sehr peinlicher Komplex berührt. Ich füge zur allgemeinen Unterrichtung bei: die ‚*Allgemeine Zeitung*' vom 2. September 1952 und die ‚*Literatur*' vom 15. August 1952. Die dort unwidersprochen gebliebenen Behauptungen über die politische Vergangenheit Ziesels sind derart schwerwiegend, daß man darüber nicht, wie bei vielen anderen Irregeführten hinwegsehen kann. Herr Ziesel ist seit Jahren überall bemüht, sich als politischer Konvertit darzustellen. Dennoch hat der Schutzverband deutscher Schriftsteller in München seinen Antrag auf Aufnahme als Mitglied abgelehnt. Darüber könnte wahrscheinlich der Präsident des Schutzverbandes, Herr *Märker*, Auskunft geben.

Ich weiß nicht, ob Sie den von Herrn Ziesel herausgegebenen Zeitungsdienst ‚*Europäischer Kulturdienst*' kennen. Abgesehen davon, daß sich unter dem Wort ‚europäisch' heute vielfach das neofaschistische Gedankengut sammelt, zeigt das sorgfältige Studium der von Herrn Ziesel geschriebenen Artikel die unverkennbaren Methoden der Nazizeit. Es ist wohl auch kein Zufall, daß diese Artikel, die sonst von der gesamten Presse kaum beachtet werden, häufig in der neofaschistischen Wochenschrift ‚*Die Nation*', München, benutzt werden.

In meiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied des Süddeutschen Schriftstellerverbandes war ich unlängst gemeinsam mit Herrn *Dr. Pechel* genötigt, eines unserer Mitglieder bei der Intendanz des *Süddeutschen Rundfunks* in Schutz zu nehmen, da Herr Ziesel auf Grund einer ablehnenden Kritik des Betreffenden sowohl gegen den Kritiker als auch gegen den Süddeutschen Rundfunk eine Schadenersatzklage wegen geschäftlicher

Schädigung geltend machen wollte. Es würde zu weit führen, die Einzelheiten hier bekanntzugeben. Zwei Bücher von Ziesel liegen im *Dikreiter-Verlag* vor, der bekanntlich auch *Dwinger* verlegt, drei weitere sind im *Verlag Deutsche Volksbücher* in Stuttgart erschienen. Der Inhaber steht, wie mir gesagt wird, rechtsgerichteten Kreisen nah. Er verfügt übrigens auch über die Majorität in der Zeitschrift ‚*Christ und Welt*'.

Nach allen Erfahrungen, die ich gemacht habe, dürfte sich größte Vorsicht gegenüber Herrn Ziesel empfehlen.«

In ähnlicher Weise schrieb der Akademiekollege des Präsidenten, der Münchener Bibliothekar und Stifterforscher *Dr. Max Stefl,* an die gleiche Adressatin.

Weder in dem Brief des Präsidenten noch in den analogen Anschuldigungen seines Münchener Vertrauensmanns – *ist auch nur ein einziger Satz wahr.* Er ist im übrigen »politischer Berater des Bayerischen Schriftstellerverbandes« und hat als solcher, wie aus dem Zusammenhang klar ersichtlich ist, durch den Einfluß Herrn Kasacks meine Aufnahme verhindert (offiziell schrieb mir allerdings der Verband, daß er mich wegen meiner österreichischen Staatsbürgerschaft ablehne wohl eine Art von bayerischem Chauvinismus der literarischen Kosmopoliten?) Der Zeitungsausschnitt aus Hans Werner Richters »*Literatur*«, den er der Frau des Kultusministers sandte, enthielt den Aufsatz über mich, über den ich schon berichtet habe. Herr Kasack *verschweigt,* daß Hans Werner Richter in der nächsten Nummer meine Richtigstellung veröffentlicht hat, nach der der größte Teil jener Veröffentlichungen, die mir zugeschoben wurden, weder von mir stammt, noch mit meinem Namen gezeichnet war. Aber Herr Kasack behauptet, daß dieser Artikel *unwidersprochen* geblieben sei.

Doch Herr Kasack ist ein ehrenwerter Präsident und Professor.

Er behauptet ferner, daß die Artikel meines Pressedienstes in der neofaschistischen Zeitung »*Die Nation*« benützt würden. *Die Zeitung gehört aber überhaupt nicht zu meinen Abonnenten und hat nie auch nur eine einzige Zeile aus meinem Pressedienst veröffentlicht oder benützt.*

Doch Herr Kasack ist ein ehrenwerter Präsident und Professor.

Über den Tatbestand des ungerechtfertigten Angriffs des inzwischen verstorbenen Redakteurs der »*Deutsche Rundschau*« Rudolf Pechels, *Klaus Hoche,* im Süddeutschen Rundfunk ist der Leser schon ausführlich informiert. Der fürwahr »vornehme« Hinweis, ich hätte den Süddeutschen Rundfunk wegen »geschäftlicher Schädigung« verklagt, womit meine Motive zur *Strafanzeige wegen Verleumdung* umgefälscht werden sollen, spricht für sich selbst.

Doch Herr Kasack ist ein ehrenwerter Präsident und Professor.

Wenn es stimmt, was er immer behauptet, daß Rudolf Pechel sein Freund sei, dann kann man Rudolf Pechel nur mit Goethe zurufen: »Es tut mir lang schon weh, wenn ich dich in der Gesellschaft seh!«

Warum ich mit meinem Roman »Daniel in der Löwengrube« zum Dikreiter-Verlag ging, hat der Leser schon gehört. Dort war auch der jüdische Baseler Professor *Grabowsky* Autor, nach Herrn Kasacks Theorie also ein Neofaschist. Mein Verleger in Stuttgart hingegen ist zugleich Verleger *Walter von Molos.* Auf dem Prospekt dieses Verlages zum siebzigsten Geburtstag Walter von Molos

findet man sogar Hermann Kasack, der das Geburtstagskind begeistert grüßt. Demnach müßte Herr Kasack ja eigentlich selbst zu den Neonazis gehören. Und Verleger einer Zeitschrift mit Namen »Christ und Welt« zu sein, ist natürlich verdächtig. Denn alles, was christlich ist, hat für gewisse literarische Nihilisten schon einen Geruch von Rechts.

Aber Herr Kasack ist ein ehrenwerter Präsident und Professor.

Am meisten hat mich jedoch die seltsame Moral dieses Literaten erheitert, als mein Verleger, der ja in Kasacks Brief als eine Art von »Naziverleger« bezeichnet wird – denn das war wohl der *klare Sinn* dieser brieflichen Mitteilung an den Hof des bayerischen Kultusministers – Aufklärung von dem Herrn Präsidenten verlangte. Der Präsident wand sich mit folgendem Brief an meinen Verleger aus der Affäre:

»Ihre Auslegung, daß heute unter rechtsgerichteten Kreisen ein ‚Klub von Chauvinisten und Neofaschisten' zu verstehen ist, widerspricht der allgemeinen Auffassung und ist auch von mir niemals in diesem Sinne gemeint gewesen. Infolgedessen entfällt damit objektiv ein politisches ‚Diffamieren'; auch bestand meinerseits dazu nicht die geringste Absicht.

In der Terminologie besteht ein kennzeichnender Unterschied zwischen rechtsgerichteten Kreisen und Neofaschisten. Gerade die Zeitschrift ‚Christ und Welt' liefert dafür den Beweis, weil sie, soweit ich es übersehe, zwar eine christlich-rechtsgerichtete Kulturpolitik treibt, sich aber gegen jene ideologischen Tendenzen wendet, die als restaurativer Neofaschismus zu bezeichnen sind.

Auch ich finde den Anlaß unseres ersten Briefwechsels ‚bedauerlich', besteht er doch darin, daß Frau Minister Rucker es für richtig gehalten hat, Mitteilungen aus einem persönlichen Brief, die üblicherweise nur für den Empfänger bestimmt und damit vertraulich sind, unverzüglich Dritten weiterzuleiten ...«

Herr Kasack zieht es also vor, *anonym* zu verdächtigen. *Für meine Person* soll es für die Frau des Kultusministers ein *Indiz für meine nazistische Gesinnung* sein, wenn ich bei einem Verleger bin, der »Christ und Welt« verlegt, *aber dem Verleger von »Christ und Welt«* gegenüber ist das ein *»Mißverständnis«*.

Ich überlasse es auch hier gerne dem Leser, sich in diesem Wirrwarr »demokratischer« Dialektik über den Mannesmut des »antifaschistischen Schriftstellers« Kasack selbst ein Urteil zu bilden.

Herr Kasack ist wohl so sehr mit seinen vielen Ämtern und seinem Krieg gegen Schriftstellerkollegen von Zürich bis Bonn beschäftigt, daß er anscheinend nicht hinreichend Zeit hat, Stoffe und Material für seine Bücher alle selbst zu sammeln. Nur so läßt es sich nämlich erklären, daß sich die Schweizer Schriftstellerin *Gertrud Isolani* vor einiger Zeit zuerst an *Dr. Oskar Jancke* und über ihn schließlich *an mich* wandte und *um Hilfe gegen Herrn Kasack bat.* Sie habe Angst, schrieb sie, der mächtige Mann würde ihr durch seine bekannte terroristische Haltung im Rahmen seines Amtes schaden, und sie bäte um Rat. Ich habe die Angelegenheit dem Deutschen Autorenverband in Hannover weitergegeben, aber seit einem Jahr nichts mehr davon gehört. Ich finde, die Geschichte ist wert, nun der Öffentlichkeit erzählt zu werden:

Frau Isolani aus Basel stellt folgendes fest:

1947 sandte sie an den *Suhrkamp-Verlag*, der damals noch in Berlin residierte, das Manuskript ihres Romans »*Der Donor*«. Cheflektor des Suhrkamp-Verlages war Herr Kasack. Sie erhielt niemals eine Antwort und auch das Manuskript nicht zurück. 1949 brachte ein Schweizer Verlag das Buch heraus, das starken literarischen Widerhall fand. Unter anderem schrieb *Thomas Mann* einen begeisterten Brief an Frau Isolani. Das Buch behandelte das Thema der künstlichen Befruchtung. 1952 erschien im Suhrkamp-Verlag Herrn Kasacks Roman »Das große Netz«. Thema: Die künstliche Befruchtung. Frau Isolani verweist dazu vor allem auf die Seiten 333 bis 338, auf denen Herr Kasack Betrachtungen über den Begriff des Donors anstellt und Einzelheiten über die künstliche Befruchtung schildert, die ausschließlich in allen wesentlichen Punkten in Frau Isolanis Roman »Der Donor« zu finden sind. Frau Isolani bezeugt dazu: »*Diese Einzelheiten hatte ich aus persönlichen Quellen, die Herrn Kasack nicht zugänglich sind.*«

Es sei dem Leser wiederum überlassen, sich über diese Art von »*geistigen Anleihen*« selbst ein Urteil zu bilden. Aber all das wäre ja immerhin auch Herrn Kasack noch nachzusehen, vor allem seine Empfindlichkeit gegen Schriftsteller, die in der Jugend an Hitler glaubten, wenn er wie *Rudolf Pechel* im Dritten Reich gegen Hitler gekämpft, zwischen den Zeilen gegen die Diktatur publiziert hätte und schließlich für seine antifaschistische Haltung auch noch ins KZ gewandert wäre. Das gäbe ihm doch wenigstens ein *moralisches* Gewicht.

Nun erschien mir immer schon, daß das, was der ehrenwerte Präsident heute tut, so gar nicht dem Mut und Charakter entspricht, den Widerstandskampf nun einmal erfordert, so daß ich an diesen »heldischen Widerstand« gegen Hitler von Anfang an nicht recht geglaubt hatte. Das wurde mir zufällig bestätigt, als ich in einem Kreis von Politikern in Bonn kürzlich den Namen Kasack erwähnte und von seinem »antifaschistischen« Kesseltreiben gegen mich bösen »Neonazi« erzählte. *Ein führender Mann der FDP meinte:*

»Herr Kasack hat es notwendig. Er war während des ganzen Dritten Reiches mein Nachbar in Potsdam, und unsere Söhne spielten zusammen. Was glauben Sie wohl, wie oft er mir, von dem er wußte, daß ich im Propagandaministerium saß und jeden Tag an der Ministerkonferenz bei Goebbels teilnahm, Manuskripte zukommen ließ, damit ich sie bei dem Herrn und Meister der Literaten von damals ein wenig fördere?«

Ich wollte nun wissen, ob Herr Kasack denn wenigstens als Widerstandskämpfer bekannt gewesen, vielleicht bespitzelt und eingesperrt worden sei oder sonstige Heldentaten vollbracht habe. Davon war jedoch seinem Nachbarn gar nichts bekannt. Er wußte nur, daß *Herr Kasack am Reichsrundfunk des Herrn Goebbels für den Jugendfunk gearbeitet habe.*

Ein anderes Mal berichtete mir *Dr. Oskar Jancke* von einem Gespräch mit dem bekannten Lyriker und Mitglied der sowjetzonalen Akademie *Peter Huchel,* von dem er gehört habe, welche langjährige Mühe Herr Kasack sich gemacht habe, um dort nach 1945 Fuß zu fassen, solange er in der Sowjetzone weilte. Herr Huchel war allerdings der Meinung, daß für Männer dieser Art bei der sowjet-

zonalen Akademie wenig Verwendung bestünde. So wanderte Herr Kasack schließlich in den Westen aus, und dort wurde er das, was ihm bei Goebbels und in Pankow nicht glückte. Ich weiß nicht, *spricht das nun für Goebbels und Pankow oder für die Demokratie?*

Verlassen wir damit Herrn Kasack und sehen wir uns noch ein paar andere Mitglieder an! Dr. *Max Stefl* zum Beispiel ist vielen Autoren des *Langen-Müller-Verlages* dadurch bekannt, daß er im Jahre 1945 sich in das okkupierte Haus dieses Verlages in München setzte und *für die Amerikaner Listen von jenen Schriftstellern zusammenstellte, deren Bücher verboten werden sollten und jenen, die noch künstlerisch am Leben bleiben dürften.* Dieser Dienst für die Sieger wurde denn auch mit der Akademiemitgliedschaft in Darmstadt belohnt. Dr. Max Stefl ist ein Leben lang *Adalbert-Stifter-Forscher* gewesen. Unbegreiflich, daß man bei solcher Beschäftigung ein von Haß gegen andere erfüllter Mensch werden kann. Erst kürzlich hat er eine der stärksten dichterischen Begabungen der jüngeren Generation, den Schriftsteller *Gerd Gaiser,* der sogar eine gewisse geistige Verwandtschaft zu Adalbert Stifter hat, auf dem Umweg über die Zeitschrift »*Die Kultur*«, der er das Material besorgte, politisch zu diffamieren versucht, indem er ein paar nationalsozialistisch angehauchte Gedichte des jungen Gaiser ausgrub. Sogar Mitglieder des »Grünwalder Kreises« protestierten gegen diese durch und durch »Unstiftersche Handlungsweise«. Die Zusammenhänge dieses jüngsten Literaturskandals ergeben sich, wie ich aus Kreisen der *Bayerischen Akademie* erfuhr, aus der Tatsache, daß Gaiser, den die Darmstädter Akademie nicht aufnehmen wollte, von der Bayerischen Akademie der Künste und Wissenschaften aufgenommen werden sollte. Darauf haben die Darmstädter offenbar über ihr in München lebendes Mitglied Dr. Stefl diese Veröffentlichung lanciert, um der Bayerischen Akademie die Hände zu binden. So wird heute in Deutschland »Literaturpolitik« gemacht.

Ein anderes prominentes Mitglied der Darmstädter Akademie ist *Kasimir Edschmid.* Er behauptet, die »Nazis hätten alle seine Bücher verbrannt und ihm Berufsverbot auferlegt«. Und als ihn *Bernt von Heiseler* tadelte, weil er ja auch zu jenen »Widerstandskämpfern« gehörte, die sich nun als Mitglieder einer Dichterakademie nicht schämten, sich in Bild und Wort für eine Zigarettenfirma in allen Illustrierten herzugeben, behauptete er in seiner berühmten charmanten und hochgeistigen Art, der ganze »Zigarettenkrieg gegen die Akademie sei doch nur von den Nazis inszeniert«.

Nach 1945 liest man im »*Journalistenhandbuch 1956*«, das auf Grund *eigener Angaben der Autoren* zusammengestellt ist, unter »Kasimir Edschmid«:

»Öffentliche Verbrennung der verfaßten Bücher, Rede- und Rundfunkverbot, 1941 bis 1945 auch Schreibverbot ...«

In »*Kürschners Literaturkalender 1943*«, der *ebenfalls ausschließlich eigene Angaben der Autoren* veröffentlicht hat, heißt es aber unter »Kasimir Edschmid«:

»Verfasser von folgenden Büchern: Afrika, nackt und angezogen, 1930; Hallo, Welt! Erzählungen, 1930; Glanz und Elend Südamerikas, 1931; Deutsches Schicksal, Roman,

1932; Zauber und Größe des Mittelmeeres, 1932; Westdeutsche Fahrten – Im Spiegel des Rheins, 1933; Das Südreich, 1933; Italien. Lorbeer, Leid und Ruhm, 1935; Italien. Gärten, Männer und Geschicke, 1937; Das Drama von Panama, 1936; Der Liebesengel, Roman, 1937; Erika, Erzählungen, 1938; Das Autoreisebuch, 1938; Italien. Inseln, Römer und Cäsaren, 1939; Italien. Hirten, Helden und Jahrtausende, 1941.«

Unverständlicher und geheimnisvoller Zusammenhang, der an *Zauberei* erinnert: *1933 sämtliche Bücher verbrannt; 1943 existieren noch immer fünfzehn Bücher, davon sind allein von dem Verfolgten und mit Berufsverbot Bedachten während des Dritten Reiches in deutschen Verlagen zehn Bücher erschienen!* Für wie dumm hält Herr Edschmid eigentlich die Öffentlichkeit und seine Schriftstellerkollegen? Und was berechtigt ihn, sich heute als so »furchtbar verfolgt« auszugeben, nur weil vielleicht überhitzte Studenten 1933 auch ein paar Bücher von ihm mit verbrannt haben?

Kasimir Edschmid hat 1945 einen Roman »*Das gute Recht*« veröffentlicht, in dem er – ähnlich wie sein Kollege von der Feder und im Geiste *Bruno E. Werner* in dem Roman »*Die Galeere*« – verschlüsselt, aber unverkennbar selbstbiographisch – seinen »Leidensweg im Dritten Reich« dargestellt hat. Die literarische Zeitschrift »*Panorama*« schreibt in ihrem Juniheft 1957 dazu in einem Aufsatz, der dem gesamten Habitus des »Weltmannes und literarischen Stars der Stunde«, dem man erst kürzlich die Goethemedaille verlieh, gewidmet ist:

»... ein Buch, das eine Darstellung der letzten Kriegsjahre und eine Art von Abrechnung mit den Machthabern des ‚Regimes' bringt; es soll wohl auch so etwas wie ein Zeitdokument sein, denn es registriert die politischen und militärischen Ereignisse dieser Jahre. Das Fatale jedoch ist, daß alle Schilderungen immer auf das gleiche Thema hinauslaufen: auf die Sorgen und Nöte des Schriftstellers Edschmid. Er heißt zwar in diesem Roman Rotenhan, aber es ist doch immer Edschmid, der unter politischem Druck leidet, der die italienische Katastrophe nacherlebt, der die ‚Qualen' eines Evakuierungsdaseins auf sich zu nehmen hat. Die Invasion der Amerikaner in Italien, der Streit mit den nazistischen Untermietern um den Kartoffelkeller, um das Badezimmer, um die Kohlenzuteilung und um die Milch – diese Nebeneinanderstellung (auf über 1000 Seiten) wirkt mehr als peinlich; statt in die Katastrophenstimmung von 1945 sieht man sich in die Atmosphäre verletzter Eitelkeit und gekränkter Würde eines behinderten Kulturmenschen versetzt ... Edschmid erhielt Ende Mai dieses Jahres die Goethe-Plakette 1957 der Stadt Frankfurt. Die Gedankenverbindung zwischen Goethe, dem Urheber des Wortes ‚Weltliteratur' und dem ‚Weltmenschen' Edschmid ist grotesk und läßt sowohl auf den Geschmack als auch auf die Maßstäbe literarischer Beurteilung bei denjenigen schließen, die über die Preisverteilung entschieden. Goethe, der sich mit Schriftstellern und Preiskollegien genau auskannte, sagte, über deren Betriebsamkeit befragt: ‚O Gott, der Tag ist lang, man kann entsetzlich viel tun, wenn man mit Folge arbeitet und Langeweile flieht ...'«

Edschmids Roman über das Dritte Reich ist also, wie man sieht, zu einer unfreiwillig komischen Selbstentlarvung geworden. Denn das war nämlich der sogenannte »Widerstand« der Edschmids, Kasacks, Süskinds und Genossen: Reaktion gegen persönliche Belästigung, Ärger mit Mietern, Evakuiertendasein für den Kulturmenschen und fehlende Lebensmittel. *Während Millionen an der Front und in den Städten ihr Leben ließen, waren diese literarischen Egoisten »belästigt«,*

und da saß die eigentliche Wurzel für ihre Abneigung gegen Hitler und das Dritte Reich.

In seinem Roman erzählt uns Edschmid übrigens einige Schauermärchen von der »nazistischen Bösartigkeit« seiner Untermieter, die ihm angeblich das Leben zur Hölle gemacht haben. Seine damaligen Untermieter in Ruhpolding aber, Evakuierte aus Schlesien, berichten genau das Gegenteil. Sie erzählen übereinstimmend, wie bösartig und rücksichtslos sich der große »Weltmann« und »Literat« ihnen gegenüber benommen und ihnen das Leben zur Hölle gemacht habe. Einer seiner Untermieterinnen zum Beispiel, die von Beruf Pianistin war, verbot er das Klavierspielen, und sie mußte das Klavier zwischen Küche und Kuhstall stellen, wo die Bäuerin ihre Milch zentrifugierte. Versuche, gegen seine diktatorischen Wünsche zu rebellieren, *beantwortete Edschmid mit der Drohung, er würde sich bei dem ihm bestens bekannten Gauleiter beschweren.* Er erwirkte auch schließlich einen eigenen schriftlichen Befehl des Gauleiters, der die Übungsstunden der Pianistin auf ein Minimum einschränkte. Das ist nun die Wahrheit über seine »nazistischen Untermieter« gegenüber den »dichterischen Phanthasien« in seinem Roman.

Daß der Hinweis Edschmids auf seine Beziehungen zu den Potentaten des Dritten Reiches auch sonst keine leere Drohung war, konnte ich ebenfalls durch einen Zufall feststellen. Denn der angeblich ab 1942 mit »Berufs- und Schreibverbot bedachte Widerstandskämpfer« war oft und lange und *sogar noch während des Jahres 1944 gerne gesehener Gast bei der Familie des Reichsstatthalters Baldur von Schirach* in Wien, wohin man ihn gebeten hatte, um den Text eines großen Bildbuches über Wien zu schreiben. Herr Edschmid kam auf Flügeln der Freude, wurde auf seinen Wunsch mit Bekleidung für seine Familie – natürlich ohne Bezugscheine – bedacht und *schrieb dafür emsig sein Buch über die von Hitler gefaßte »Perle des Großdeutschen Reiches«*. Wohlgemerkt, 1944! Das Buch mit einem offiziellen Geleitwort des Reichsstatthalters erschien leider nicht (für Herrn Edschmid glücklicherweise), aber nicht, weil er mit »Berufsverbot bedacht« war, sondern weil das Kriegsende das Erscheinen verhinderte. Vielleicht entschließt sich Herr Edschmid *jetzt*, das damals fast vollendete Werk über Hitlers »Perle« herauszugeben. Und auf welchen Höfen von Reichsstatthaltern, Gauleitern und sonstigen Größen des Dritten Reiches sich Herr Edschmid sonst noch als fahrender Sänger, pardon, als »Widerstandskämpfer« betätigt hat, wäre noch festzustellen. Es war sein »gutes Recht«, trotz »inneren Widerstandes,« um bei den Thesen seines Romans zu bleiben, denn es verschaffte ihm ja persönliche Vorteile und hat seinen »demokratischen Charakter« daher nicht trüben können. Wir hoffen, der Leser findet das auch.

In der »*Kultur*« vom 15. Dezember 1956 schrieb Herr Edschmid zum sechzigsten Geburtstag *Hardens*:

»Wer sich in Deutschland entscheidet für die Fronde, hat ein furchtbares Schicksal gewählt. Dies politisch hoffnungslose Land hat keinen Ruhm und keinen Lohn für diejenigen, die aus der Opposition heraus es um seiner Fehler willen in leidenschaftlicher

Anklage lieben. Die Deutschen haben keinen Sinn für die Magie und den Glanz der großen Ankläger, und was in romanischen Ländern an die Spitze der aktiven Leitung führt, stoßen sie zu den Deklassierten. Sie sind an die falsche Gesellschaftlichkeit ihrer preußischen Subordination zu sehr gewöhnt, um nicht Auflehnung wie Armut, Friedfertigkeit und öffentlichen Affront heftig abzulehnen. Ganz in diesem Land zu leben, haben seine besten Söhne nicht vermocht. *Die es am schmerzlichsten liebten, hat es am niedrigsten mißhandelt, und jeder Kühnheit jede Niedrigkeit entgegengestellt. In diesem Lande, wo die offiziell Arrivierten und die sanften Mittelmäßigkeiten sich in die Erfolge teilen, und wo die vogelfrei erklärt sind, die für die Wahrheit eintreten,* und wo die als gehetztes Wild preisgegeben sind, die anderswo als die Sieger enden, in diesem Land heißt kämpfen ins Exil gehen, und für das Recht eintreten, sich zum Sterben vorbereiten, und auf sich selbst stehen, am Pilori hängen ...«

Abgesehen von den Schwierigkeiten, die Fremdwortgebrauch offenbar auch literarischen Stars der Akademie bereitet, denn »Pilori« heißt Pranger und dort pflegt man nicht zu *hängen,* sondern zu stehen – wer sind denn heute die »Fronde«, Herr Edschmid, und wer die »offiziell Arrivierten«? Und wer »stellt Kühnheit und eigene Meinung heute in Deutschland der Niedrigkeit« politischer Denunziation und Feme gegenüber? Ist das nicht ein erstaunlich gut gesehenes Porträt Ihrer literarischen Akademie, Herr Edschmid? Warum wenden Sie nicht Ihre publizistischen Predigten auf sich selbst und Ihr Dasein und Wirken *von heute* an? Wo bleiben denn da der »Glanz und die Magie großer Ankläger«?

Aber gehen wir noch weiter durch die »offiziell arrivierten« Reihen der Akademie! Auch *Gottfried Benn* war ja Mitglied dieses Vereins, der einen *Friedrich Sieburg* nicht aufnimmt. Niemals jedoch hat Friedrich Sieburg sich so unbeschreiblich dem Dritten Reich angebiedert wie Gottfried Benn, und von ihm existieren auch kaum solche ergebenen Tiraden für Hitler wie von Herrn Süskind oder den anderen wohlbestallten Mitgliedern des ehrenwerten Vereins.

Da ist zum Beispiel der einst zu großen Hoffnungen berechtigende *Hermann Stahl.* Welche Beziehung, welches Wissen über andere vielleicht oder welcher eilfertige, unbeschreibliche Opportunismus ihm wohl in die Akademie verhalfen, die doch jeden anderen Schriftsteller des Dritten Reiches ausstößt, verfemt und verleumdet? Hermann Stahl gehörte, soweit es das epische Bereich betraf, zu den gefeiertsten und meistgeehrten jungen Dichtern des Dritten Reiches. Allein *drei große Kulturpreise,* den Immermann-Preis, den Volkspreis für deutsche Dichtung und den Literaturpreis der Stadt München hat er im Dritten Reich erhalten. Alle drei Preise wurden von *rein nationalsozialistischen* Gremien verwaltet und verteilt. In einer von *Karl H. Bühner* herausgegebenen Sammlung von »*Adolf-Hitler-Gedichten deutscher Dichter*« stattet daher auch Hermann Stahl dem System seinen besonderen Dank ab mit einem an Schwulst kaum noch zu überbietenden Gedicht an seinen Führer«, dessen letzte Strophe also lautet:

»Neigte in ihm uns das Schicksal die schwankende Waage,
gab es in ihm uns Gewicht, daß wir uns konnten erkennen,
glühend Erkämpfte, – nun darf unser Wort wie der Zukünftigen Sage
Freiheit und Reich der Verschworenen mit seinem Namen benennen.«

Vermutlich waren diese »Verschworenen« die »innere Emigration«, zu der

Hermann Stahl sich nach 1945 plötzlich auch zählte. In einem vom OKW während des Krieges herausgegebenen Heftchen über Dichter, die damals Soldaten waren, verherrlichte Hermann Stahl, der allerdings nie an der Front war, den Frankreichfeldzug in einem Gedicht mit dem hübschen Titel »*Pariser Einzugsmarsch*«. Das ist denn auch die richtige Begleitmusik für den Einmarsch in die Darmstädter Akademie. In der Zeitschrift »*Mosaik*« unseres schon wohlbekannten Freundes Dr. *Sperr* von der »Süddeutschen Zeitung« in München vom Januar 1938 wird Hermann Stahl in Bild und Wort also gefeiert:

»Dort (im Westerwald) schrieb *Hermann Stahl* den ersten Roman ‚Traum der Erde', der *im Jahre 1937 von der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums unter die zehn Bücher eingereiht wurde, die der Führer zum Geburtstag erhielt,* ‚als aus dem Gesamtschaffen beste deutsche und deutschem Volkstum verwandte Bücher'.«

Dagegen hat unlängst ein anderes Mitglied der Akademie verkündet:

»Bücher, die den Gewalthabern des Dritten Reiches jemals gefielen und von ihnen gefördert wurden, sind schon ihrer Natur nach suspekt und können nichts wert sein ...«

In sämtlichen offiziellen Gremien und Kreisen des Dritten Reiches war Hermann Stahl vertreten. Er wurde als einer der wenigen jungen Dichter zu allen Dichterreisen, die das Propagandaministerium veranstaltete, nach Prag, nach dem Westen und Osten eingeladen, und jedes Jahr präsentierte sich auch unser »Widerstandskämpfer« in Weimar bei den Dichtertagen in betonter Eitelkeit als Star der jungen Dichtergeneration. Er gehörte zum Beispiel auch zum »*Travemünder Dichterkreis*,« dessen Protektor *Alfred Rosenberg* war. Er nahm an offiziellen Tagungen teil, die der Rundfunk mit den führenden Nazi-Schriftstellern veranstaltete, um sie zur Mitarbeit zu gewinnen; man kann all dies und noch mehr in der Zeitschrift »*Die Literatur*« von Herrn *Süskind*, kurz die ganzen offiziösen Spuren Hermann Stahls im Dritten Reich, in den jeweiligen Kommentaren und Notizen dort anschaulich verfolgen.

Am 8. September 1941 schrieb Hermann Stahl an meinen damaligen Verlag in Wien:

»Sehr gehrte Herren, Ihr Verlagswerk ‚Der Vergessene' von Kurt Ziesel habe ich seinerzeit mit dem besten Dank erhalten. In der Hauptsache zwar keineswegs als Rezensent tätig und nur selten in der Lage, immer zahlreicheren Wünschen betr. Buchbesprechungen nachzukommen, habe ich im Zusammenhang mit einer *ehrenamtlich übernommenen Gutachtertätigkeit literarischer Art für eine Reichsbehörde* die Möglichkeit gehabt, das erwähnte Buch zu betreuen. Würden Sie bitte Herrn Ziesel gelegentlich übermitteln, daß ich (im Rahmen des für ein detailliertes Gutachten Möglichen) seinem Buche eine positive Beurteilung zu geben Gelegenheit hatte. Heil Hitler! gez. Hermann Stahl.«

In *Bruno E. Werners* Zeitschrift »*Neue Linie*« war Hermann Stahl natürlich ebenso Mitarbeiter wie bis zuletzt am »*Völkischen Beobachter*«, am »*Reich*«, in kleinen und großen Parteizeitungen, die ihm jede Protektion zuteil werden ließen. In der »Neuen Linie« veröffentlichte er bei einer Rundfrage, die Dr. Werner an die damals in Mode befindlichen Dichter des Dritten Reiches nach den besten Büchern des Jahres 1940 gestellt hatte, ein Bekenntnis zu meinem

Buch »*Krieg und Dichtung*«. Im Dezemberheft 1940 ist darüber von Hermann Stahl zu lesen:

»Das Buch ‚*Krieg und Dichtung*‘ muß ich zuerst nennen. Einer glücklichen Idee des Herausgebers Kurt Ziesel entstammend, vereint es die deutschen Dichter, die Soldaten waren und sind, zu einer großen Stimme, Vaterland, Bewährung. *Dieses Werk nun, mächtig wie die Bibel, wahrhaft wie eine Bibel unserer Tage, von den Aposteln, seelischen Kündern der Zeit, unserer Zeit, der Zeiten Wende.*«

Soweit Hermann Stahl *vor* 1945. *Nach* 1945 schrieb er mir, ich würde wohl unsere Beziehungen im Dritten Reich überschätzen. Man habe damals mit vielen Leuten zur Tarnung verkehren müssen. Er unterschrieb: »Hermann Stahl, Mitglied der Akademie für Sprache und Dichtung.«

Dies war im übrigen meine erste Begegnung mit dem Namen dieses seltsamen Vereins, des »Gewissens der Nation«, das Männer wie Sieburg und Grimm von sich stößt.

Damit komme ich nun zu dem letzten Beispiel für die »Lauterkeit« der Männer in diesem Spitzengremium unserer heutigen Literatur, zu einem Fall, der sowohl tragische wie ungewöhnlich peinliche Züge aufweist: zum Fall *Josef Winckler.*

Dieses Mitglied der Akademie, dessen Alter von über siebzig es mir besonders schwer macht, die leider nicht abzustreitende Wahrheit über ihn auszusprechen, hat ein Lebenswerk hinter sich, das mich immer mit tiefer Achtung erfüllt hat. Aber ich muß hier vor den Fakten seiner moralischen Haltung kapitulieren, die sich nicht wegdiskutieren lassen, obwohl es mir lieber wäre, sie existierten nicht. Ich habe mit Josef Winckler nie etwas zu tun gehabt, ihn nie angegriffen, nie über ihn geschrieben und kenne ihn auch persönlich nicht. Als mein Roman »*Daniel in der Löwengrube*« erschien, veröffentlichte die Literaturzeitschrift »*Welt und Wort*« als Leitartikel einen vierspaltigen Aufsatz von Josef Winckler über dieses Buch, der zu dem Niveaulosesten gehörte, was ich jemals, außer von ein paar unwichtigen Schreiberlingen, über mich und diesen Roman gelesen hatte. Der Angriff bewegte sich etwa in Sätzen wie:

»Dieser komische Daniel ist immer noch nicht im Bild, einem solchen Tropf aber ist nicht zu helfen. Natürlich trifft er in einem Rattenloch eine ihm von früher nicht unbekannte jüdische Dame ... *So entpuppt sich in Wirklichkeit in diesem Buche das furchtbare jüdische Schicksal als kinohaft vergröberter Überraschungsbluff* ... usw.«

Der Angriff war schon in seiner Tonart so gewöhnlich, daß ich spontan eine Fülle von Zuschriften bekam, die mir ihren Abscheu darüber ausdrückten. So schrieb mir zum Beispiel der Redakteur der katholischen Zeitung »*Deutsche Tagespost*«, Herr *O. J. Zöller:*

»Ich bin entsetzt über die Niveaulosigkeit, mit der Josef Winckler gegen Sie polemisiert. Was es für einen Kritiker an Objektivität kostet, am gleichen Tage Wincklers ‚Selbstbiographie‘, die ausgezeichnet ist, zu besprechen und zugleich den Artikel in ‚Welt und Wort‘ zu lesen, werden Sie verstehen.«

Der gleiche Literaturkritiker J. O. Zöller ließ es sich auch nicht nehmen, »*Welt und Wort*« eine an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassende Entgegnung zu senden, die ausnahmsweise in diesem sonst von Fairneß in

Diskussionen leider weltenweit entfernten Blatt sogar abgedruckt wurde und in der er unter anderem auch feststellte, was schon mich bei der Lektüre des Wincklerschen Pamphletes mit besonderem Staunen erfüllt hatte:

»Man möge in der Wiedergabe des Inhalts doch nicht unterschlagen, daß Daniel seine Frau verlassen hat, weil sie Jüdin war, und nun seine eigene Schuld freiwillig abbüßt, da er im Drang des Grauens diese erschütternde Frauengestalt im Ghetto erlebt, die wiederum gleichnishaft für die verlassene Gattin, gleichnishaft für die getötete Unschuld ist. Wer sich an dieses Werk mit Federsonden und Harlekinaden macht wie *Josef Winckler*, wird selbst zum Schänder des gewaltigen Schicksals Tausender von Unschuldigen. Der Ernst, mit dem dieses Buch geschrieben ist, fordert unerbittlich den Ernst des Kritikers.«

Tatsächlich hatte Josef Winckler den *Inhalt meines Romans völlig verfälscht dargestellt*, so, als hätte er ihn überhaupt nicht begriffen, was mir doch bei einem Mann seines geistigen Ranges nicht gut möglich erschien. Erst später ging mir die Erkenntnis auf für das Motiv, das Winckler zu diesem Angriff geführt haben mußte. Offenbar war er im tiefsten Kern einer verdrängten Schuld getroffen. Nur so war dieser sinnlose Aufschrei zu verstehen. Mein Roman schildert das Schicksal eines deutschen Schauspielers, eines Künstlers also, der in den Jahren des Dritten Reiches seine jüdische Frau im Stich läßt. Er verstößt seine Frau nicht einfach, aber er läßt sie gehen, sein Verhalten zu ihr ist so, daß sie fürchten muß, eine Last für ihn zu sein, und daher zieht sie die Konsequenz. Mit keinem Wort hat Josef Winckler trotz seitenweiser Erörterung über die Handlung dieses Grundkonzept des Buches auch nur angedeutet. Ja, was er darüber sagte, war eine glatte Fälschung. *Nun mußte ich erfahren, daß Winckler sich ebenfalls im Dritten Reich von seiner Frau getrennt hatte und sie ins Ausland ziehen ließ, wo sie zugrunde ging.* (Da die Formulierung dieser Mitteilung *ungenau* ist, möchte ich für die vorliegende 2. Auflage über den Tatbestand aus einem Aufsatz *Erich Grisars* in der »*Westfälischen Rundschau*«, *Dortmund*, vom 12. August 1952 zitieren, der auch in einem Dutzend anderer Zeitungen erschienen ist, ein Aufsatz, der Josef Winckler bekannt ist und dem er nicht widersprochen hat. Dort heißt es: »Winckler mußte sich von seiner jüdischen Frau trennen, die dann lange Jahre im Ausland lebte, wo sie sich den Keim jenes Leidens holte, dem sie später erlegen ist.«) Herr Winckler, der mich grundlos in seinem früher zitierten Aufsatz in »Welt und Wort« mit der niederträchtigen Unterstellung verdächtigte, ich hätte mit meinem Roman *Daniel in der Löwengrube* »einen großen Schlag tun wollen«, darf sich nicht wundern, wenn man ihn selbst im Hinblick darauf, daß er andere derart niedriger Gesinnung verdächtigt, in seinen Handlungen ähnlich beurteilt. Ich weiß nicht, unter welchen Umständen die Trennung von seiner Frau geschah, sicherlich ist sie freiwillig und im Einverständnis mit ihm gegangen, aber der Tatbestand ist gegeben, daß *er* in Deutschland blieb und *sie* ins Ausland ging und daß dafür in den Verhältnissen Wincklers keinerlei zwingender Grund lag. Er war nicht nur sehr vermögend und daher unabhängig, sondern von Beruf Zahnarzt, und als solcher wäre es ihm möglich gewesen, fast überall in der Welt eine Existenz zu finden. Und er wäre nie in die verzweifelte Lage der meisten deutschen Schriftsteller

geraten, die als Juden oder wegen ihrer jüdischen Frauen emigrieren mußten und im Ausland beruflich vor dem Nichts standen. Es ergeben sich immerhin erstaunliche Analogien zu dem Schicksal des Daniel in meinem Roman. Selbst wenn er Schuldgefühle abreagiert, fehlt mir das Verständnis dafür vollkommen, nachdem ich inzwischen zu meinem, ich gestehe es, eigenen Entsetzen – und ich vermute, auch zum Entsetzen vieler anderer, die Winckler verehren – feststellen mußte, daß auch er offenbar zu jenen Opportunisten gehört, die ich in diesem Buch ja in so reichlichem Maße vorgestellt habe. *Auch er hat nicht nur seinen »Frieden mit dem Nationalsozialismus« gemacht oder zu machen versucht, obwohl seine Frau Jüdin war, sondern er hat sich sogar ganz besonders heftig angebiedert, und zwar, indem er diesen Versuch noch, was in seinem Fall ungewöhnlich häßlich erscheint, mit Ausfällen gegen Emigranten verband.* Ich konnte *feststellen, daß diese öffentlichen Angriffe Wincklers im Dritten Reich gegen Emigrierte fast im Wortlaut dieselben sind wie die Angriffe gegen mich in der Demokratie. Vor 1945 schrieb er also gegen die Emigranten und Feinde der Nazi, und nach 1945 gegen frühere Nazi, besonders, wenn sie mit einem Buch sein eingeschlafenes Gewissen an der Wurzel trafen.* Es genügt ein Zitat, um auch diesen gefeierten literarischen Star der Darmstädter Akademie als das zu zeigen, was er in Wirklichkeit ist, und daraus die Erkenntnis zu gewinnen, daß auch halbjüdische Abstammung wie bei Dr. Werner oder eine jüdische Frau wie bei Winckler offenbar keine Gewähr dafür bieten, einen wirklichen Widerstandskämpfer vor sich zu haben, ja, *daß es in Hitlers Reich selbst mit jüdischer Versippung, wenn man es nur richtig verstand, durchaus üblich und möglich war, sich dem System zu verbünden.* Auch Josef Winckler hat unbehindert mit größten Auflagenerfolgen im Dritten Reich acht große Bücher herausgebracht. Man begreift das, wenn man – fast ist man versucht zu sagen: wo sonst – in *Süskinds »Die Literatur« vom Jahre 1934* einen großen Aufsatz Josef Wincklers findet, *der sich mit zwei gefeierten nationalsozialistischen Dichtern, einem jungen und einem alten, befaßt, denen er die »entarteten Emigranten vom Schlage Ernst Glaesers« gegenüberstellt.* Unter der Überschrift »*Zwei Männer der literarischen Westfront*« lesen wir auf Seite 316 und den folgenden des Märzheftes dieses Jahrgangs unter anderem:

»Die Berliner Mitglieder des Pen-Clubs ... erinnern sich jenes schlanken, blonden Jünglings, *der in SA-Uniform erschien und für Recht und Gerechtigkeit stritt,* um eines Freundes Ehre, mit jener etwas unbeholfenen Knabenhaftigkeit, *ein Kadett der Literatur,* nur ein prachtvoller Bursche – mehr sah noch niemand in ihm. Nun legt er sein erstes eigenes Werk vor: ‚Held ohne Ruhm' – es ist *Wolfgang Müller-Clemm,* Redakteur der ‚*Nationalzeitung*' in Essen (das Parteiblatt *Görings*). Nichts kann treffender die geistige Situation zeichnen als ein Vergleich etwa mit *Ernst Glaeser,* der in gleich jungen Jahren als Repräsentant seines ganzen Jahrgangs sich vorstellte. *Dort die mit eitlem Halbwissen um die Gewalten der Zeit aufgeblähte Unwahrhaftigkeit eines Literatentyps, der sich anmaßte, das ungeheuerlichste Schicksal der Epoche in Kinoerotik zu ersticken* ... Hier strahlendes Jungmanntum, das sich zuchtvoll unterordnet, in der Härte ernster Selbstprüfung gereift, und nun objektiv im Roman Rechenschaft ablegt ... Es geht hier nicht um Analyse des Buches, sondern um Darstellung eines *neuen, ritterlichen Menschenschlags, der die Leserwelt zu erobern beginnt.* Zum erstenmal weht Luft aus dem Kadettenhaus durch eine junge Dichtergeneration ... das ‚innere Kommando' bestimmt Stoff und Gestaltung. *Von hier wird der Weg emporführen zu jenen bestimmenden Lebensmächten, die roman-*

tisierender Eklektizismus schon aus dem Bezirk des Schöpferischen ausgewischt wähnte ... wehe der Kunst, die aus Schwäche, Enttäuschung, Untergangsstimmung ihr Symposion nur in Landschaft, Seele und schönem Gefühl erblickt! Freilich: *stählerne Innerlichkeit aufrecht wackeren Jungtums,* eine beseeltere Wirklichkeit wird es sein, die Religion des Unbedingten, die außerordentlichste Sachtreue wird es sein als höchster Dienst an Mensch und Gott! Täuschen wir uns nicht: kein Geschlecht wird sich kämpferisch zu behaupten haben wie das kommende, es geht wieder zum Turnier statt zum Tanz! ...«

Und nach der Vorstellung dieses »gestählten Jungmannes aus dem Kadettenhaus« bekennt sich *Josef Winckler* in dem gleichen Aufsatz zu dem Dramatiker *Paul Joseph Cremers,* der damals Redakteur der »*Rheinisch-Westfälischen Zeitung*« in Essen war. Damit hat man sich also gleich zwei prominente Publizisten des Dritten Reiches an den zwei größten Zeitungen des Ruhrgebietes zu Freunden gemacht:

»... heute dürfen wir glauben, daß der Verlust des Krieges aus dieser wirren Keimzelle einer einzigen Stunde die Geburt des Dritten Reiches bedingte! Und damit wächst die ‚Marneschlacht' (ein Stück *Cremers*) zum dramatischen Prolog der *Erfüllung deutschen Sehnens nach Einheit und Volkwerdung – mußte damals ein Führer fehlen, damit er heute erstehe?* ... Diese beiden Männer der literarischen Westfront, zwei Redakteure in der nämlichen Stadt, *artverwandt* in der exakten Kühnheit, Geister dienstwilliger Sachtreue, *Vortrupp literarischer Mannhaftigkeit,* zuchtvollen Lebensernstes ... Keiner von ihnen ist ein Dichter herkömmlicher Art, keiner ein rheinischer Romantiker, und deshalb soll ihr Porträt mit Respekt hier verzeichnet stehen.«

Ich meinerseits und gewiß auch der Leser können allerdings nicht behaupten, daß das Porträt Herrn Wincklers noch mit Respekt in der Literatur verzeichnet werden kann. Fast wörtlich das, was er bezüglich der »*Kinoerotik*« von Glaeser schrieb, hat er 1952 über meinen »*kinohaften Überraschungsbluff*« (siehe die im Druck hervorgehobenen Stellen der jeweiligen Zitate!) behauptet.

In einem Aufsatz »*Besuch bei Josef Winckler*« heißt es in der Zeitschrift »*Kultur*« vom 15. Dezember 1956 aus der Feder von *Josef Reding,* einem jungen katholischen Publizisten, der von der Wirklichkeit jener Zeit natürlich keine Ahnung hat, als Eindruck von einem Gespräch mit Winckler:

»An literarischen Standbildern der Nazizeit werden (bei den Erzählungen *Wincklers*) oft Gipsköpfe sichtbar, und manche Aufgeblasenheit im Dritten Reich hat sich bei einem Nadelstich des immer mutigen Winckler zu einer Winzigkeit reduzieren lassen. ‚Aber das muß in ein Buch hinein', sage ich. ‚Ist schon drin', sagt und schmunzelt Winckler. ‚Liegt in meiner Schreibtischlade als Manuskript und heißt ‚*Das Vakuum*'.«

Ob Winckler mit diesen »Gipsköpfen« die von ihm gefeierten nationalsozialistischen Dichter meint? Oder ob sich das »Vakuum« als *Vakuum seines Gedächtnisses* über jene Jahre vielleicht herausstellen wird, getreu dem Grundsatz von Herrn *Eggebrecht:* »Wir heilen uns, indem wir vergessen.«

Ich muß gestehen, daß es mich keineswegs mit Freude erfüllt, diese Entdeckung über den Charakter Josef Wincklers gemacht zu haben, und ich habe es mir auch versagt, nach weiteren Spuren zu suchen, die er im Reiche Hitlers hinterlassen hat. Vielleicht dokumentiert sich in ihm am tragischesten die Lage, in die einmal 1933 und dann wieder 1945 unser Volk und seine geistigen Wortführer gebracht wurden. Das Beispiel zeigt aber auch, wie sehr wir es notwendig

hätten, uns endlich aus jenem Sumpf und jener unentwirrbaren Verwirrung von Schuld, Opportunismus, Denunziation, Schnüffelei und politischer Hexenverfolgung zu erheben, wie notwendig es wäre, daß wir uns endlich alle, wo immer wir herkommen und wo immer wir heute stehen, endgültig frei von dieser Vergangenheit machen und anfangen, wieder Menschen und Brüder zu werden.

Darf ich zum Schluß, um das Gewicht des Falles Winckler nicht gleichsam wie ein Menetekel am Ende dieser Schrift stehen zu haben, mich nun noch mit zwei Fällen unserer literarischen Korruption, Charakterlosigkeit oder Feigheit befassen, die auch nur für viele ähnliche als Beispiele stehen.

Der erste Fall hat neben seiner Infamie auch komödiantische Züge und soll als eine Art von Anekdote aus unserem Jahrhundert der ewigen Umbrüche und Wechsel von Systemen für die Nachwelt erhalten bleiben. Es ist der Fall der früher schon erwähnten Literaturzeitschrift »*Welt und Wort*« und ihres Chefredakteurs *Karl Ude*. Obwohl der Fall aus persönlichen Erfahrungen kommt, eröffnet er doch sehr »allgemeine Moralaspekte.« Als Ude mich und andere, die man als »Neonazi« verleumdete, in seinem etwas langweiligen Blättchen unentwegt anpöbeln ließ, hatte ich, wie immer bei solchen neudemokratischen Streitern für den Nihilismus und gegen die bösen Nazischriftsteller und gegen die Literaturgreuel des Dritten Reiches, von Anfang an das Gefühl gehabt, hinter diesem Hexenverfolger verberge sich ein besonders primitiver Nazischreiber von einst. Bei den Arbeiten an dieser Schrift sind mir nun diese »Nazisünden« Herrn Udes gleichsam als Abfallprodukt meiner Forschungsarbeit in den Schoß gefallen.

Am 18. Januar 1942 feierte er in den »*Münchner Neuesten Nachrichten*« mein Buch »*Der Vergessene*« als »Bekenntnis der jungen Generation, als Zeugnis für ihre Lebensschau und Ethik, die ungewöhnlich aufschlußreich und wertvoll sind«. Ein Jahrzehnt lang war er auch Münchner Mitarbeiter der »*Berliner Börsen-Zeitung*«. Nach 1945 hatte er es sofort verstanden, Kritiker der »*Süddeutschen Zeitung*« zu werden, und schrieb dort über Kabaretts, literarische Veranstaltungen und sonstige kulturelle Ereignisse – wie ich gleich nachweisen werde, genau hundertachtzig Grad anders als vorher in seinen Nazizeitungen. Wieder ein Zufall oder das System, nach dem diese Opportunisten alle handeln, brachte ihm dann die weder nach seinem geistigen Rang noch nach seiner demokratischen Haltung angemessene Stellung eines Chefredakteurs der literarischen Zeitschrift »*Welt und Wort*« ein. Dort begann er nun sein »*Richteramt*.«

Im Aprilheft 1954 schrieb er über *Kolbenheyer:*

»Professor *Franz Koch* ist seit Jahrzehnten und über das ‚Jahrtausend' hinweg ein getreuer Gefolgsmann seines Dichters, und dieser dürfte an seinem Buch (eine im Jahre 1952 erschienene Kolbenheyerbiographie von Professor Franz Koch) ungetrübte Freude haben, denn es ist ein Lobgesang, ein bewunderndes Gutheißen vom Anfang bis zum Ende. *Nicht einmal eine so intellektuell konstruierte Geschichte wie ‚Die Begegnung auf dem Riesengebirge' erhält hier ein einschränkendes oder gar kritisches Wort.* Nun ja, Koch hat bemerkt, daß der von ihm verehrte Dichter seit Kriegsende beträchtlich an Boden verloren hat, und da setzt er also – wie man damals zu sagen pflegte – zum Gegenstoß an ...«

Dann greift Herr Ude mich an, weil ich Kolbenheyer verteidige, und unterstellt mir:

»... Kurt Ziesel, *der auf Grund seiner politischen Vergangenheit noch immer vorbehaltlos auf Kolbenheyers Seite steht* und deshalb auch Kochs Schrift als eine meisterhafte Darstellung preist. Auch Ziesel geht es um die *Zurückgewinnung des verlorenen Bodens.*«

Der gleiche Mann, der es wagt, anderen zu unterstellen, sie würden sich auf Grund ihrer politischen Vergangenheit zu Kolbenheyer bekennen, und der 1954 Professor Koch verhöhnt, weil er Kolbenheyer »kritiklos für einen großen Dichter hält«, hat sich also wohl offenbar nicht aus politischen Gründen, sondern *aus nacktem Opportunismus* während des Dritten Reiches, nicht nur für Kolbenheyer, sondern für die gesamte Nazikultur zwölf Jahre lang die Finger wundgeschrieben. Hören wir, was dieser wackere »Streiter gegen die Kulturbarbarei der Nazi«, am *14. April 1936* in der »*Berliner Börsen-Zeitung*« über *Kolbenheyer* zu sagen hat! Der Anlaß ist die Verleihung des Münchener Dichterpreises:

»Kolbenheyer, seit wenigen Jahren erst ‚Münchner' Dichter, längst aber als *deutscher* Dichter in das Bewußtsein seines Volkes eingegangen, ist – das braucht kaum noch gesagt zu werden – eine der vielseitigsten und umfassendsten Persönlichkeiten des deutschen Schrifttums. *Er ist ein in hoher Verantwortung gegenüber Volk und Kunst schaffender politischer Dichter, wie Bewegung und Staat ihn fordern.* Er schuf seinen Dichtungen selber die weltanschauliche Grundlage mit seiner ‚Bauhütte': die große Bedeutung der darin niedergelegten biologischen Metaphysik für die deutsche Gegenwart beruht darin, daß diese Philosophie nicht nur dem einzelnen verantwortungsbewußte Einordnung in die überindividuellen Formen Familie und Staat auferlegt, sondern daß sie auch Wert und Wesen dieser Begriffe vom Biologischen her neu und fruchtbar zu deuten weiß. Als Dichter hat Kolbenheyer in allen literarischen Gattungen Wertvolles geleistet: als Dramatiker, als Lyriker, als Novellist. Den tiefsten und wohl auch bleibenden Einfluß aber erzielte er mit seinen großen historischen Prosaepen: dem Roman aus *Jakob Böhmes* Zeit ‚Meister Joachim Pausewang' und dem alles überragenden Hauptwerk, der ‚Paracelsus'-Trilogie ... *Ein Teil des Dankes, den die Nation ihm schuldet, wurde mit der Verleihung des Münchener Literaturpreises 1936 abgetragen.*«

Vor und sogar noch nach 1945 war Karl Ude unzählige Male bei Kolbenheyer zu Gast, und er vergaß ihn erst, als Kolbenheyer ihm nach 1945 keinen Rat geben konnte, wie er sich auf anständige Weise eine neue Existenz aufbauen könne. *Wie soll man es nennen, wenn ein Mann, der selber einmal Kolbenheyer verherrlicht hat, dann andere angreift, weil sie sich schämen würden, nach* 1945 *über Kolbenheyer das Gegenteil von dem zu schreiben, was sie vorher geschrieben haben?* In solchem Falle bliebe als einziger Ausweg, wenigstens über ihn zu *schweigen.* Aber sich in den Chor seiner suspekten Gegner einzureihen, erscheint mir unwürdig. Damit jedoch keinerlei Zweifel besteht, wie begeistert und linientreu Karl Ude jahrelang die Kulturpolitik Hitlers vertreten hat, sollen noch ein paar Zitate folgen. Ich könnte mit noch viel schlimmeren aufwarten, sie seien Herrn Ude jedoch geschenkt. Am 30. Januar 1938 schreibt er in der »*Berliner Börsen-Zeitung*« in einem Aufsatz über »*Architektur als Sinnbild des Staates*«:

»So ist auch unsere deutsche Gegenwart, nicht nur politisch, sondern auch baukünstlerisch gesehen, *als das Zeitalter Adolf Hitlers zu bezeichnen, denn er prägte mit dem neuen Staat eine neue Kunst.* Wie sehr sich schon heute der neue politische Geist und das neue

Lebensgefühl im Bauwerk die ihnen gemäße Form geschaffen haben, beweisen viele jener sorgsam und kunstvoll ausgeführten Modelle, die auf der ersten deutschen Architekturausstellung im ‚Haus der deutschen Kunst' zu München zu sehen sind. Aufschlußreich ist hier ein Vergleich der neuen Baugesinnung Adolf Hitlers mit der ... Ludwig II. Während der nämliche seine königliche Macht daran setzte, in der Einsamkeit der Berge phantasievolle Schlösser und Burgen zu errichten, auf denen er sich von seinem Volke entfernen, vor seinem Volk verschließen konnte, *fördert Adolf Hitler gerade jene Bauwerke, deren ausgesprochener Sinn es ist, die Gemeinschaft zwischen Volk und Führer zu vertiefen* ... Das gilt sowohl von dem Parteitagsgelände als auch von dem weihevoll neugestalteten Königlichen Platz, die beide der ganzen Nation zu feierlichen Aufmärschen ... dienen ... *so verkörpert sich anderseits in einem Projekt wie dem KdF-Seebad Rügen ihr entschlossener Sozialismus, der sich nicht mit Worten begnügt, sondern dem Volk das Beste schafft, was ihm je bisher von irgendeiner ‚sozialistisch' eingestellten Partei verheißen worden ist* ... Hier aber und ebenso in den gewaltigen Komplexen der Ordensburgen deutet sich noch ein anderer entscheidender Wesenszug des neuen Staates an: die Besinnung auf die lebenspendende Kraft der Landschaft, des Heimatbodens – *jene Besinnung, die zu den Grundsätzen von Blut und Boden geführt hat* ...«

Und dann werden weiterhin in einem *Blubostil finsterer Art* die übrigen architektonischen Leistungen des Dritten Reiches spaltenlang angepriesen. Herr Ude läßt aber heute kaum eine Nummer seiner Zeitschrift »Welt und Wort« vorübergehen, ohne nicht über den »bösartigen Blubostil des Dritten Reiches« zu Felde zu ziehen. Auch seine Theaterkritik war ein Musterbeispiel linientreuer Kritiklosigkeit. Da liest man zum Beispiel, in der *»Berliner Börsen-Zeitung«* am 20. Mai 1936, wo er die Reichstheaterwoche in München verherrlicht:

»Die drei ... zur Aufführung gelangten Schauspiele sind Zeugnisse junger nationalsozialistischer Dramatik; ihre Dichter kommen aus den Reihen der Bewegung und *ringen um ein Theater aus dem Geiste unserer Zeit, um ein männliches, heroisches, politisches Theater, in dem sich die Haltung der Nation widerspiegelt* ... Die drei Schauspiele, besonders die von *Bethge* und *Johst*, haben sich vollauf bewährt und *dürften hinfort bei der Spielplangestaltung der deutschen Bühnen nicht mehr zu umgehen sein.*«

Und über *Bethges »Marsch der Veteranen«* faßt er zusammen:

»Ein vorbildliches, blutvolles, lebenhaftes Volkstheater, ein Zeugnis ehrlicher Ensemblekunst und nationalsozialistischer Haltung.«

Als zweites bespricht er *Eberhard Wolfgang Möllers* Stück *»Rothschild siegt bei Waterloo«*. Das gibt ihm dann auch Gelegenheit, seinen *linientreuen Antisemitismus* (worin Herr Ude sich immer besonders aggressiv ausgetobt hat) *unter Beweis zu stellen:*

»Das Gewinnende, Fesselnde des Stückes von E. W. Möller liegt vor allem in der Reinheit der Gesinnung, in der leidenschaftlichen Entrüstung und Unerbittlichkeit, mit der der junge Autor *den skrupellosen Börsenspekulanten und Kriegsgewinnler Rothschild an den Pranger der Bühne stellt* ... Ohne Frage gehört diese Satire Möllers ... zu *den* Zeitstücken, die, wie Dr. Schlösser schreibt, ‚vom Mythos des unbekannten Soldaten' überschattet sind und Gerichtstag halten über die Geschichte und Geschicke der Nation.«

Und über die Darstellung des Rothschild durch *Friedrich Domin* meint Ude:

»Er wußte die *ahasverische Titelgestalt ... bis zu dem Abbild eines über der Welt thronenden Molochs zu steigern.*«

Und über *Hanns Johsts »Thomas Paine«* schreibt er abschließend:

»Man hätte sich keinen besseren Abschluß der Schauspielfestspiele denken können als die Aufführung, in der das dichterisch *vollwertige nationalsozialistische Drama* sich mit schöpferischer Bühnenkunst zusammenfand, um zu offenbaren, daß das deutsche Theater unserer Zeit wahrhaftig auf dem Wege ist, ein Nationaltheater zu werden.«

Wem von den Lesern nicht langsam schlecht wird, dem ist nicht zu helfen. Ich muß aber noch ein bißchen zitieren, damit die Komödie auch ihren richtigen Schluß erhält. Der gleiche Mann, der nach 1945 in der »*Süddeutschen Zeitung*« die neuen, linksorientierten Kabaretts à la Kaestner feierte, schrieb am 23. Juni 1936 in der »*Berliner Börsen-Zeitung*«:

»Zum ersten Male sah und hörte man in München ... die *›Acht Entfesselten‹*, die sich von den *›Vier Nachrichtern‹* dadurch *vorteilhaft* unterscheiden, daß sie den Spaß nicht um des Spaßes willen treiben, sondern – *auf dem Boden des neuen Staates stehend* – ihre Satire in den Dienst der Volks- und Geschmacksbildung stellen.«

Ebenfalls in der »Berliner Börsen-Zeitung« finden wir um dieselbe Zeit und zwar aus der Feder des Dichters *Heinz Steguweit,* einen Artikel *über Karl Ude selbst,* in dem er als »Hoffnung der jungen nationalsozialistischen Dichtung« gefeiert wird, wobei Heinz Steguweit auch *ein Urteil über Ude von Hanns Johst, dem Präsidenten der Reichsschrifttumskammer, zitiert.* Da Karl Ude ja damals nur ein ganz Unbekannter war und erst ein kleines Buch veröffentlicht hatte, mußte er schon erhebliche Bemühungen unternommen haben, um Heinz Steguweit und gar Hanns Johst für sich zu begeistern. Bei Hanns Johst gingen sie so weit, daß er wiederholt wie bei Kolbenheyer Gast in seinem Hause war.

Das hat er ihnen dann nach 1945 in seiner Zeitschrift »Welt und Wort« in der für Leute seines Charakters üblichen Weise gelohnt, indem er unentwegt über sie herfällt.

Erst im Maiheft 1957 finden wir dafür wieder einen besonders vornehmen Beweis. Dort bespricht ein Rezensent sachlich und positiv das von *Helmut Langenbucher* für Schulzwecke herausgegebene Hand- und Lesebuch »*Ins Herz hinein*«. Diese positive und sachliche Besprechung seines Rezensenten veranlaßt Herrn Ude, in einem Nachwort der Redaktion sich ausdrücklich von dieser positiven Kritik zu distanzieren. *Er, der zwölf Jahre lang in der »Berliner Börsen-Zeitung« und in den »Münchener Neuesten Nachrichten« alle die von ihm jetzt als »Nazidichter« beschimpften Autoren unentwegt begeistert besprochen und gefeiert hat* und auch zu den »*Begünstigten jener Zeit gehörte*« und »*die Normen dafür aufgestellt hat, was hinfort Dichtung sei und was nicht*«, und der niemals gegen den Stachel der nationalsozialistischen Kulturpolitik gelökt hat, *der gleiche Herr Ude schreibt jetzt zu dem Buch Helmut Langenbuchers:*

»Der Herausgeber ist eben der Mann, der nach 1933 an hervorragender und begünstigter Stelle von nationalsozialistischer Warte aus die Normen dafür aufgestellt hat, was Dichtung sei und was nicht. In seiner Anthologie sind jetzt breit vertreten jenen Namen, aus denen Langenbucher auch vor 1945 eine solche Anthologie zusammengestellt haben würde ...«

Und Herr Ude zitiert eine Reihe von Namen, unter ihnen *Kolbenheyer, Steguweit* kurz alle jene, die ihn früher gefördert haben und die er großgelobt hat. Und er spricht in diesem charmanten Kommentar zu der anständigen Kritik seines eigenen Rezensenten weiterhin von

»den Schriften eines Blunck oder Kolbenheyers«, und er bezweifelt, »ob die Herausgabe eines solchen Schulwerkes in die richtigen Hände gelegt worden sei«.

Vermutlich wären die Hände Karl Udes dafür geeigneter gewesen.

Kann es in Deutschland einen einzigen anständigen Menschen geben, der nach solchen Proben die Literaturkritik und die publizistische Tätigkeit solcher Schreiberlinge von heute noch ernst nimmt?

Der zweite Fall ist auch ein typisches Beispiel, zwar nicht für den krassen Opportunismus des Herrn Süskind oder die noch viel suspektere Haltung des Herrn Ude, aber doch für den *Mangel an Mut,* der heute selbst anständige Publizisten daran hindert, menschlich und damit letztlich auch geistig ihrem Gewissen zu folgen. Es handelt sich um den jetzigen Kulturredakteur der Zeitschrift »*Christ und Welt*« Dr. *Wilhelm Westecker.* Während des Dritten Reiches hat er als alter Frontsoldat des ersten Weltkrieges an der auch im Auslande sehr angesehenen »*Berliner Börsen-Zeitung*« den Kulturteil geleitet und insbesondere eine regelmäßige literaturkritische Beilage »*Kritische Gänge*«. Zweifellos in echter Überzeugung hat er während des ganzen Dritten Reiches seine offizielle Kulturpolitik nachdrücklich vertreten. Die Zitate, die ich bringen könnte, unterscheiden sich höchstens in der Qualität von denen, die ich über Herrn *Ude* anführte. Er hat sich mit Heftigkeit 1933 gegen die Emigranten gewandt, er hat in konsequenter Eindeutigkeit *Kolbenheyer, Hans Grimm, Heinrich Zillich,* vor allem die gesamte junge nationalsozialistische Lyrik verherrlicht, hat eine Reihe von Büchern, Anthologien und dergleichen veröffentlicht, die der Kulturpolitik des Dritten Reiches dienten, und hat der Struktur seines ängstlichen Charakters gemäß nie auch nur im leisesten gegen den Stachel gelökt. Ich war seit 1934 sein Mitarbeiter und habe nicht nur Hunderte von Kritiken und Aufsätzen in seiner Zeitung veröffentlicht, sondern meine sämtlichen Bücher wurden meistens von ihm persönlich ausführlich besprochen und nachdrücklich empfohlen. Alles, was ich an kleinerer Prosa, und namentlich alle Gedichte, die ich jemals geschrieben habe, sind zuerst in dieser Zeitung von Dr. Westecker abgedruckt worden. Sogar mein Kriegstagebuch wurde in Auszügen in etwa ein Dutzend Fortsetzungen von ihm veröffentlicht, ehe es der Zensur von Herrn *Eggebrecht* verfiel. Allerdings hat Dr. Westecker schon damals einige Bedenken geltend gemacht und ganze Abschnitte in dieser Veröffentlichung verändert, da er fürchtete, sie könnten Anstoß erregen, denn er war damals schon kein Held und vermied es ängstlich, irgend etwas zu veröffentlichen, was dem seinerzeit herrschenden System nicht genehm war und ihm daher unter Umständen Schwierigkeiten hätte machen können. Von allen meinen Gedichten hat er mir eines, »*Soldatenlied*«, das ich ihm 1942 von der Ostfront zugehen ließ, nicht abgedruckt. Er sandte es mir mit dem Bemerken zurück, *ich könne ihm doch nicht zumuten, ein Gedicht abzudrucken, in dem ein Soldat sich wünsche, daß der Krieg bald zu Ende wäre.* Wörtlich so lautete die Begründung seiner Ablehnung! Die beanstandete Strophe des Gedichtes, das nachher in mehr als 40 deutschen Zeitungen und Zeitschriften, darunter in so angesehenen Zeitungen wie der »*Kölnische Zeitung*«, ja, sogar in Partei-

zeitungen, abgedruckt wurde, die solche Ängstlichkeit nicht kannten, lautete folgendermaßen:

»Wünscht sich da mein Herze,
wär' der Krieg doch aus.
Löscht im Zelt die Kerze
jäh ein Windhauch aus.«

Man mag nach dieser Probe ermessen, was bei diesem Mann nach 1945 an Mut zu erwarten war. Meine scharfen kritischen Veröffentlichungen gegen die Auswüchse unseres literarischen Lebens, die ausgeprägte eigene politische und geistige Meinung, die ich in meinen Büchern vertrat, versetzten ihm wahre Schocks. Obwohl er nach einiger Zeit wiederum eine führende Stelle als Kulturredakteur und Literaturkritiker, wie gesagt, bei »*Christ und Welt*« übernahm, hat er nicht nur keine einzige Zeile wieder von mir veröffentlicht, sondern es auch ängstlich vermieden, von dem umstrittenen Autor auch nur ein einziges Buch zu besprechen, obwohl sie doch im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion standen, es also schon seine selbstverständliche Pflicht als gewissenhafter demokratischer Publizist gewesen wäre, sich damit – zustimmend oder ablehnend, aber immerhin – auseinanderzusetzen, wie das selbst meine ärgsten Feinde nicht unterließen. Aber Herr Westecker ist inzwischen damit beschäftigt, nur das zu besprechen und zu fördern, was nun heute en vogue ist. Er feiert jetzt nicht mehr, wie er das früher tat, die »lebenskräftigen Dichtungen des Dritten Reiches«, nicht mehr die »grandiose Architektur, Plastik und Malerei der deutschen Kunstausstellungen Hitlers«, sondern heute feiert er die umstrittenen Kirchen Le Corbusiers und setzt sich mit allen jenen Autoren und künstlerischen Leistungen auseinander, die seine »Widerstandskollegen« vom »Norddeutschen Rundfunk« über die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« bis zur »Süddeutschen Zeitung« über den grünen Klee loben. Ja, mein jüngster Roman »*Solange wir lieben*«, in dem ich die Unverfrorenheit besitze, mich mit Literatur und Presse von heute auseinanderzusetzen, ist ihm derart gefährlich, daß er schon, ehe er überhaupt das Buch in die Hand bekam, *ehe er es also kannte,* einem angesehenen deutschen Dichter, der sich erbötig machte, meinen Roman in seiner Zeitschrift zu besprechen, *es grundsätzlich ablehnte, überhaupt eine Besprechung über das Buch zu bringen,* ein Buch, zu dem sich immerhin ein Mann wie *Sarnetzki* oder die »*Frankfurter Rundschau*« in spaltenlangen Aufsätzen bekennen. Ob Dr. Westecker mit dieser merkwürdigen Auffassung von literarischer Demokratie und Meinungsfreiheit nicht doch ein wenig den Sinn seines »neudemokratischen Eifers« *verkehrt?*

Am 16. Mai 1936 schrieb er in seiner damaligen Tätigkeit als linientreuer Gefolgsmann der Goebbelsschen Kulturpolitik über die Bildnisausstellung im Haus der Deutschen Kunst in München:

»Wir wollen nicht mehr die Maske, sondern das lebendige, einmalige Gesicht. Wie das deutsche Volk wieder ein Gesicht bekommen hat, so prägen sich auch die Gesichter der einzelnen in diesem Volk wieder schärfer aus. Diesen Vorgang der Verpersönlichung

unseres Volkes kann man an dieser Ausstellung deutlich erkennen. Natürlich hat es immer ausgeprägte Gesichter und Persönlichkeiten gegeben, es hat auch Künstler gegeben, die sie gemalt haben, aber das Bildnis spielte doch eine ganz untergeordnete Rolle. Die Maske beherrschte das Formsuchen der Zeit. Die Verpersönlichung des Volkes, die sich in der Stärkung der Führer- wie der Familienordnung ausdrückt, bedingt eine stärkere Hinneigung zum Bildnis. *Der einzelne ist nicht mehr eine anonyme Funktion in der demokratischen Zahl, sondern eine verantwortliche Persönlichkeit in der Ordnung des Volkes.* Es prägt sein Gesicht. Für die Gefolgschaft und die Sippe. Die Kunst findet aber nicht nur ein durch die Zeit gewandeltes Motiv, sie steht auch vor der Aufgabe, das sich langsam prägende Gesicht, und zwar nicht etwa das interessante, geistreiche, sondern das charaktervolle Gesicht festzuhalten ...«

Bei solchen Ansichten, die man durchaus bejahen kann, auch wenn man Führer, Blut und Sippe ausklammert und vor allem begriffen hat, daß auch in der Demokratie nicht die anonyme Funktion der Zahl, sondern der einzelne Charakter dominieren muß, wenn sie nicht über kurz oder lang zugrunde gehen soll, darf man auch bei gewandelten Zeitläuften nicht, um mit seinen Worten zu sprechen, *sein Gesicht verlieren.* *)

Ich empfand es fast als tragisch, daß der gleiche Dr. Westecker ausgerechnet auf den von ihm redigierten Seiten von »*Christ und Welt*« unlängst einen Aufsatz seines ältesten Sohnes veröffentlicht hat, der inzwischen flügge geworden ist (und dieser Sohn ist zusammen mit fünf Geschwistern, sagen wir, die moralisch noch gerechtfertigte Ausrede für seine Ängstlichkeit, denn er fürchtet um seine Existenz und die seiner Familie, wenn er in der Demokratie von heute die Wahrheit sagt und anständig handelt), ja, dieser Sohn schrieb also in der Zeitung des Vaters, *und wahrscheinlich hat der Vater gar nicht gemerkt, welche Gewissensfrage da an ihn selbst gestellt wurde:*

»*Man ist heute darüber erschrocken, daß sich im Dritten Reich die Menschen Freundschaften zerstören ließen, weil es die Diktatur so befahl. Aber wie steht es bei uns? Ist das Phänomen nicht das gleiche geblieben, wenn es sich auch humaner gebärdet?* Heißt unsere Diktatur heute nicht oft Partei, Konfession, Betrieb, kommerzielles Fortkommen, heißt es nicht schließlich Flucht in überschaubare, anerkannte und vielleicht erfolgversprechende *Sicherheiten?* Und dabei hat es einen Mann namens Christus gegeben, der am Sabbath einen Wassersüchtigen heilte und einer Sünderin im Hause des Pharisäers vergab. Mit menschlichem Maß gemessen und auf unser Thema bezogen: er übte Freundschaft gegen die Konvention der gesicherten Überlieferung – aus dem Herzen.«

Könnte das, was ich mit diesem ganzen Buch meine und will, *schöner* ausgedrückt werden als durch das Bekenntnis dieses jungen Menschen, des Sohnes einer jener, die eigentlich beschämt sein müßten, wie tief die junge Generation sie bereits durchschaut?

Ist es wirklich der Sinn der Demokratie, unentwegt Verrat am Menschen zu üben? Ist es wirklich ihr Sinn, im Grunde anständige Menschen zu Feiglingen und Schwächlingen zu machen, oder *bedarf es nicht endlich der Einsicht, daß in einer echten Demokratie nicht die Schwäche, sondern die Stärke des Charakters den Ton angeben muß?*

---

*) Siehe auch die Bemerkungen zum »Fall Westecker« im Nachwort zur 2. Auflage am Schluß dieses Buches

Ein notwendiges Nachwort

> »Wir deutschen Autoren fühlen doppelt den Schmerz aller verfolgten Autoren, denn wir sind alle selber verfolgt, soweit wir mit den Verfolgungen anderer nicht einverstanden waren ... mögen auch manche Autoren jetzt noch verfolgt werden, die vorher mit der Verfolgung anderer Autoren einverstanden waren. Man mußte sie damals verdammen und muß sie jetzt beklagen. Sogar verfolgungssüchtige Autoren sollten verurteilt, aber niemals selber verfolgt werden ... Und ich glaube sogar, daß sie (die Dichter) gute Menschen sein müssen, wenn sie gute Schriftsteller sein wollen, wenigstens müssen sie die Absicht haben, gute Menschen zu sein.«
>
> *Hermann Kesten*
> zur Frankfurter PEN-Tagung 1957

Dieses Bekenntnis des Emigranten *Hermann Kesten* zur geistigen Humanität, zu einer wohlgemerkt unbedingten und unteilbaren Humanität wäre ein Beitrag, die in Unordnung geratene deutsche Literatur zu einer menschlichen Ordnung zurückzuführen, wenn, ja wenn es nicht Worte wären, die den eigenen Taten diametral entgegengesetzt sind. Denn der gleiche Hermann Kesten hat noch 1956 ausgerechnet eine gemeinsame Tagung aller Schriftsteller Deutschlands, Österreichs und der Schweiz dazu benützt, elf Jahre nach Kriegsende seinen Bannstrahl gegen alle jene Autoren zu schleudern, die irgendeinmal im Dritten Reich angeblich politisch gesündigt haben. Daß er sich bei dieser Gelegenheit noch dazu in einem unbeschreiblichen Ton, an Dichtern wie *Hans Carossa, Ludwig Friedrich Barthel, Josef Weinheber, Ina Seidel* und vielen anderen, verging, die im Herzen des deutschen Volkes einen unzerstörbaren Platz haben, machte seinen vom Zaun gebrochenen posthumen Angriff besonders suspekt, der zugleich fragwürdig wurde durch die Tatsache, daß sein ständiger Begleiter bei dieser Tagung, ein ehemaliger Jugendführer Hitlers und nunmehriger eifriger Propagandist kommunistischer »Ideale«, ihn offensichtlich zu diesem seinen humanen Wortbekenntnissen so sehr widersprechenden Überfall angestiftet hat. Auch wenn Kesten als Jude und Emigrant sehr im Gegensatz zu den scharfmachenden, ehemaligen Hitlerkollaborateuren das Recht hat, verbittert zu sein, zu verurteilen, so verletzt er dennoch mit solchen Entgleisungen die Grundthesen, auf denen er seine eigene geistige Existenz aufbaut, in denen das Wort Brüderlichkeit immer wiederkehrt.

In den Tagen, da ich mit der Niederschrift dieses Nachwortes beschäftigt war, ereiferte sich gerade wieder eine Reihe von deutschen Zeitungen, allen voran die den Lesern schon wohlbekannte »*Abendzeitung*« in München, die zu dem, wie wir gehört haben, »nazistisch so weitläufig unterwanderten Palast« des Süddeutschen Verlages gehört, über die Ehrung, die der bayerische Arbeitsminister *Stain* und seine neunzehn Fraktionskollegen vom BHE im Bayerischen Landtag dem fast achtzigjährigen, schwerkrank in einer Münchener Klinik liegenden Dichter *Erwin Guido Kolbenheyer* durch geschlossenen Beitritt zur Kolbenheyer-Gesellschaft erwiesen. Und das Blatt, dessen Chefkommentator, wie wir wissen, ein besonders wilder Propagandist für Hitler war, hat die Stirn, dieses beispielgebende Bekenntnis zu einem achtzigjährigen schwerkranken Dichter von Weltrang als »eindeutiges Bekenntnis zu einer Ideologie, die den Nationalsozialismus mitgetragen hat und dessen Priester bis zum bitteren Ende Beifall geklascht hat« zu denunzieren. Nachdem in Österreich schon lange führende Zeitungen fast aller Parteirichtungen das Schicksal des greisen verfolgten Dichters als »*Schande für Deutschland*« bezeichnen, hat endlich nun auch eine politische Partei in der Bundesrepublik den Mut gehabt, öffentlich gegen diesen Skandal Stellung zu nehmen und sich zu einem deutschen Dichter zu bekennen, der, ganz abgesehen von seinem geistigen und literarischen Rang, an politischer Schuld oder politischem Irrtum jedenfalls nicht mehr auf sich geladen hat als seine jämmerlichen Richter von heute.

Man sollte den halbgebildeten Hetzern und Schmocks unserer publizistischen Giftküchen einmal dringend empfehlen, sich dem Studium unserer Klassiker und großen Deutschen zu widmen. Von Goethe haben wir ihnen schon ein paar Proben gebracht. Sie könnten aus den Xenien beliebig vermehrt werden. Dort können Sie nachlesen, wie selbst so große Geister wie *Goethe* und *Schiller* sich mit dem Pack des Tages, mit neiderfüllten und intrigierenden Literaten herumschlagen mußten. Und wir empfehlen allen jenen Opportunisten, deren Treiben jede echte Demokratie unmöglich macht, sich einmal eingehend mit der Lektüre der dreizehnten und vierzehnten Rede *Fichtes* an die deutsche Nation zu beschäftigen und sich einige Sätze daraus eingerahmt über ihre Schreibtische zu hängen, die Lizenzpublizisten genau so wie die Literaten unserer Akademien, Kreise und Gruppen, die sich nicht schämen, selbst einen achtzigjährigen Dichter an seinem Lebensabend, in der Bitternis von Krankheit und Verlassenheit, nachdem seine seit Jahren gelähmte Frau, die er mit beispielgebender Aufopferung gepflegt hat, gestorben ist, mit dem Schmutz ihrer politischen Denunziationen und ihrem Haß zu verfolgen.

Auch in der »*Frankfurter Rundschau*«, in der *Erich Lissner,* der von mir besonders verehrte, humane Prediger in der Wüste unserer lieblosen von Barbarei strotzenden Zeit, den Kulturteil verwaltet, wird in gleicher Weise unter dem Titel »Kolbenheyerliches« gegen jenen Geist gesündigt, den Erich Lissner uns selbst vorlebt und predigt. Wir alle sind Brüder, lieber Herr Lissner, das ist doch Ihr Grundsatz? Sie ziehen selbst neben einer eigenen großen Kinderschar noch

ein angenommenes, verwaistes Negerkind auf, Sie halten Ansprachen, in denen Sie brüderliche Liebe zwischen Weiß und Braun predigen, aber Sie weigern sich, einem Feldzug des Hasses ein Ende zu bereiten, der Menschen trifft, die ich nun seit fünfundzwanzig Jahren als lautere, anständige und menschlich beispielgebende Charaktere kenne, und sie tun das, nur weil diese Menschen einmal glaubten, in Hitler eine Hoffnung für unser Volk zu sehen.

Ich kann es mir nicht versagen, aus der vorhin erwähnten *dreizehnten Rede Fichtes an die deutsche Nation,* einiges zu zitieren:

»Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem andern Verluste auch noch die Ehre verlieren wollen: das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters.

Tief verächtlich machen wir uns dem Auslande, wenn wir vor den Ohren desselben uns, einer den anderen, deutsche Stämme, Stände, Personen, über unser gemeinschaftliches Schicksal anklagen und einander gegenseitig bittere und leidenschaftliche Vorwürfe machen ... die letzten Ereignisse sind nicht die Folgen irgendeines besonderen Fehltrittes eines einzelnen Stammes oder seiner Regierung, sie haben sich lange genug vorbereitet und hätten, wenn es bloß auf die in uns selbst liegenden Gründe angekommen wäre, schon vor langem uns ebensowohl treffen können. *Hierin ist die Schuld oder Unschuld aller wohl gleich groß und die Berechnung ist nicht wohl mehr möglich.*

Mag es sein, daß über alle Stämme des deutschen Vaterlandes hinweg einen gewissen Stand ein begründeter Vorwurf trifft ... Wäre nun auch ein solcher Vorwurf gegründet: wer soll ihn aussprechen und wozu ist es nötig, daß er gerade jetzt lauter und bitterer denn je ausgesprochen und verhandelt werde? Wir sehen, daß Schriftsteller es tun. Haben diese nun ehemals, als bei jenem Stande noch alle Macht und alles Ansehen mit der stillschweigenden Einwilligung der entschiedenen Mehrheit des übrigen Menschengeschlechts sich befand, ebenso also geredet, wie sie jetzt reden: wer kann es ihnen verdenken, daß sie an ihre durch die Erfahrung sehr bestätigte ehemalige Rede erinnern? Wir hören auch, daß sie einzelne genannte Personen, die ehemals an der Spitze der Geschäfte standen, vor das Volksgericht führen, ihre Untauglichkeit, ihre Trägheit, ihren bösen Willen darlegen und klar dartun, daß aus solchen Ursachen notwendig solche Wirkungen hervorgehen mußten. Haben sie schon ehemals, als bei den Angeklagten noch die Gewalt war und die aus ihrer Verwaltung notwendig erfolgen müssenden Übel noch abzuwenden waren, ebendasselbe eingesehen, was sie jetzt einsehen, und es ebenso laut ausgesprochen; haben sie schon damals ihre Schuldigen mit derselben Kraft angeklagt und kein Mittel unversucht gelassen, das Vaterland aus ihren Händen zu erretten, und sind sie bloß nicht gehört worden: so tun sie sehr recht, an ihre damals verschmähte Warnung zu erinnern. Haben sie aber etwa ihre dermalige Weisheit nur aus dem Erfolge gezogen, aus welchem seitdem alles Volk mit ihnen ebendieselbe gezogen hat: warum sagen jetzt eben sie, was alle anderen nun ebensowohl wissen? Oder haben sie vielleicht gar damals aus Gewinnsucht geschmeichelt oder aus Furcht geschwiegen vor dem Stande und den Personen, über die jetzt, nachdem sie die Gewalt verloren haben, ungemäßigt ihre Strafrede hereinbricht: oh, so vergessen sie künftig nicht, unter den Quellen unserer Übel, neben dem Adel und den untauglichen Ministern und Feldherren auch noch die politischen Schriftsteller anzuführen, die erst nach gegebenem Erfolge wissen, was da hätte geschehen sollen, so wie der Pöbel auch, und die den Gewalthabern schmeicheln, die Gefallenen aber schadenfroh verhöhnen!

Nicht sowohl die einzelnen Personen, die von ungefähr auf den höchsten Plätzen sich befunden haben, sondern die Verbindung und Verwicklung des Ganzen: der ganze Geist der Zeit, die Irrtümer, die Unwissenheit, Seichtigkeit, Verzagtheit und der

von diesen unabtrennliche unsichere Schritt, die gesamten Sitten der Zeit sind es, die unsere Übel herbeigeführt haben; und so sind es denn weit weniger die Personen, welche gehandelt haben, denn die Plätze, und jedermann und die heftigen Tadler selbst können mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie, an demselben Platze sich befindend, durch die Umgebungen ungefähr zu demselben Ziele würden hingedrängt worden sein. Träume man weniger von überlegter Bosheit und Verrat! Unverstand und Trägheit reichen fast allenthalben aus, um die Begebenheit zu erklären; und dies ist eine Schuld, von der keiner ohne tiefe Selbstprüfung sich ganz lossprechen sollte ...

Die gegenseitigen Vorwürfe sind, so wie sie ungerecht sind und unnütz, zugleich äußerst unklug und müssen uns tief herabsetzen in den Augen des Auslandes, dem wir zum Überflusse die Kunde derselben auf alle Weise erleichtern und aufdringen. Wenn wir nicht müde werden, ihnen vorzuerzählen, wie verworren und abgeschmackt alle Dinge bei uns gewesen seien und in welchem hohen Grade wir elend regiert wurden: müssen sie nicht glauben, daß, wie auch irgend sie sich gegen uns betragen möchten, sie doch noch immer viel zu gut für uns seien und niemals uns zu schlecht werden könnten?

Es ist eine Schmach, daß wir Deutsche mit keinem der anderen europäischen Völker, die in den übrigen Schicksalen uns gleich geworden sind, teilen, daß wir, sobald nur fremde Waffen unter uns geboten, gleich als ob wir schon lange auf diesen Augenblick gewartet hätten und uns schnell, ehe die Zeit vorüberging, eine Güte tun wollen, in Schmähungen uns ergossen über unsere Regierungen, unsere Gewalthaber, denen wir vorher auf eine geschmacklose Weise geschmeichelt hatten, und über alles Vaterländische.

Am allertiefsten endlich erniedrigt es uns vor dem Auslande, wenn wir uns darauf legen, demselben zu schmeicheln. Ein Teil von uns hat schon früher sich sattsam verächtlich, lächerlich und ekelhaft gemacht indem sie den vaterländischen Gewalthabern bei jeder Gelegenheit groben Weihrauch darbrachten und weder Vernunft noch Anstand, gute Sitte und Geschmack verschonten, wo sie glaubten, eine Schmeichelrede anbringen zu können. Wollen wir jetzt auch das Ausland zum Zeugen machen dieser unserer niedrigen Sucht sowie zugleich der großen Ungeschicklichkeit, mit welcher wir uns derselben entledigen und so der Verachtung unserer Niedrigkeit auch noch den lächerlichen Anblick unserer Ungelenkigkeit hinzufügen? Es fehlt uns nämlich in dieser Verrichtung an aller dem Ausländer eigenen Feinheit; um doch ja nicht überhört zu werden, werden wir plump und übertreibend und heben mit Vergötterungen und Versetzungen unter die Gestirne gleich an. Dazu kommt, daß es bei uns das Ansehen hat, als ob es vorzüglich der Schrecken und die Furcht sei, die unsere Lobeserhebungen uns auspressen; aber es ist kein Gegenstand lächerlicher denn ein Furchtsamer, der die Schönheit und Anmut desjenigen lobpreist, was er in der Tat für ein Ungeheuer hält, das er durch diese Schmeichelei nur bestechen will, ihn nicht zu verschlingen.

Nein, biedere, ernste, gesetzte deutsche Männer und Landsleute, fern bleibe ein solcher Unverstand von unserem Geiste und eine solche Besudelung von unserer zum Ausdruck des Wahren gebildeten Sprache! Überlassen wir es dem Auslande, bei jeder neuen Erscheinung mit Erstaunen aufzujauchzen; in jedem Jahrzehnt sich einen neuen Maßstab der Größe zu erzeugen und neue Götter zu erschaffen; und Gotteslästerungen zu reden, um Menschen zu preisen. Unser Maßstab der Größe bleibe der alte: daß groß sei nur dasjenige, was der Ideen, die immer nur Heil über die Völker bringen, fähig sei und von ihnen begeistert; über die lebenden Menschen aber laßt uns das Urteil der richtenden Nachwelt überlassen!«

Ist es nicht erschütternd, zu sehen, daß fast jedes Wort Fichtes ohne Einschränkung heute und insbesondere seit 1945 Geltung besitzt: die gleiche Schmach der ewigen Oppor-

tunisten in unserem Volk, die gleiche wahllose armselige Hetze gegen den Bruder, die gleiche pharisäerhafte Verteilung von Schuld und Unschuld, die gleiche Anbiederung an den Feind, die Vergottung des Fremden und die Beschmutzung des Eigenen? Und ist es wirklich »Neonazismus«, wenn man sich ohne Vorbehalt zu dieser Anklage Fichtes bekennt?

Ich habe nicht ohne Absicht zwei charakteristische Fälle des literarischen Tageskampfes zusammen mit den zeitlosen Erkenntnissen eines großen Deutschen an den Beginn dieses Nachwortes gestellt, denn es erscheint mir nun notwendig, noch einmal zusammenfassend meine Absicht darzulegen, damit Mißdeutungen zuvorzukommen und vor allem für jene, die immer noch nicht begriffen haben sollten, worum es mir geht, eindeutig zu interpretieren, was ich mit dieser Schrift beabsichtigt habe. *Es lag mir keineswegs etwa daran, die Skrupellosigkeit vieler heutiger Publizisten und Literaten anzuprangern, etwa gar, um ihnen zu schaden, ein Richteramt auszuüben oder sie in ihrer geistigen und menschlichen Würde zu verletzen. Mir lag vielmehr ausschließlich daran, ihrem Treiben Einhalt zu gebieten.* Das geistige Leben unseres Volkes kann nicht in einem Sumpf politischer Denunziation gedeihen, und es kann nicht wachsen unter der Führung von sogenannten Eliten, die ihre persönliche Eitelkeit als geistige Verantwortung ausgeben. Es gibt in einer Welt des politischen und geistigen Materialismus, in einem Zeitalter, das den halben Erdball mit dem Terror der Unfreiheit und dem Druck eines politischen Systems überzieht, das den Menschen nicht mehr achtet als eine Laus, die man nach Belieben zerquetschen kann, wenn sie einen juckt, in einem solchen Zeitalter gibt es kein Bekenntnis zur *politischen* Freiheit, das nicht die *geistige* einschließt.

Man kann nicht Verfolgungen verurteilen und selbst verfolgen. Man kann nicht im Glashaus sitzen und mit Steinen werfen. Wen immer ich in diesem Buch vorgestellt habe, *wem immer ich seine politischen Irrtümer, Sünden, Charakterlosigkeiten im Dritten Reich vorgehalten habe, ich habe es nicht getan, weil er damals geirrt und gesündigt hat, das habe ich auch, sondern ich habe es getan, weil er trotzdem heute den traurigen Mut besitzt, die Opfer gleichen Irrtums und die ebenso Schuldigen wie er zu steinigen, ihres geistigen und künstlerischen Lebensrechtes zu berauben,* ich habe es getan, weil die gleichen Leute von der Freiheit der Rede, des Wortes, der politischen Anschauung unentwegt öffentlich predigen, von Menschenwürde, Humanität, Brüderlichkeit und Christentum, und selbst keine Spur davon praktizieren, ich habe es getan, weil sie Menschen, die national empfinden, zu politischen Ungeheuern stempeln, weil sie jedes Bekenntnis zu werterhaltender Kunst als »Neonazismus« verleumden, weil sie jeden Kampf gegen Nihilismus und Materialismus, gegen Formzerstörung und ethische Unordnung als Kampf für ein »faschistisches Reglement« verdächtigen und damit unzählige Menschen von höchster geistiger und künstlerischer Potenz systematisch in ein Ghetto treiben. Und ich habe es vor allem deswegen getan, weil dies alles mit dem Augenaufschlag demokratischer Besorgnis geschieht, ohne daß man selbst auch nur die primitivsten Grundsätze von Demokratie und Freiheit achtet.

Es geht mir auch nicht nur um das Unrecht, das Männern wie Kolbenheyer geschieht, sondern es geht mir um den *geistigen Verrat*, der damit begangen wird, indem man den Geist schlechthin auf den Schutthaufen politischer Machenschaften wirft und dort langsam dem Verenden preisgibt. Denn so wie sich die Verfolgung des Geistes und der Freiheit nach 1933 furchtbar gerächt hat, wird sich die umgekehrte Hexenverfolgung nach 1945 rächen, ja, sie hat sich schon furchtbar gerächt. Wenn heute zum Beispiel ein Mann wie *Friedrich Märker*, einst Mitstreiter der Rassenkunde und Verkünder der dichterischen Potenz von *Hanns Johst*, wahrhaft selbstlos für die Interessen des von ihm geleiteten Schriftstellerverbandes und der Geltung geistiger Arbeit bei den Mächtigen in Politik und Wirtschaft kämpft und dabei nichts als Enttäuschungen erlebt, so möge er sich doch einmal die Frage vorlegen, warum heute der geistige Mensch bei den Machtträgern im Bürgertum, bei den Neu- und Altreichen, bei den Klassenkämpfern und sonstigen politischen Dummköpfen und Hasardeuren keine Geltung, keine wirkliche Achtung mehr findet. Bei einiger Selbsterforschung wird er vielleicht erkennen, daß Achtung kaum zu gewinnen ist, wenn er es z. B. selbst duldet, daß in seinem Verband, in dessen Vorstand eine Reihe hervorragender Männer sitzt (die sich übrigens fast alle im Dritten Reich einmal zu Hitler bekannt haben), auch Figuren wie ein *Dr. Max Stefl* ihr Treiben entfalten dürfen, wenn er duldet, daß in seinem Verband noch jetzt Mitglieder aus politischen Gründen nicht aufgenommen werden. Wie ist es möglich, Geltung und Wirkungsmacht für den geistigen Menschen zu erlangen, wenn auf internationalen Kongressen deutschsprachige Schriftsteller, statt sich in brüderlicher Einigkeit zu begegnen, gegeneinander im Catcherstil zetern, wenn überall im geistigen und vor allem literarischen Leben Haß, Intrigen und Neid statt Brüderlichkeit und Achtung vor der geistigen Potenz anderer üblich sind!

Es würde meinem eigenen künstlerischen Wollen wie dem kulturkritischen Kampf, den ich nun seit bald einem Jahrzehnt führe, widersprechen, wenn ich hier nicht zum Schluß mit der ganzen Leidenschaft, deren ich fähig bin, neben den leider so negativen Ergebnissen meiner Untersuchung zur literarischen und publizistischen Lage der Zeit auch eine *positive* Mahnung und Antwort wüßte und sie nicht als Appell an den Leser hier aussprechen würde.

Ob es *Hermann Kesten* oder *Erwin Guido Kolbenheyer*, ob es *Hans Werner Richter* oder *Hermann Kasack*, ob es *Avantgardisten* oder *Konservative* sind, ob die *heimatlose Linke* oder die ebenso *heimatlose Rechte*, ob die *Verteidiger Bert Brechts* oder *Hans Grimms*, ich meine, es müßte doch wenigstens *eine* Plattform geben, auf der sie *alle* Platz finden, auf der sie alles Trennende, allen Haß, alle Ressentiments, alle persönlichen Eitelkeiten, Leiden und Schicksalsschläge vergessen könnten, ich meine die *Plattform der Brüderlichkeit, der wahren Menschlichkeit und der echten Solidarität des Geistes;* es sollte Kolbenheyer, ohne daß er gesteinigt würde, erlaubt sein, metaphysisch-biologisch zu philosophieren, und Hans Grimm, politisch-nationale Thesen zu vertreten, es sollte Hans Werner Richter im freien Spiel

der Diskussion möglich sein, sich publizistisch für die klassenlose Gesellschaft einzusetzen es sollte der eine Picasso und die Abstrakten, die atonale oder die Elektronenmusik verfechten und der andere bei Mozart und Rembrandt bleiben, oder Klimsch mehr als Wotruba schätzen dürfen. Es sollte möglich sein, rational oder emotional zu schaffen, zu denken oder zu handeln, es sollte der eine avantgardistisch und der andere konservativ schreiben, malen, bildhauern, komponieren können, aber es sollte keiner den anderen deswegen politisch verleumden und menschlich vernichten dürfen. Ich würde vorschlagen, einen großen Kongreß aller Literaten und Künstler einzuberufen, in dem wirklich die Repräsentanten aller Richtungen vertreten sind. Dort könnte man zwar im Feuer wilder Diskussionen versuchen, seinen Standpunkt zu *klären* oder *abzugrenzen, aber zugleich sollte dieser Kongreß auch eine Charta des Geistes und der Kunst proklamieren, die vor allem besagt, daß niemand wegen seiner politischen Vergangenheit oder seiner gegenwärtigen Anschauungen in seinem Lebens- und Wirkungsrecht als Künstler angetastet werden dürfe, daß niemand wegen seiner künstlerischen Aussage oder seiner politischen Thesen verfemt und diffamiert werden dürfe.* Und man müßte eine einzige Feme gestatten, ja, geradezu installieren und zum Grundsatz geistiger Ordnung erheben, eine Feme gegen jeden, der diese Charta verletzt. *Denn auch mein Todfeind im Künstlerischen und Politischen muß als geistiger Mensch mein Bruder sein, wenn irgend jemand ihm seine Freiheit rauben will zu sagen, zu gestalten, zu schaffen, was er will und was er für richtig hält.* Wer Irrtum oder politische Schuld des anderen dazu benützt, sich selbst Vorteile zu verschaffen oder sich pharisäerhaft in den Glanz eines Besserseins zu stellen, der soll zum Feind Numero eins der geistigen Brüderschaft erklärt werden.

Ich habe in meiner Schrift, wie es vielleicht manchmal den Eindruck erweckt, keineswegs eine alte oder neue Kluft aufreißen wollen, ich habe sie lediglich mit aller Schärfe sichtbar gemacht, damit sie sich endlich schließen kann. *Solange man Menschen in Deutschland wegen ihrer geistigen Haltung und ihrer politischen Irrtümer verfolgt, bleibt die Demokratie eine Farce, ist jedes Wort über Humanität und Menschenwürde nicht mehr glaubhaft. Nach dem Aufstand des Hasses und der Opportunisten nach 1945 sollte endlich ein Aufstand der Anständigen in Deutschland folgen.* Es müssen endlich Männer von Rang und Namen aus allen Bereichen des geistigen Lebens, den Mut haben, diese geistige Selbstverstümmelung unseres Volkes zu beenden. Die Literaten allein können das nicht. Der künstlerische Mensch ist trotz genialer Anlagen fast immer labil, egozentrisch, geneigt, den Weg des geringeren Widerstandes zu gehen. Hier bedarf es der Hilfe *jener wirklichen Eliten,* die wir trotz der Verwüstung von zwei Kriegen und drei politischen Umbrüchen immer noch in Deutschland besitzen. Hier könnten aber auch besonders die *beiden großen Konfessionen* eine entscheidende Aufgabe erfüllen, die ihrer christlichen Sendung gemäß wäre. Denn auch bei ihnen und in ihren Gremien ist diese Unterwanderung antihumaner Apostel aller Couleurs schon zu einer weithin sichtbaren Gefahr geworden. Klevere Manager mißbrauchen den Geist urchristlicher Liebe und Toleranz und paktieren mit den Moden der Zeit. Ihre Kanzeln und Akademien

aber müßten diesem Appell an die Wiedererweckung der Brüderlichkeit erschlossen werden, sie sollten dazu beitragen, allen jenen Figuren unnachsichtlich das Handwerk zu legen, die in einer politisch und geistig so gefährlichen Grenzsituation der Menschheit ihre kläglichen Bruderkriege im eigenen Land führen und jeden Ansatz zu einer geistigen Gesundung unseres Volkes damit ersticken. Ich halte die Verwirklichung eines solchen Appells nicht für eine Utopie, sondern für eine durchaus reale Möglichkeit, sobald man endlich begriffen hat, *daß die demokratische Lebensform nicht nur der Befriedigung unserer Bedürfnisse dienen darf, sondern ein revolutionärer und evolutionärer historischer Auftrag an die Eliten der Völker ist.* Nur so wird man auch der Verirrung in totalitäre Gesellschafts- und Staatsformen Einhalt gebieten, sie geistig überwinden können.

Mein Angriff gegen viele Erscheinungen und Figuren unserer Publizistik und Literatur ist natürlich kein Angriff gegen die Publizistik und Literatur *als solche*, der ich ja selbst mit Leib und Seele ergeben bin. In der Fülle kritischer Hinweise blieb mir naturgemäß nur wenig Raum, auch das viele Positive entsprechend sichtbar zu machen. Daß es da ist und wirkt, sei daher noch einmal nachdrücklich festgestellt, ja, ich hoffe, daß es Publizisten und Literaten genug geben wird, die hinter meiner Kritik die Liebe und Anteilnahme für diese beiden großen Bereiche geistigen Wirkens spüren, meine leidenschaftliche Auffassung von ihrer missionarischen, therapeutischen, ja, revolutionären Aufgabe in unserer Zeit erkennen, und *ich gebe mich der Hoffnung hin, daß wenigstens einige dieser Männer den Mut finden werden, sich auch öffentlich zu meiner Sache zu bekennen und Verleumdung, Mißdeutung und Mißverständnisse zu bekämpfen.* Auch manches, was ich über den Ungeist deutscher Verleger gesagt habe, findet schon in dieser Schrift in Gegenbeispielen seine Milderung, wobei ich besonders mit Dankbarkeit auf den Verlag hinweisen darf, der den Mut hat, *dieses* gefährlich gegen den Strom schwimmende Buch herauszubringen, und der damit beweist, daß demokratische Meinungsfreiheit und publizistisches Verantwortungsgefühl auch heute noch für einen deutschen Verleger zur moralischen Verpflichtung werden können.

Und schließlich ist es mir ein Bedürfnis, noch einmal zu bekennen, daß ich für Versöhnung und Brüderlichkeit *unter allen Umständen und gegen jedermann* bin, der ernstlich und unteilbar danach verlangt. Die Männer, die ich hier angreifen mußte, erscheinen mir verächtlich, solange sie so handeln, wie sie bisher gehandelt haben, und ich bin ihr Freund, wenn sie human und brüderlich handeln, sie gehören auch zu dem Kreis geistiger Menschen, für die ich diese Schrift geschrieben habe, und sie haben das gleiche Recht, in seine Solidarität eingeschlossen zu sein, wenn sie selbst bereit sind, sich zu ihr zu bekennen. *Aber sie und ihresgleichen haben nun mehr als ein Jahrzehnt lang Hunderten, ja Tausenden unserer wertvollsten geistig und künstlerisch schaffenden Menschen das Leben zur Hölle gemacht, sie in ihrer wirtschaftlichen und moralischen Existenz gefährdet, ja, vielfach vernichtet, und deshalb müssen sie in die Arena heraus und sich meinem Angriff stellen.* Ich würde meine eigenen Thesen jedoch verleugnen, wenn ich nicht sagen würde: Wer guten Willens ist, wer brüderlich handeln will, an dem soll auch brüderlich gehandelt werden. Und deshalb möchte

ich den Leser bitten, diese Schrift nicht etwa als Anspruch richterlicher Anmaßung oder gar des Hasses gegen andere Menschen anzusehen, sondern vor allem als den Ausdruck meines Wunsches nach einer *Versöhnung* im Geistigen. Wenn der Haß mein Motiv gewesen wäre, ich hätte dieses Buch *nicht* geschrieben.

München, Oktober 1957 *Kurt Ziesel*

Nachwort zur dritten Auflage

»Die Scham ist zu den Hunden entflohen«
Homer

Sechs Wochen nach Erscheinen war die erste Auflage dieses Buches vergriffen, 8 Tage nach Fertigstellung auch die zweite, ein, wie ich gestehen muß, für den Verlag und mich unerwarteter Erfolg, da die Auseinandersetzung nur für einen kleinen Kreis an Literatur und Presse interessierter Leser bestimmt zu sein schien. Offenbar berührt aber die Schrift ein Thema, das über den engen Stoffbereich hinaus die Menschen schlechthin bewegt, da es für die geistigen und soziologischen Zustände in Deutschland symptomatisch ist. Der Erfolg gibt mir nun die willkommene Gelegenheit, mich mit dem bisherigen Echo zu befassen, das teilweise in verblüffender Weise die Notwendigkeit meines Buches bestätigt. *Der Versuch, es totzuschweigen, ist mißglückt.* Es ist seit Wochen das Thema spaltenlanger Aufsätze in Deutschland und im Ausland, auch wenn die meisten Betroffenen selbst sich in betretenes Schweigen hüllen. In meine begreifliche Genugtuung mischt sich die Trauer darüber, in welchem Umfange heute in manchen publizistischen und literarischen Kreisen Feigheit, geistige Unredlichkeit, von Verleumdung und Lüge ganz zu schweigen, zu reichlich schmutzigen Waffen einer pseudodemokratischen Haltung geworden sind.

Das Echo zeigt die von mir erwartete Scheidung der Geister in Deutschland. Und es erfüllt mich nun andererseits mit Freude, ja fast mit Beschämung, *daß die Front der Anständigen viel breiter ist, als ich angenommen habe.* Die Redlichkeit, mit der viele große deutsche Zeitungen und Zeitschriften und vor allem die meisten kleineren und mittleren Zeitungen sich mit meinem Buch auseinandergesetzt haben, ist ein bemerkenswertes Zeichen innerer Gesundung. Ich müßte den Terror der Meinungsmonopolisten und Opportunisten nicht so heftig am eigenen Leibe erlebt haben, um nicht besonders zu achten und zu begreifen, was diese Redlichkeit bedeutet, ja, wieweit sich selbst in der teilweise zurückhaltenden Art der Zustimmung, in der diplomatisch abgeschirmten Diskussion vieler Zeitungen und bedeutender Publizisten *echte Zivilcourage dokumentiert,* auch wenn diese Zustimmung sich »tarnen« muß. Was für ein Schauspiel, daß der »Geist der Camouflage«, wie die Zeitschrift »*Neue deutsche Hefte*« den »Angeklagten« meines Buches nennt, auch heute zu den Voraussetzungen publizistischen Nonkonformismus' gehört, daß auch heute trotz vorgeblicher demokratischer Freiheit die Vorsicht die Mutter aller publizistischen Bekenntnisse ist und daß viele Publizisten, die sich mit taktisch abgewogener Kritik positiv mit meinem Buch auseinandersetzten, mir zugleich brieflich versicherten, ich möge verstehen, daß sie mehr nicht wagen

könnten und daß sie hofften, der Leser und ich verstünden »zwischen den Zeilen« zu lesen. »Zwischen den Zeilen« also, wie im Dritten Reich, lautet der Schlachtruf zur Meinungsfreiheit von heute! Und das »Nicht-zwischen-den-Zeilen-Schreiben«, das offene Wort, wie es in diesem Buch wider alle Konvention gehandhabt wird, veranlaßt ein Dutzend von Zeitungen, unabhängig voneinander, zu der besorgten, gleichlautenden Frage, ob dies Unternehmen meinerseits nicht ein »Amoklauf«, ein »literarischer Selbstmord« sei. *Gibt es einen erschreckenderen Beweis für die Korrumpierung unserer öffentlichen Meinung und den Terror ihrer Macher und damit für die Verfälschung der Demokratie als die Angst: die Wahrheit zu sagen, gleiche einem Amoklauf oder Selbstmord?*

Der Leser möge Verständnis dafür haben, daß ich vorerst ein paar deutliche Anmerkungen zu dem bisherigen Echo mache. Meine Kritiker huldigen zwar vielfach der Ansicht, Kritik an ihnen sei eine Art von Majestätsbeleidigung, während sie selbst sich ohne die mindesten Skrupel zu jeder Beschimpfung, jeder Verleumdung berechtigt fühlen. Ein Autor scheint für gewisse Gazetten Freiwild zu sein, und die Methoden dieser Jagd sind dem Milieu der Ringvereine oder des Wilden Westens entnommen. Da es mir jedoch auch gegenüber den Kulturpäpsten völlig an Untertanengeist gebricht, kann ich mit einiger Ironie von dem erzählen, was sich seit Erscheinen meines Buches abgespielt hat.

Wie ich schon in dem Buch selbst berichten konnte, haben einige der Hauptbetroffenen bereits vor seinem Erscheinen mit dem Kadi gedroht. Ihre Neugier oder wohl eher ihr schlechtes Gewissen hat sie veranlaßt, sich mit eigenartigen Methoden in den Besitz der Druckfahnen zu setzen. Die Münchener Redaktion der Zeitschrift »*Der Spiegel*«, angeblich Vorkämpferin der Sauberkeit und unerschrockene Ritterin für Verfolgte und gegen alles Unrecht, erbat sich von mir vier Wochen vor Erscheinen unter dem Vorwand, sich mit dem Buch publizistisch beschäftigen zu wollen, die Korrekturfahnen. Auf Grund *ehrenwörtlicher Zusicherung vertraulicher Behandlung* erfüllte ich diesen Wunsch. »Der Spiegel« brachte kein Wort über das Buch, die Druckfahnen landeten aber in der Redaktion der »*Süddeutschen Zeitung*«. Dort hatte man offenbar gehofft, in dem Buch etwas zu finden, was den entlarvten Star-Redakteuren die Möglichkeit gegeben hätte, ein Erscheinen des Buches zu verhindern. Da es aber in Deutschland keinen Richter gibt, der die Wahrheit verbietet, fühlte sich der Hauptherausgeber und Chefredakteur der »*Süddeutschen Zeitung*«, *Werner Friedmann*, nach Lektüre der Fahnen veranlaßt, sich in einem Brief an mich eine Art von Alibi zu verschaffen, denn er schrieb mir am 15. November 1957 (das Buch erschien am 10. Dezember), er habe keinen Grund, etwas zu unternehmen, und es wäre gelacht, wenn man nicht auch die »Süddeutsche« und ihre Redakteure verreißen könne. Endlich ein Mann, der auch zur Meinungsfreiheit steht, wenn sie sich gegen ihn richtet, dachte ich mir. Doch hatte ich da offenbar wieder Illusionen gehabt. Denn als das Buch vor allem in München zum Stadtgespräch wurde und sich die gesamte bayerische politische, geistige und gesellschaftliche Prominenz, vom Oberbürgermeister angefangen, damit vergnügte Weihnachtsfeiertage bereitete, begannen Herr Friedmann und

seine führenden Redakteure mit Interventionen bei eben dieser Prominenz, ja sogar bei Buchhändlern gegen die Lawine anzukämpfen, die das Buch ausgelöst hatte. Und statt der angedrohten gerichtlichen Maßnahmen zog es die Münchener Publizistik vor, sich geschlossen zu einer »Verschworenen Gemeinschaft des Totschweigens« zu vereinen, während die deutsche Presse außerhalb Münchens in spaltenlangen Aufsätzen das Buch diskutierte. Daß trotzdem ein großer Teil der ersten Auflage in München abgesetzt wurde, stellt der »Macht der Presse« kein überragendes Zeugnis aus.

Auch Herr *Süskind,* der bereits im Oktober meinem Verlag mit dem Kadi gedroht hatte, las dann im November die Druckfahnen und versah sogar freundlicherweise die ihn betreffenden Stellen mit Korrekturen, die es mir ermöglichten, Ungenauigkeiten noch in der ersten Auflage zu berichtigen. Vier Wochen später drückte er in einem vorweihnachtlichen Brief an einen prominenten Bürger Münchens sein Verwundern aus, daß jener Bürger dieses »von Unwahrheiten strotzende Buch, dessentwegen er, Süskind, mich verklagen werde«, an bekannte Politiker verschenke. Inzwischen haben wir Ende April und Herr Süskind hat immer noch nicht geklagt. Erst Ende Januar entschloß er sich zu einem zweiten Briefe an meinen Verlag, diesmal durch seinen Anwalt, und schlug einen »außergerichtlichen Vergleich« vor, im Rahmen dessen wir das Buch zurückziehen sollten. Zwar vermochte er nicht zu behaupten, daß in dem Buch etwas nicht wahr sei, aber er wies darauf hin, daß er gewissermaßen als »Hauptfall des verlorenen Gewissens behandelt werde und daß daher die bodenlosen Beschimpfungen« (?) des Nachwortes auch ihn träfen. Dort habe ich geschrieben,daß die von mir Angegriffenen und ihresgleichen Hunderten, ja Tausenden geistiger Menschen das Leben zur Hölle gemacht und ihre leibliche und moralische Existenz gefährdet, ja vielfach vernichtet hätten. Das sei der Vorwurf eines »Tötungsdeliktes«!, meinte Herrn Süskinds Anwalt. Ich hoffe, kein Leser hat sich Herrn Süskind als Amokläufer mit Maschinenpistole vorgestellt, der seine früher verherrlichten Dichter und Künstler nach 1945 über den Haufen geknallt hat. Kann man über soviel geistige Hilflosigkeit und über eine so eklatante Dokumentation eines schlechten Gewissens mehr als lachen?

Und obwohl *Werner Friedmann* als oberster Chef des *Süddeutschen Verlages* Mitte November beteuert, daß er nichts gegen das Buch unternehmen werde und Kritik an ihm und seinen Redakteuren zugestehe, raffte sich, allerdings erst zwei Monate später, der Anwalt des Süddeutschen Verlages »namens seiner Herausgeber und Redakteure«, offenbar bedrängt von der verheerenden Wirkung des Buches in der Öffentlichkeit, zu einem Brief auf, in dem er die Zurückziehung des Buches verlangt und »zumindestens zivilrechtliche Schritte« für möglich ansieht. Dies geschah fast auf den Tag genau als die »*Süddeutsche Zeitung*« begeistert das *Urteil des Verfassungsgerichtshofes im Falle Lüth gegen Harlan* begrüßte, das den Vorrang des Grundrechts der freien Meinungsäußerung vor privaten und wirtschaftlichen Interessen des einzelnen festgelegt hat. Aber vielleicht hält der Süddeutsche Verlag das Grundrecht in diesem Punkt für ein Privileg

der Presse? Die Entlarvung seiner führenden Redakteure empfindet er als Beleidigung. *Auf den Gedanken, die Konsequenzen daraus zu ziehen, kommt man offenbar nicht.* Und als Gipfelpunkt dieses Spieles: Nach Ablauf der dreimonatigen gesetzlichen Antragsfrist für eine Klage veröffentlicht plötzlich die »Süddeutsche Zeitung« vom 12. März 1958 eine »Kritik« unter der Überschrift: »*Niedriger hängen*«*!* Sie ist so hübsch, daß ich sie hier wörtlich zitiere:

»Dieses Buch versucht etwas was seit der sogenannten Kampfzeit der Nationalsozialisten nie wieder versucht worden ist, nämlich sich eine absatzfördernde Publizität durch eine Fülle von Beleidigungsklagen, Unterlassungsprozessen und einstweiligen Verfügungen gegen die darin enthaltenen Unrichtigkeiten zu sichern. Auch unsere Zeitung und eine Reihe unserer Mitarbeiter insbesondere *W. E. Süskind*, *Hans Joachim Sperr*, *Gunter Groll* und *Karl Ude* gehören zu den Zielscheiben. Wir wollen das Buch nicht totschweigen, weil Ziesel das selbst als Hauptwaffe der heutigen Publizistik mit ihrem »verlorenen Gewissen« bezeichnet. Wir hängen es ganz schlicht niedriger. Wer sich trotzdem die Lektüre des maßlosen und konfusen Buches antut, wird sofort begreifen, *warum wir und unsere Mitarbeiter sich weder in dieser Zeitung noch vor Gericht mit einer solchen Schrift auseinandersetzen.*«

Ich glaube, Friedrich der Große, dessen Ausspruch die sonst so antipreußische »Süddeutsche Zeitung« hier zur Tarnung ihres kläglichen Eingeständnisses eines schlechten Gewissens mißbraucht, würde in Kenntnis der Sachlage kaum zögern, sein Urteil zu wiederholen: Niedriger hängen!

Auch die Potentaten der Literatur, vor allem die *Darmstädter Akademie*, haben auf mein Buch reagiert. Man publizierte im Zeitpunkt der ersten Diskussionen in der »*Frankfurter Allgemeinen Zeitung*« die Meldung, der Akademiepräsident habe mich wegen Beleidigung verklagt und die Staatsanwaltschaft in Stuttgart ein Ermittlungsverfahren eingeleitet, das vor dem Abschluß stehe. Wie beabsichtigt, bewirkte die Meldung, daß zahlreiche andere Zeitungen dies dahingehend kommentierten, die Akademie und Herr Kasack hätten sich damit gegen mein Buch gewandt. Der Leser dieses Buches, der die Methoden des ehrenwerten Akademiepräsidenten und seiner Kollegen schon kennt, wird sich nicht wundern, daß Herr Kasack auch hier wieder ein kleines Meisterstück der Irreführung der Öffentlichkeit vollbracht hat. Die besagte Strafanzeige und das Ermittlungsverfahren laufen nämlich schon seit mehr als 1¼ Jahren, seit 15. Oktober 1956 (!!). Es ist die Folge eines Briefes, den ich im Sommer 1956 an den Anwalt Kasacks schrieb, in dem ich mir seine ständigen Denunziationen verbat. In einem Brief vom 7. 1. 1958, also drei Wochen nach der Zweckmeldung in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, schreibt die Stuttgarter Staatsanwaltschaft an eine Hamburger Zeitschrift, das Buch »Das verlorene Gewissen« sei nicht Gegenstand der Anzeige, und es sei fraglich, ob ein Verfahren durchgeführt werden könne. Nun, jeder bedient sich der Waffen, die seinem Charakter entsprechen. Nebenbei: der Leser, der die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« für ein seriöses und lauteres Blatt hält, dürfte sein Urteil sicherlich revidieren, wenn er hört, daß die Zeitung es trotz meines Ersuchens nicht notwendig fand, diese Irreführung zu berichtigen. Mit dem publizistischen Gewissen scheint das so eine Sache zu sein.

Solche zwielichtige publizistische Haltung der »*Frankfurter Allgemeinen Zeitung*«, die es bisher peinlichst vermied, sich in einer freien und redlichen Diskussion mit meinem Buch auseinanderzusetzen und sich lieber auf halbwahre Zweckmeldungen beschränkt, wird der Leser gewiß begreifen, wenn er die nachfolgende Geschichte hört, die mir ein Spätheimkehrer aus Rußland nach der Lektüre der ersten Auflage meines Buches mitgeteilt hat. Sie ist ein Musterfall nicht nur für das »verlorene Gewissen«, sondern für das Fehlen jeglichen Gewissens überhaupt bei manchen führenden Publizisten unserer Zeit. Daß der »Held« dieser Geschichte Mitherausgeber des Weltblattes der deutschen Demokratie ist und daß auf seinen Namen und sein Wort unzählige Menschen bauen, gehört zu den Unbegreiflichkeiten unserer Zeit. In meinem Buch kann der Leser auf Seite 115 nachlesen, wie der Kulturpapst der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, *Karl Korn,* früher Kulturpapst von Goebbels' »*Reich*«, einen von ihm einst geförderten Dichter des Dritten Reiches, als er als Spätheimkehrer von Rußland zurückkam, zum Teufel wünschte. Offenbar beherbergen die russischen Gefangenenlager aber noch mehr Zeugen für das, was Karl Korn früher getan hat. Damit zu unserer Geschichte: Als Herr Korn den Kulturteil der Zeitschrift »Das Reich« nach den Richtlinien von Goebbels leitete, veröffentlichte er mehrmals eigenwillige und ungewöhnlich begabte Gedichte eines jungen Offiziers. Dieser Offizier war etwa Januar 1945, als Herr Korn angeblich wegen »geheimen Widerstandes« bereits die Redaktion des »Reich« verlassen hatte, nach schwerer Verwundung einige Zeit bei einem Truppenteil in Berlin. Sein Kommandeur schickte ihn eines Tages zur Kriegsschule nach Potsdam, um Schulungsmaterial zu holen, in dem damals die letzten Durchhalteparolen ausposaunt wurden. Unser Offizier und Lyriker wurde in Potsdam an den Schreibtisch eines Sonderführers K. (im Hauptmannsrang) geleitet, der über dieses Schulungsmaterial gebot. Als unser Frontsoldat dem Schreibtisch-Hauptmann seinen Namen nannte, stutzte dieser und fragte interessiert, ob er der gleiche sei, von dem die großartigen Gedichte im »Reich« stammten. Unser Lyriker bejahte die Frage, und der Sonderführer bekannte, daß er selbst, wenn auch zuweilen mit Schwierigkeiten, als Kulturchef des »Reich« den Abdruck dieser Gedichte durchgesetzt habe. *Der Sonderführer im Hauptmannsrang war also Karl Korn, und in jenen letzten Tagen des Tausendjährigen Reiches fungierte er als Schriftleiter der vom Generalinspekteur für das Heer herausgegebenen Zeitschrift für den Führernachwuchs »Nationalsozialistische Erziehung im Heer«. Auf diesem Posten der obersten Durchhaltecliquen dokumentierte also unser nunmehriger Patentdemokrat und Hexenverfolger seinen letzten »Widerstand« gegen die Nazis.* Man konnte ja dort, ohne die Beschwernis des Frontsoldaten und verhältnismäßig ohne Gefahr, die Schulterstücke eines Hauptmannes tragen.

1955 kommt der gleiche Offizier und Lyriker, einst von dem NS-Erzieher Karl Korn so heftig gefördert, *nach zehnjähriger Leidenszeit in russischen Straflagern* – wo er u. a. auch wegen der Veröffentlichung dieser Gedichte im »Reich« angeklagt war (so schätzten die Russen die Gefährlichkeit dieses Goebbels-Blattes ein) – nach Deutschland zurück. Bei einem Besuch in Frankfurt hört er mit Staunen von der

demokratischen Karriere des einstigen Verteilers hitlerischen Schulungsmaterials und nationalsozialistischen Erziehers des Führer-Nachwuchses und macht einen Besuch auf der Redaktion, um den Mentor von einst zu begrüßen. Herr Korn aber empfängt ihn nicht, und eine Redakteurin, die ebenfalls in Goebbels' »Reich« tätig war und also aus der nationalsozialistischen Schulungszeit des Herrn Korn stammt, teilt mit, daß der erlauchte Kulturpapst nicht geruhe, sich an den Namen des Lyrikers und Spätheimkehrers zu erinnern. So sieht das also in Deutschland mit dem Gedächtnis und dem Charakter führender demokratischer Publizisten aus!

Auch *Josef Winckler,* den ich dem Leser vorgeführt habe, publizierte, er habe mich wegen Verleumdung verklagt. Als ich ihn brieflich fragte, worin die Verleumdung bestehe, schrieb er, seine Frau sei nicht im Ausland zugrunde gegangen, sondern erst 1951 in Deutschland an den Folgen jener Zeit gestorben. Der Leser findet auf Seite 143 die Richtigstellung dieser Ungenauigkeit meiner Darstellung, die jedoch an den Fakten des Falles Winckler und ihrer Beurteilung durch mich nicht das geringste ändert. Von Verleumdung weit und breit keine Spur! Inzwischen konnte ich feststellen, daß die Staatsanwaltschaft in München bereits am 11. 3. 1958 das auf Grund der Anzeige Wincklers gegen mich eingeleitete Strafverfahren rechtskräftig eingestellt hat. Natürlich hat ein großer Teil jener Zeitungen, die Wincklers Notiz über seine »Verleumdungsanzeige« abgedruckt hatten, die über die Deutsche Presse-Agentur verbreitete Meldung über die Einstellung des Strafverfahrens nicht veröffentlicht. Das gehört zu den Methoden jener superdemokratischen »Weltblätter« wie etwa die »*Frankfurter Allgemeine Zeitung*«, die »*Stuttgarter Zeitung*«, die »*Frankfurter Rundschau*«, u. a. Zuerst diffamiert man den unliebsamen Autor mit der Meldung über die Verleumdungsanzeige und widerruft das nicht, wenn das Verfahren eingestellt wird, und damit hofft man jene Leser irrezuführen, die immer noch an die Druckerschwärze wie an die Bibel glauben.

Die Zeitschrift »Die Kultur«, für die u. a. der einstige linientreue Kriegsberichter *Hönscheid* als Hauptschriftleiter zeichnet und deren Verleger der einstige Propagandist des Parteiverlages der NSDAP, Gauverlag bayerische Ostmark, Herr *Kurt Desch,* ist, fühlt sich in ihrer Nummer vom 1. 2. 1958 bemüßigt, sich gleich auf ihren ganzen drei ersten Seiten direkt oder indirekt mit meinem Buch zu befassen. Die dabei vor allem in einem Aufsatz *Josef Wincklers* verwendeten Injurien scheinen mir ein überzeugender Beweis für das schlechte Gewissen der Betroffenen zu sein. Nach der bewährten Methode des Fälschens meiner Absichten, die der Leser des Kapitels »Josef Winckler« schon kennt, stürzt sich Herr Winckler auf die Ungenauigkeit meiner Angabe des Zeitpunktes des Todes seiner Frau. Mit keinem Wort geht Winckler auf die unwiderlegbaren Tatsachen seiner pronazistischen Anbiederung vor 1945 ein. Es entbehrt für mich nicht der Komik, daß der empörte Herr Winckler die Nazidichter, das Dritte Reich und den Führer (siehe Seite 144 und Seite 145) genau zu jenem Zeitpunkt öffentlich feierte, nämlich im April 1934, als ich wegen meiner Anteilnahme am

jüdischen Schicksal im Gefängnis der Gestapo saß. Er beschimpft mich zwar, weil ich mit 24 Jahren 9 Monate lang an einer Parteizeitung in Dortmund tätig war, findet es aber offenbar in Ordnung, daß er selbst fast zur gleichen Zeit Redakteure der Nachbar-Parteizeitungen in Essen als nationalsozialistische Vorkämpfer gefeiert hat. Bei diesen Fakten erscheint der von der »Kultur« erstmalig gebrachte Auszug aus seinem Buch VAKUUM in einem denkbar fragwürdigen Licht. In seinem Rechtfertigungsversuch schildert er, in dem wahrhaft penetranten Stil einer drittrangigen Kriminalstory, wie er 1943 seiner jüdischen Frau einen Auslandspaß besorgt hat. Dabei will er die Öffentlichkeit glauben machen, daß ein paar Zeilen des Altpräsidenten der Schrifttumskammer, *Hans Friedrich Blunck*, auf der Rückseite einer Speisekarte ihm die Wege zu den höchsten Machtstellen, der Gestapo geöffnet haben, so daß man ihm in devotester Weise sofort einen Reisepaß für seine Frau ausstellte, ein Privileg, um das z. B. *Jochen Klepper*, wie wir seinen Tagebüchern entnehmen können, jahrelang vergeblich gekämpft hat.

Wenn der Leser dieser seltsamen Geschichte allerdings auf Seite 27 meines Buches nachliest, was Blunck in der Hamburger Zeitschrift »Die Zeit« am 16. Mai 1957 geschrieben hat, wird er seine Verwunderung nicht unterdrücken können, daß der angeblich bereits 1934 (!) von seinem Amt durch den SD verjagte Blunck 1943 noch die Macht einer grauen Eminenz von geradezu furchtgebietendem Einfluß hatte. Wie sich die Aussagen je nach den Jahren, in denen sie gemacht werden, und je nach dem Zweck, für den man sie braucht, doch bei gewissen Leuten unterscheiden! Im übrigen scheint es mir recht gleichgültig zu sein, wann und unter welchen Umständen Winckler seine Frau ins Ausland gebracht hat, wenn man weiß, wie sehr er selbst publizistisch Hitler und das Dritte Reich verherrrlicht hat.

Dazu kann ich dem gewiß staunenden Leser noch ergänzend folgende hübsche Geschichte berichten: In sämtlichen literarischen Jahrbüchern, wie in Kürschners Literaturkalender, in der deutschen Ausgabe von »Wer ist Wer?« und an vielen anderen Stellen, an denen nach *Wincklers eigenen Angaben* nach 1945 biographische und bibliophile Einzelheiten über sein literarisches Schaffen stehen, sucht man trotz der Akribie seiner sonstigen Werkaufzählungen vergeblich den 400 Seiten starken Roman »Der Großschieber«. Dieses »Vakuum« wird uns begreiflich, wenn man das nach 1945 verschwiegene Werk, das 1933 ausgerechnet in dem berüchtigten nationalsozialistischen *Brunnen-Verlag* in Berlin erschienen ist, einer näheren Prüfung unterzieht. Der ehrenwerte Dichter eröffnet nämlich diesen Roman mit einer ganzseitigen Widmung in Großlettern: »*Nach vierzehnjähriger Verwilderung in der Stunde des Aufbruchs – März 1933*«.

Damit kein Zweifel darüber aufkommt, was es mit diesem Werk auf sich hat, übrigens ein höchst undelikates und in miserablem Deutsch geschriebenes »Machwerk«, um einen Wincklerschen Ausdruck über mein Buch zu gebrauchen, beschließt Winckler diesen Roman mit dem leidenschaftlichen Bekenntnis, er sei »ein Gleichnis der Verwirrung der Zeit, schillernder Schaum einer heulenden Meereswoge voll Korruption, Not, Parteimißwirtschaft, Seelenzerstörung, sitt-

lichem Verfall«, also eine einzige Abrechnung mit der verlotterten Weimarer Republik. Und Winckler läßt das Buch pathetisch im Stil des »*Völkischen Beobachters*« ausklingen: »*Meine Freunde, wann endlich erwacht unser Volk? Wann kommt, der da kommen muß und mit eisernem Besen unser Vaterland reinfegt, eh es ausblutet, verrottet und zerfällt? Dies Glas weihe ich dem Retter Deutschlands! Und alle stimmten begeistert ein und stießen an auf den nahenden Retter Deutschlands* ...«

Soweit der westfälische Schriftsteller Josef Winckler, der damals 50 Jahre alt war und der es heute wagt, mir vorzuwerfen, daß ich als 24jähriger ebenfalls an den »nahenden Retter Deutschlands« geglaubt habe und der heute schäumend vor Wut jene anfällt, die seinen suspekten Opportunismus öffentlich anprangern. Was Winckler und seine »artverwandten Genossen«, um in seinem Stil aus dem Jahre 1934 in *Süskinds* »*Literatur*« zu reden, nach 1945 schreiben, wird niemand mehr interessieren, der weiß, was sie damals geschrieben haben, obwohl gerade sie als letzte das Tausendjährige Reich jubelnd hätten begrüßen dürfen. Wenn Winckler in der Zeitschrift »Die Kultur« 1958 mich insultiert: »Infamer sei noch nie eine öffentliche Lüge ausposaunt worden«, so kann ich ihm nur antworten: *Widerlicher habe ich noch nie die Posaunen für Hitler blasen hören als durch den Schriftsteller Josef Winckler mit der jüdischen Frau.*

Daß die auf ihren »Antifaschismus« so sehr pochende »Kultur« die Entlarvung der neudemokratischen Goebbels-Kollaborateure mit beleidigenden Ausfällen gegen mich beantwortet, statt sich von den Entlarvten zu distanzieren, spricht für die Doppelzüngigkeit ihrer vorgeblichen demokratischen Moral.

Im Februar-Heft der »*Deutschen Rundschau*« fühlt sich auch *Rudolf Pechel* bemüßigt, über mich herzufallen. Das Niveau seiner »Glosse« hebt manches auf, was ich in diesem Buch über ihn Positives geschrieben habe. Daß er mich auch politisch im Stil seines Freundes Kasack verleumdet, kann ich hier nur als Beweis publizistischer Unredlichkeit mit Verachtung anmerken. Mit solchen Methoden entwertet er noch nachträglich seinen Widerstand gegen Hitler. Besonders bedenklich muß es allerdings stimmen, wenn Rudolf Pechel, von mir seiner pronazistischen Haltung in den ersten Jahren des Dritten Reiches unwiderlegbar dokumentarisch überführt, uns nunmehr einreden will, diese Tätigkeit sei »im Einvernehmen mit seinen jüdischen Freunden erfolgt, um zuweilen gegen die bösesten Dinge von Hitlers Herrschaft die Stimme erheben zu können«. Danach will er uns also glauben machen, *er habe »im Einverständnis mit seinen jüdischen Freunden« z. B. zum Boykott gegen jüdische Schriftsteller aufgerufen* oder die nationalen Familien sogar des »arischen Semitismus« bezichtigt, weil sie Juden und nicht Kolbenheyer und Vesper lasen. Für wie dumm hält eigentlich Herr Pechel die deutsche Öffentlichkeit? Wäre es nicht charaktervoller gewesen, die Brücke zu beschreiten, die ich gerade ihm zu bauen versucht habe. Er meint, ich sei wohl der einzige gewesen, der damals seine pronazistischen, antisemitischen und gegen das »moskowitische Untermenschentum« gerichteten Feldzüge nicht als »antinazistisch« durchschaut habe. Sogar die Gestapo habe das getan? Er vergißt allerdings zu erwähnen, daß dies erst 1942

geschah. Neun Jahre lang merkte die Gestapo es nämlich nicht, bei mir jedoch schon 1934. Solche Rechtfertigungsversuche richten sich selbst.

Im Nachwort zur vergriffenen zweiten Auflage meines Buches befaßte ich mich mit Vorwürfen, die von Schweizer Seite gegen Dr. Pechel und Professor Kasack bzw. die Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung erhoben worden sind.

In einem gerichtlichen Vergleich wurde festgelegt, diesen ganzen Komplex vorerst nicht mehr zu behandeln, sondern abzuwarten, bis eine rechtskräftige oder sonstige Entscheidung in der von Dipl.-Ing. Wegmann in Männedorf bei Zürich gegen Dr. Pechel angestrengten Schadenersatzklage gefallen ist.

Es scheint mir in diesem Zusammenhang auch notwendig zu sein, noch einmal mit besonderem Nachdruck festzustellen, daß die Zitate in meinem Buch absolut redlich ausgewählt sind, ja, daß ich es peinlich vermieden habe, Teile so aus dem Zusammenhang zu reißen, daß der Tenor der einzelnen Veröffentlichungen auch nur im mindesten verfälscht ist. Die Kürzungen waren nur durch den beschränkten Umfang des Buches gegeben. Was ich zitiere, ist ein Bruchteil dessen, was ich enthüllen könnte. Es war unmöglich, zu dem Thema ein 1000 Seiten starkes Buch vorzulegen. Nach dem vorhandenen Material wäre dies ein leichtes gewesen. Die Entlarvten müßten, statt mit lächerlichen Ausreden zu protestieren, eigentlich dankbar sein, daß ich nicht alles publiziert habe, was ich über sie und auch viele andere gar nicht Genannte weiß und dokumentarisch belegen kann. Das Thema ist nämlich unerschöpflich, auch mein Material. Die 175 Seiten dieses Buches stellen nur einen Tropfen dar aus dem unübersehbaren Sumpf der publizistischen Korruption unserer Zeit.

Zusammenfassend darf ich zu dem kläglichen, privaten Echo der Betroffenen feststellen, *daß bis heute, Ende April, also über vier Monate nach Erscheinen des Buches, sonst niemand gegen den Verlag oder mich etwas unternommen hat.* Wie sollten sie auch? Das Buch enthält von der ersten bis zur letzten Zeile die Wahrheit, und jeder der darin Entlarvten wird sich voraussichtlich hüten, sich das in einem Prozeß auch gerichtlich bestätigen zu lassen. Solange das nicht geschehen ist, kann man ja noch die Öffentlichkeit irreführen, kann Zweckmeldungen, Entstellungen, Lügen verbreiten. Wozu also klagen? Bestürzend an diesem ganzen Theater erscheint mir neben seiner Niveaulosigkeit vor allem die unglaubliche Primitivität der Reaktionen. Meine nie sehr ausgeprägt gewesene Achtung vor der »Macht der Presse« und der »geistigen Potenz« unserer intellektuellen Cliquen hat der Einsicht Platz gemacht, daß schlechter Charakter in entscheidenden Augenblicken auch dumm macht. Eine gerichtliche Maßnahme, die bisher im Zusammenhang mit diesem Buch erfolgte, entsprang *meiner* Initiative: die Beschlagnahme der Zeitschrift »*Die Kultur*« in ganz Österreich wegen des oben erwähnten strafbaren, beleidigenden Artikels Josef Wincklers gegen mich.

Soweit die Presse negativ reagierte, war leider festzustellen, daß bei der heute üblichen Simplifizierung aller Dinge und bei dem engen Horizont, aus dem heraus viele Publizisten ihr Handwerk betreiben, meistens ein völliges Unvermögen

sichtbar wurde, überhaupt zu begreifen, um was es mir geht. Wenn mir z. B. in einer *Zeitung in Westfalen* ein Herr *Schneider* in einem langatmigen Aufsatz vorwirft, nach zwölf Jahren noch alte Sünden auszugraben, statt endlich Versöhnung zu predigen, bleibt mir eigentlich nur noch, von einem Plagiat an meinem Buch zu sprechen. Denn genau das ist ja die einzige Absicht der Schrift. Oder entdecken manche Leute erst ihren Versöhnungswillen, wenn man die erbarmungslosen Hexenverfolger als alte Nazi entlarvt? Da und dort verraten manche Kritiker ihre besondere Böswilligkeit mit dem Vorwurf, ich hätte als ehemaliger »Schriftleiter« am »Völkischen Beobachter« den Mund zu halten. Weil ich 1933 mit 22 Jahren ganze fünf Monate zur Ausbildung als *Volontär* dort war und sogar anschließend gleich ins Gestapogefängnis wanderte, soll ich 25 Jahre später, mit 47 Jahren, nicht meine Meinung sagen dürfen? Da scheint es mir doch berechtigter, von denen Schweigen zu verlangen, die als reife Männer bis 1945 im »*Reich*« von Herrn Goebbels schrieben, denn zu *diesem* Zeitpunkt konnte kein Zweifel mehr bestehen, was es mit Hitler auf sich hatte. Kann man Publizisten, die sich solcher albernen Argumente bedienen, noch als anständig bezeichnen?

Der Leser wird sich auch schon gewundert haben, welche seltsame Rolle die Zeitschrift »*Der Spiegel*« in der Auseinandersetzung um mein Buch spielt. Obwohl sich die Redaktion, wie ich vorhin ausgeführt habe, schon Wochen vor Erscheinen des Buches die Druckfahnen von mir erbat, hat sie es vorgezogen, bis heute darüber zu schweigen. Das scheint sehr viele Leser des »Spiegel« zu wundern, und sie bombardieren die Redaktion mit Briefen, in denen sie fragen, warum man sich denn nicht an der Ausmistung der von mir geöffneten Augiasställe beteiligt. Diese Briefe haben offenbar eine solche Zahl erreicht, daß die Redaktion sich für die Beantwortung eine Art von »Einheitstext« zurecht gelegt hat. Mir liegt nämlich schon eine ganze Reihe Originalbriefe des »Spiegel« an verschiedene Leser vor, die alle folgenden Wortlaut haben:

»Soweit wir unterrichtet sind, haben einige der Journalisten und Autoren, die in Kurt Ziesels Buch »Das verlorene Gewissen« genannt sind, gerichtliche Schritte gegen den Autor angedroht oder unternommen. Nach einer alten journalistischen Gewohnheit, in schwebende Verfahren nicht einzugreifen, möchten auch wir den Ausgang allfälliger Verfahren zunächst abwarten.«

Ich vermute, ganz Deutschland wird sich darüber amüsieren, daß der sonst so mutige »Spiegel«, der fast in jeder Nummer sich mit Affären befaßt, die auch die Gerichte beschäftigen, in meinem Fall sich wie der ängstlichste Hintertupfinger Heimatbote verhält. Während der »brave Spiegel« vor angeblichen Gerichtsverfahren zittert, diskutiert die gesamte in- und ausländische Presse seit Monaten in spaltenlangen Aufsätzen mein Buch.

Daß nebenbei die Behauptung von den gerichtlichen Schritten einiger Journalisten und Autoren bis auf die erst jüngst erfolgte Auseinandersetzung mit Pechel und Kasack gar nicht stimmt, hätte die sonst so tüchtige Dokumentationsabteilung des »Spiegel« mit ihren fixen Rechercheuren eigentlich feststellen müssen. Hält die Redaktion ihre Leser wirklich für so dumm, daß man ihnen mit einer so kläglichen Ausrede kommt?

Auch zu meinem Vorwurf, trotz ehrenwörtlicher Zusicherung Druckfahnen der Redaktion der »Süddeutschen Zeitung« in die Hände gespielt zu haben, hat sich der »Spiegel« bereits einen »Einheits-Leserbrief« zurechtgelegt, denn auch in diesem Fall haben zahlreiche »Spiegel«-Leser in Briefen an die Redaktion ihr Verwundern über dieses mit den Ehrbegriffen anständiger Menschen unvereinbare Verhalten ausgedrückt. Dazu hat die Redaktion die Stirn, zu erklären:

»Zu Ihrem Brief dürfen wir Ihnen mitteilen, daß unser Münchner Korrespondent von Herrn Ziesel in der Tat die Druckfahnen von dessen Buch, »Das verlorene Gewissen«, erhalten hat, ohne daß allerdings von seiten unseres Korrespondenten dabei irgendwelche ehrenwörtlichen Erklärungen abgegeben worden sind. Es trifft auch nicht zu, daß unser Korrespondent diese Druckfahnen dem Herausgeber der ‚Süddeutschen Zeitung', Herrn Friedmann, zugespielt hat.«

Demgegenüber stelle ich der Wahrheit gemäß fest: Die Münchner Redaktion des »Spiegel« erbat sich von mir Ende September telefonisch die Druckfahnen. Ich erklärte mich dazu unter der Bedingung bereit, daß man mir ehrenwörtlich versichere, sie nicht aus der Hand zu geben. Dies wurde mir von dem Leiter der Münchner Redaktion zugesagt. Darauf sandte ich die Fahnen in einem eingeschriebenen Brief, in dem ich die telefonische Abmachung ausdrücklich bestätigte. Wenige Tage später lagen die gleichen Fahnen auf dem Schreibtisch des Chefredakteurs der »Süddeutschen Zeitung«. Den Zwischenträger hatte ein kleiner Reporter der »Süddeutschen Zeitung« gespielt, der in der Münchner Redaktion des »Spiegel« aus- und eingeht und früher zu den Mitarbeitern des »Spiegel« gehörte. Als ich davon erfuhr, habe ich den Leiter der Münchner Redaktion zur Rede gestellt, der von einem bedauerlichen Vertrauensbruch sprach und sich entschuldigte. Mein Verlangen, mir den Vorgang schriftlich zu bestätigen, lehnte der »Spiegel« in einem Brief mit der Bemerkung ab »man wolle auf die Geschichte nicht mehr eingehen.« Die Druckfahnen bekam ich zurück, sie trugen handschriftliche Bemerkungen von Redakteuren der »Süddeutschen Zeitung«. Es kann niemand wundern, daß der »Spiegel«, statt auf meinen schweren öffentlichen Vorwurf öffentlich zu erwidern, sich in Briefen an seine Leser darauf beschränkt, den dokumentarisch belegten Tatbestand einfach abzustreiten. Die Öffentlichkeit aber kann danach selbst beurteilen, was von den moralischen Qualitäten dieses Blattes in Wirklichkeit zu halten ist.

Ein paar Erfahrungen mit anderen Presseorganen, durch die die Notwendigkeit meines Buches besonders eindringlich unter Beweis gestellt wird, seien hier noch am Rande vermerkt:

Im *Pressedienst* des »*Clubs republikanischer Journalisten im Grünwalder Kreis*« und, von dort bedient, in der Münchner Studenten-Zeitschrift »*Profil*« und ausgerechnet im Zentralorgan der SPD »*Der Vorwärts*« in Bonn (dort hagelte es allerdings dagegen Proteste von anständigen Journalisten der SPD) ereiferte sich der Schriftsteller *Rolf Schroers*, einst wohlbestallter Oberleutnant in Hitlers Armee, jetzt Schildknappe der entlarvten Goebbels-Kollaborateure, die allerdings nun seine Brötchengeber in Rundfunk und Presse sind, wie etwa Karl Korn, der einstige NS-Erzieher, an Hand entstellter oder einfach plump gefälschter Zitate aus meinem

Buch und ernennt mich taxfrei zum »Neonazi und Bilderstürmer«, ein zwar wenig origineller, aber dafür um so bequemerer Versuch, die schmutzigen Westen seiner Freunde reinzuwaschen. Sein Niveau verbietet es mir allerdings, mich mit ihm auch nur in eine Diskussion einzulassen. Es ist genau jenes Niveau, dem ich als junger Journalist in gewissen Parteizeitungen des Dritten Reiches begegnet bin und das mich schon 1936 veranlaßt hat, diesem traurigen Abschaum von Journalistik den Rücken zu kehren.

Mit ganz besonderer Infamie hat mich die Berliner Zeitung »*Der Tag*« zur Zielscheibe bewußter Verleumdungen gemacht. Er versucht mir nachzuweisen, was für ein eifriger Nationalsozialist ich in jungen Jahren war. Das habe ich zwar selbst schon in meinem Buch bekannt, im Gegensatz zu den Herren, die »Der Tag« gegen mich verteidigt und die diesen Eifer, allerdings nicht aus Idealismus, bis zum Jahre 1945 in den publizistischen Machtpositionen des Dritten Reiches bewiesen haben. Doch dieser Diffamierungsversuch wird dadurch besonders suspekt, daß man mir Zitate aus angeblichen Aufsätzen aus dem Jahre 1935, die gar nicht von mir stammen, unterschiebt und zwar auf den Spuren der einstigen Zeitschrift »Die Literatur« Hans Werner Richters, wo ich diesen Versuch bereits 1952 als Lüge festgestellt habe. Bis heute hat mir »Der Tag« die Berichtigung dieser Verleumdung verweigert. In diesem Fall habe ich mich entschlossen, einmal ein Exempel zu statuieren und werde meinerseits die Verleumder vor den Richter zitieren. In welchem Zustand befindet sich jedoch unsere Publizistik, daß man die Wahrheit vielfach nur mit Prozessen erzwingen kann? Kann es noch wundern, daß man gegen solche Brunnenvergifter ein strengeres Pressegesetz verlangt, gegen das sie natürlich genau so protestieren wie Verbrecher gegen einen verschärften Strafvollzug? Ich bin allerdings der Ansicht, daß die Öffentlichkeit ein Recht darauf hat, vor solchen Freibeutern der Pressefreiheit wirksam geschützt zu werden.

Als Trost gegenüber der Perfidie solcher Organe bleibt mir der freundliche Brief, den mir ein angesehener Pädagoge schrieb. Er versichert mir, er habe mein Buch den oberen Klassen seiner Schule zur Pflichtlektüre gemacht und vertrete die Ansicht, man müsse es in Millionen Exemplaren der gesamten Jugend in Deutschland vorlegen. Sein trostreicher Ratschlag an mich aber lautet:

»Wer den Morast aufrührt, ist der Schuldige, nicht diejenigen, die den Dreck gemacht haben. Aber das Wutgeschrei soll Ihnen doppelte Freude machen«.

Wie ich schon auf Seite 18 voraussagte, hat man, meine Motive verfälschend, mir vielfach unterstellt, nur »Ressentiments« abzureagieren. Es lohnt nicht, auf diese billige Art, von der Sache abzulenken, näher einzugehen. Eine Reihe von Zeitungen hat das dankenswerterweise für mich getan und damit z. B. den an Niedrigkeit kaum noch zu überbietenden Angriff ausgerechnet in der Zeitschrift »Christ und Welt« entsprechend charakterisiert. So schreibt z. B. der »*Holsteinische Kurier*«:

»Kurt Ziesel ist keineswegs einer von denen, die es nötig hätten, ein solches Buch zu schreiben, weil sie sich etwa unterdrückt oder übergangen fühlen und ihren minderen Wert durch lautes Schreien

herausputzen wollen, sondern sein bisheriges Schaffen gibt ihm das Recht und die Autorität zu seiner Anklage und Mahnung... Seine Bücher sind geprägt von großem Verantwortungsbewußtsein, von hoher sittlicher Haltung.«

Der vorhin erwähnte Angriff in »*Christ und Welt*«, durch den sich der in meinem Buch erwähnte Kulturredakteur *Dr. Wilhelm Westecker* reinzuwaschen versucht, hat mich durch seine Primitivität allerdings besonders erschüttert, zumal ich gerade ihn nicht in einen Topf mit den übrigen Opportunisten geworfen und, seine Anständigkeit nicht in Zweifel ziehend, an ihn appelliert habe, nach seinem Gewissen zu handeln. Seine Antwort befreit mich nun auch von weiteren Illusionen über seinen Charakter. Statt sich mit meinem Buch, das ja ganz im Sinne der ethischen Grundsätze seiner Zeitschrift publizistische Sauberkeit und Humanität fordert, redlich auseinanderzusetzen, reagiert er wie eine beleidigte Diva und verfälscht Zitate aus meinem Buch durch Verkehrung der Reihenfolge und Weglassung von Nebensätzen, um einen Widerspruch meiner Argumente gegen sich zu konstruieren, was zwar nicht den zehn Geboten und der Moral einer christlichen Zeitschrift entspricht, aber einfacher ist, als sich der Wahrheit zu stellen. Und damit sei er seinem Gewissen überlassen und verherrliche weiter die von ihm vor 1945 beschimpften »Zivilisationsliteraten« und die früher verdammte »Entartete Kunst«. Der Chefredakteur der Zeitschrift, *Dr. Giselher Wirsing*, verweigerte mir die Berichtigung der Fälschungen seines Kollegen und verteidigte ihn als »Mann von Rang«. Das scheint ein relativer Begriff geworden zu sein. Im Dritten Reich hatte man Rang, wenn man mit den Wölfen heulte, und heute hat man ihn wieder, auch wenn man zu diesem Zweck das Gegenteil publizieren muß. Schon Jesus empfand die Pharisäer als seine schlimmsten Feinde, und die »Wahrheitsliebe christlicher Publizisten« wäre vielleicht einer Diskussion bei den evangelischen Akademien wert.

Besonderes Aufsehen erregte der Protest *Walter von Molos* gegen meine Widmung. Ich möchte es mir versagen, dazu ausführlicher Stellung zu nehmen, denn der Fall berührt den Bereich einer menschlichen Enttäuschung, die jeder anständige Leser begreifen wird, der gelesen hat, was ich über Molo und meine Freundschaft zu ihm in dem Buch geschrieben habe. Allein der Brief Molos auf Seite 101 sagt mehr als jeder Kommentar. Ich habe die Widmung entfernt, sonst aber *nichts an dem Buch geändert, was Walter von Molo betrifft.* Wieweit ich hier Illusionen erlegen bin, möge der Leser beurteilen. In seiner eben erschienenen Lebensbiographie »So wunderbar ist das Leben« schreibt Molo auf Seite 352: »Die meisten Menschen sind schäbig, es ist kindischer Unverstand, mehr von ihnen zu erhoffen ...« Auch der Fall Molo erscheint mir als besonders eindrucksvoller Beweis für die Wahrheit und Notwendigkeit meines Buches. Der Anblick des 77jährigen Dichters, der angesichts einer möglichen literarischen und publizistischen Feme eine 24jährige Freundschaft verrät, ist wahrhaft ein Menetekel.

Zum sonstigen Echo der Presse abschließend noch ein paar Worte: Aus Hunderten von Artikeln in- und ausländischer Zeitungen, die ich bisher erhielt, wird eine Scheidung der Geister erfreulicherweise *über alle politischen Fronten hinweg* sichtbar. »Die Wahrheit ist kein Parteiprogramm!« schließt das

»*St. Galler Tagblatt*« in der Schweiz ein umfangreiches Bekenntnis zu meinem Buch. Und die amerikanische Zeitung »*Daily Democrat*« in Californien ruft ihren Landsleuten zu: »Wir sind selbst schuld, daß wir solchen Leuten nach 1945 publizistische Macht in Deutschland gaben. Auch Amerika müßte einen Kurt Ziesel haben.« In Deutschland haben mich *katholische* Zeitungen in der niedrigsten Weise verleumdet und beschimpft und *andere katholische* Zeitungen mein Buch als Tat und Beispiel gefeiert. Zahlreiche *Zeitungen der SPD* haben mir recht gegeben und meinen Gewissensappell begeistert begrüßt, andere der gleichen Couleur mir jedes Recht abgesprochen, den Richter zu spielen. Die Argumente meiner Gegner erschöpfen sich, wie ich ja in dem Buch genau vorausgesagt habe, fast überall in politischer Diffamierung nach der Methode: Haltet den Dieb! Trotz meiner unzweideutigen Haltung gegen jede Art von Neonazismus, allerdings auch von Kommunismus, versucht man sie ins Zwielicht zu rücken, indem man mir *kulturelle* Tendenzen des Nationalsozialismus unterschiebt. Der Slogan: »Weil er gegen Picasso und die Moderne ist, ist er ein Nazi« taucht in allen gegnerischen Artikeln mit der Monotonie einer tibetanischen Gebetsmühle auf, offenbar nach dem Propagandamotto von Goebbels: Je öfter und je lauter man eine Lüge wiederholt, desto eher wird sie schließlich geglaubt. Abgesehen davon, daß ich gar nicht gegen Picasso und die Moderne bin, sondern nur gegen das Kunst*monopol,* das ihre Jünger heute für sie verlangen, vermag mir bestimmt kein Mensch, der sich nicht nur der Schlagworte, sondern auch geistiger Argumente bei Diskussionen bedient, zu erklären, *was Auffassungen über Kunstfragen mit Politik zu tun haben.* Ich kenne erbitterte Widerstandskämpfer ganz linker Prägung und tiefgläubige Katholiken, die jahrelang im KZ waren, ich kenne Liberale, deren Verwandte am 20. Juli sterben mußten, und sie alle teilen meine Auffassungen über die Kunst und über Picasso. Man muß es einmal ganz deutlich sagen: *es ist eine Zumutung, die Freiheit künstlerischer Ansichten dadurch einzuengen, daß man sie zu einem diffamierenden Politikum macht.* Diese Art von Terror ist die widerlichste Entartung unserer pseudodemokratischen Publizistik und, wie ich finde, der eigentliche Neonazismus unserer Zeit.

Welche klärende und notwendige Funktion mein Buch offenbar erfüllt und wie sehr es »das ausdrückt, was Millionen Menschen empfinden«, wie eine norddeutsche Zeitung schrieb, bewies mir aber über den Widerhall in der Presse hinaus das Echo der Menschen. Der Strom begeistert zustimmender Briefe reißt bis heute nicht ab, nicht nur Briefe und Beifallskundgebungen von Verlegern, Schriftstellern, Journalisten, sondern sogar von Bundes- und Landesministern, von Bundestags- und Landtagsabgeordneten, von Ärzten, Professoren, Juristen. Besonders aber hat mich das Echo aus der akademischen Jugend bewegt. *Wenn mir die studentische Jugend schreibt, ich möge zu ihr auf die Universitäten kommen und mit ihr über mein Buch diskutieren, weil ich zutiefst die Not der Jugend, ihren Mangel an echten Vorbildern, ihre Verzweiflung über die geistige und kulturelle Lage, das Vakuum, in dem sie ihr Leben aufbauen sollen, erkannt und erfühlt habe, dann erfüllt mich das mit Stolz* und läßt mich das Geschrei, den Haß und die Dummheit der Betroffenen

mit jener Gelassenheit hinnehmen, die man heute braucht, um den Windmachern unseres Kulturkonsumvereins langsam den Garaus zu machen.

So sehr also einerseits, um mit Homer zu sprechen, die Scham zu den Hunden entflohen ist, *so sehr ist andererseits eine Front der Anständigen in Deutschland im Wachsen,* und ich glaube, sie wird sich über alle politischen, geistigen und menschlichen Differenzen hinaus eines Tages finden und dazu beitragen, jene Augiasställe auszumisten, die heute unser geistiges Leben weithin verpesten.

Salzburg, 26. April 1958 Kurt Ziesel

Namen- und Sachverzeichnis

Von *Kurt Ziesel* erschienen ferner unter anderem:

UND WAS BLEIBT IST DER MENSCH
Roman, 560 Seiten
200. Tausend

DAS LEBEN VERLÄSST UNS NICHT
Kriegstagebuch, 380 Seiten
40. Tausend

DANIEL IN DER LÖWENGRUBE
Roman, 300 Seiten
10. Tausend

DIE GOLDENEN TAGE
Roman der Insel Rhodos, 300 Seiten
25. Tausend

DER KLEINE GOTT
Roman, 320 Seiten
370. Tausend

SOLANGE WIR LIEBEN
Roman, 500 Seiten
40. Tausend

